



WIRKSAME GEWALTPRÄVENTION

EINE ÜBERSICHT ZUM INTERNATIONALEN WISSENSSTAND



Schweizerischer Fonds für Kinderschutzprojekte
Fonds Suisse pour des projets de protection de l'enfance
Fondo svizzero per progetti di protezione dell'infanzia

**JUGEND
UND
GEWALT
.CH**

Präventionsprogramm
von Bund, Kantonen,
Städten und Gemeinden

WIRKSAME GEWALTPRÄVENTION

EINE ÜBERSICHT ZUM INTERNATIONALEN WISSENSSTAND

Im Auftrag des Bundesamtes für Sozialversicherungen (BSV), Nationales Programm Jugend und Gewalt und dem Schweizerischen Fonds für Kinderschutzprojekte

Margit Averdijk
Manuel Eisner
Eva C. Luciano
Sara Valdebenito
Ingrid Obsuth

IMPRESSUM

Autor/-in

Dr. Margit Averdijk
ETH Zürich
Professur f. Soziologie
Clausiusstrasse 59
8092 Zürich
Tel. +41 44 632 97 31
margit.averdijk@soz.gess.ethz.ch

Prof. Dr. Manuel Eisner
Institute of Criminology, University of Cambridge
Sedgwick Site
CB3 9DT Cambridge, UK
Phone: + 44 1223 335374
mpe23@cam.ac.uk

Auskünfte

Yvonne Haldimann und Thomas Vollmer
Bundesamt für Sozialversicherungen
Geschäftsfeld Familie, Generationen und Gesellschaft
Programm Jugend und Gewalt
Effingerstrasse 20
3003 Bern
Tel. +41 58 462 90 98
jugendschutz@bsv.admin.ch

Copyright

Bundesamt für Sozialversicherungen, CH-3003 Bern
Schweizerischer Fonds für Kinderschutzprojekte, CH-8098 Zürich
Auszugsweiser Abdruck – ausser für kommerzielle Nutzung – unter
Quellenangabe und Zustellung eines Belegexemplars an das Bundesamt
für Sozialversicherungen gestattet.

Gestaltung

Cavelti AG, medien. digital und gedruckt, Gossau

Bestellung (kostenlos)

BBL, Verkauf Bundespublikationen, CH-3003 Bern
www.bundespublikationen.admin.ch
verkauf.zivil@bbl.admin.ch
Bestellnummer: 318.855.D
07.2014 1000 860337596

Download unter www.jugendundgewalt.ch › Good Practice

Erhältlich in Deutsch, Französisch und Italienisch

Erste Auflage, Juli 2014

DANKSAGUNG

Für ihre Hilfe beim Sammeln von Weblinks und Materialien bezüglich Projekte in der Schweiz und beim Korrigieren der Texte sei Tina Malti, Ursula Meidert, Rahel Locher und Camille Sigg herzlich gedankt. Zudem gebührt ein grosser Dank den nachfolgend genannten Gutachterinnen und Gutachtern für ihre Unterstützung und ihren Einsatz bei den Rezensionen zu den einzelnen Kapiteln.

Name	Organisation
Françoise Alsaker	Institut für Psychologie, Universität Bern
Marcelo Aragon	Tierra Nueva
Franziska Beer	Fachstelle Kinderbetreuung Luzern
Tiziana Bellucci	Action Innocence
Adrian Bieri	Kantonspolizei Aargau
Chantal Billaud	Schweizerische Kriminalprävention
Stefan Blülle	Erziehungsdepartement Kanton Basel-Stadt
Blaise Bonvin	TC Team consult
Claudio Domenig	Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (KESB) Mittelland Süd
Jürg Engler	ZEPR, Gesundheitsdepartement Kanton St.Gallen
Carlo Fabian	Institut Sozialplanung und Stadtentwicklung, Fachhochschule Nordwestschweiz
Hanspeter Fent	Kompetenzzentrum für interkulturelle Konflikte (TikK)
Philipp Frei	Blaues Kreuz Schweiz, vertikal
Carol Gachet	Intervention de Crise et Prévention (ICP)
Franziska Greber	Praxis für Psychotherapie, Coaching und Supervision
Martin Hafen	Institut Sozialmanagement, Sozialpolitik und Prävention, Hochschule Luzern – Soziale Arbeit
Marie-Claude Hofner	Unité de Médecine des Violences du Centre Hospitalier Universitaire Vaudois (CHUV) Centre Universitaire Romand de Médecine Légale
Andreas Jud	Institut Sozialarbeit & Recht, Hochschule Luzern – Soziale Arbeit
Andreas Kohli	Berner Gesundheit
Andrea Lanfranchi	Interkantonale Hochschule für Heilpädagogik Zürich
Susanne Lorenz	Institut Santé & Social, Haute Ecole de Santé & Travail Social Valais
Raphaëla Minore	Fondation Charlotte Olivier, Unité de Médecine des Violences du Centre Hospitalier Universitaire Vaudois (CHUV)
Philip Nielsen	Fondation Phénix
Gaël Pannatier	RADIX Suisse Romande
Denis Ribeaud	Professur für Soziologie, ETH Zürich
Bojan Seewer	Mobile Einheit, Amt für obligatorischen Unterricht des Kantons Freiburg
Enrico Violi	Bildungsdirektion Kanton Zürich
Andrea Wechlin	LIP Koordination Gewaltprävention Kanton Luzern
Christian Wilhelm	RADIX Suisse Romande
Hamit Zegiri	Kompetenzzentrum für Integration (komin)

DAS PROGRAMM JUGEND UND GEWALT

Das nationale Präventionsprogramm Jugend und Gewalt wurde vom Bundesrat im Juni 2010 für die Jahre 2011 – 2015 beschlossen.

Das Programm beruht auf einer tripartiten Zusammenarbeit zwischen Bund, Kantonen sowie Städten und Gemeinden. Mit dem Programm soll die Grundlage für eine wirksame Gewaltprävention in der Schweiz geschaffen werden.

Im Mittelpunkt stehen vier Aktionsschwerpunkte: der Aufbau einer Wissensbasis der Gewaltprävention, das praxisnahe und breite Vermitteln von gesichertem Wissen, die Förderung der Vernetzung der Akteure und die Verbesserung der Zusammenarbeit in den Bereichen Prävention, Intervention und Repression.

Weitere Informationen unter www.jugendundgewalt.ch



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Eidgenössisches Departement des Innern EDI
Bundesamt für Sozialversicherungen BSV



KONFERENZ DER KANTONSREGIERUNGEN
CONFERENCE DES GOUVERNEMENTS CANTONAUX
CONFERENZA DEI GOVERNI CANTONALI
CONFERENZA DA LAS REGENZAS CHANTUNALAS

Schweizerischer Städteverband
Union des villes suisses
Unione delle città svizzere



Schweizerischer Gemeindeverband
Association des Communes Suisses
Associazione dei Comuni Svizzeri
Associazion da las Vischnancas Svizras



Schweizerischer Fonds für Kinderschutzprojekte
Fonds Suisse pour des projets de protection de l'enfance
Fondo svizzero per progetti di protezione dell'infanzia

SCHWEIZERISCHER FONDS FÜR KINDERSCHUTZPROJEKTE

Der Schweizerische Fonds für Kinderschutzprojekte hat sich zum Ziel gesetzt, herausragende und vielversprechende Ansätze im Bereich der Gewaltprävention bei Kindern zu identifizieren, zu fördern und zu verbreiten.

Der Fonds wurde durch das Bundesamt für Sozialversicherungen und zwei Stiftungen – die UBS Optimus Foundation sowie die Oak Foundation – gegründet und ist bis Ende 2014 aktiv. Die Gründer haben die Absicht, ihre Aktivitäten auch in Zukunft aufeinander abzustimmen.

Weitere Informationen unter www.kinderschutzfonds.ch

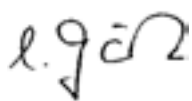
VORWORT

Der Bund, die Kantone, die Städte und Gemeinden setzen in den Jahren 2011 bis 2015 das nationale Präventionsprogramm Jugend und Gewalt um. Es hat zum Ziel, eine gemeinsame Wissensbasis für die Prävention von jugendlichem Gewaltverhalten zu schaffen, um die Wirksamkeit der Gewaltprävention zu verbessern und die Verantwortlichen bei der Auswahl, Entwicklung und Umsetzung von Massnahmen zu unterstützen. Gleichzeitig verfolgt der Schweizerische Fonds für Kinderschutzprojekte – getragen durch das Bundesamt für Sozialversicherungen, die Oak Foundation und die UBS Optimus Foundation – das Ziel, herausragende und vielversprechende Ansätze im Bereich der Gewaltprävention bei Kindern zu identifizieren, zu fördern und zu verbreiten.

Ende 2012 haben die Verantwortlichen des Programms Jugend und Gewalt sowie des Vereins Schweizerischer Fonds für Kinderschutzprojekte vereinbart, eine praxisnahe Publikation erarbeiten zu lassen, die das internationale Forschungswissen in der Gewaltprävention bündelt und für die Schweiz verfügbar macht.

Der vorliegende Bericht verschafft eine in dieser Form einmalige Übersicht über die 26 wichtigsten Präventionsansätze in den Bereichen Individuum, Familie, Schule, Sozialraum und Opferhilfe. Wissenschaftlich fundiert stellt der Bericht in prägnanter Weise dar, unter welchen Voraussetzungen die Umsetzung dieser Präventionsansätze erfolgversprechend ist, welche Faktoren die Wirksamkeit beeinflussen und wie die aktuelle Situation in der Schweiz aussieht. Der Bericht kann den Verantwortlichen für Gewaltprävention aus Praxis und Politik somit als Kompass dienen und für die Auswahl, Umsetzung und Anpassung von Massnahmen herangezogen werden. Damit unterstützt die Publikation die Anstrengungen zur Entwicklung einer wirksamen Gewaltprävention in der Schweiz.

Bundesamt für Sozialversicherungen



Ludwig Gärtner
Stellvertretender Direktor
Leiter des Geschäftsfeldes Familie, Generationen und Gesellschaft

Schweizerischer Fonds für Kinderschutzprojekte



Patricia Lannen
Vizepräsidentin

ABSTRACT

Dieser Bericht bietet einen Überblick über die wissenschaftlichen Erkenntnisse zur Gewaltprävention auf internationaler Ebene. Dabei wurde eine breite Definition von Gewalt angewendet, die sowohl rechtlich strafbare wie nicht strafbare und (frühe) Risikofaktoren für Gewalt beinhaltet. Der Bericht stützt einerseits auf einer Darstellung von internationalen Übersichtsstudien zur Wirksamkeit von Gewaltprävention und andererseits auf einer Recherche zur aktuellen Angebotsstruktur und Evaluationen in der Schweiz. Insgesamt wurden 26 Präventionsansätze in den Bereichen Individuum, Familie, Schule und Opferhilfe identifiziert, deren Wirksamkeit durch internationale Forschungsergebnisse untermauert wird. Jedes Kapitel vermittelt Praktikerinnen und Praktikern sowie Entscheidungsträgerinnen und -trägern einen Eindruck von den Zielen, den Programmmerkmalen und der Wirksamkeit der Ansätze. Zudem wird eine Übersicht über die schweizerische Praxis gegeben und es werden Schlussfolgerungen und Empfehlungen für mögliche weiterführende Strategien und Forschung formuliert. Obwohl in den letzten Jahren in der Schweiz erhebliche Fortschritte im Bereich Gewaltprävention erzielt wurden, ist die Wissensbasis immer noch zu dünn um eindeutige Empfehlungen zu wirksamen Programmen in der Schweiz abzugeben. Die meisten in der Schweiz angebotenen Programme wurden nicht hinsichtlich ihrer Wirksamkeit wissenschaftlich evaluiert. Der vorliegende Bericht soll die begonnene Dynamik hin zu mehr erkenntnisbasierter Gewaltprävention weiter stärken und stellt ein vorläufiger Kompass für die Präventionsarbeit dar.

INHALT

Einführung	11
FAMILIENPROGRAMME	23
1. Hausbesuchsprogramme	24
2. Programme gegen Kindesmisshandlung	34
3. Elterntrainings zur Bewältigung von Anpassungsproblemen bei Säuglingen und Kleinkindern	46
4. Elterntrainings zur Bewältigung von Verhaltensstörungen bei Kindern	55
VORSCHULISCHE FÖRDERUNG	65
5. Frühe Förderung im Vorschulalter	66
SCHULISCHE PROGRAMME	75
6. Schulmanagement	76
7. Effektive Klassenführung	83
8. Anti-Mobbing-Programme	90
9. Sozialkompetenztrainings	98
10. Konfliktlösungs- und Peer-Mediationsprogramme	107
11. Schulische Programme zur Prävention von sexueller Gewalt gegen Kinder	115
12. Programme gegen Gewalt in jugendlichen Partnerschaften	122
13. Indizierte schulische Interventionen auf individueller Basis	131
INDIZIERTE PROGRAMME	139
14. Mentoringprogramme	140
15. Kognitiv-verhaltenstherapeutische Programme für Straffällige	147
16. Multisystemische Familieninterventionen	154
17. Therapeutische Pflegefamilien	162
PROGRAMME IM FREIZEITBEREICH	171
18. Außerschulische Betreuung	172
19. Medienbasierte Programme	184
20. Programme gegen Gewalt im virtuellen Raum	191
21. Programme zum Abbau von Vorurteilen und zur Förderung positiver Intergruppeneinstellungen	200
OPFERORIENTIERTE PROGRAMME	211
22. Unterstützung der Opfer von sexueller Gewalt gegen Kinder und Jugendliche	212
23. Programme der Restorative Justice	220
SOZIALE KONTROLLE	229
24. Programme zur Verringerung des Alkoholkonsums	230
25. Ortsfokussierte Polizeiarbeit	242
26. Verringerung krimineller Gelegenheiten im öffentlichen Raum	249
Schlussfolgerungen und Empfehlungen	259
Anhang: Internationale Literatur	261

EINFÜHRUNG

Beim vorliegenden Werk handelt es sich um die Fortschreibung der Arbeiten, die im Expertenbericht 2006 der damaligen Eidgenössischen Ausländerkommission (Eisner et al., 2006) und im Expertenbericht 2009 «Prävention und Jugendgewalt» des Bundesamts für Sozialversicherungen (Eisner et al., 2009) ihren Anfang nahmen. Diese Berichte steckten den Rahmen für eine evidenzbasierte Gewaltpräventionsstrategie in Familie, Schule, Quartier und im weiteren Sozialraum ab. Ziel war es, in der komplexen Struktur der Präventionspraxis einen höheren Effektivitätsgrad zu erreichen.

Seit der Veröffentlichung dieser Berichte sind wesentliche Fortschritte zu vermelden: 2011 wurde das gemeinsam von Bund, Kantonen, Städten und Gemeinden getragene nationale Präventionsprogramm Jugend und Gewalt ins Leben gerufen. Es bezweckt die Schaffung einer Wissensbasis für Good Practice in der Gewaltprävention, die praxisnahe und breite Vermittlung von gesichertem Wissen, die Förderung von Vernetzung und Zusammenarbeit der Akteure und die Verbesserung des Zusammenwirkens von Prävention, Intervention und Repression. Es wurde ein nationales Netzwerk von Ansprechstellen für Gewaltprävention auf Kantons- und Gemeindeebene eingerichtet. Diese Ansprechstellen fördern den Informations- und Wissensaustausch in der vielfältigen schweizerischen Präventionslandschaft. Das Programm veranstaltet auch nationale Konferenzen für Gewaltprävention zur Vertiefung des Erfahrungsaustausches zwischen Wissenschaft, Politik und Praxis.

Der vorliegende Bericht soll die mit dem nationalen Programm Jugend und Gewalt geförderte Dynamik hin zu mehr erkenntnisbasierten Gewaltpräventionsstrategien unterstützen. Ziel des Berichts ist es, die wissenschaftlichen Erkenntnisse zur Gewaltprävention auf internationaler Ebene zu bündeln. Ausgehend von der Zusammenstellung internationaler Forschungsergebnisse umfasst der Bericht 26 Präventionsansätze in den Bereichen Individuum, Familie, Schule und Opferorientierung, deren Wirksamkeit durch umfangreiche Forschungsergebnisse untermauert ist. Die Gliederung der einzelnen Kapitel vermittelt Praktikerinnen und Praktikern sowie Entscheidungsträgerinnen und -trägern einen Eindruck von den Prinzipien und Zielen der einzelnen Ansätze und den dafür notwendigen organisatorischen Ressourcen. Zudem gibt jedes Kapitel einen Überblick über die schweizerische Praxis im jeweiligen Bereich sowie Hinweise zu weiterführenden praktischen Ansätzen und Forschungsstrategien.

Die Verfasser der vorliegenden Studie sind sich aber klar bewusst, dass eindeutige Empfehlungen zu in der Schweiz wirksamen Programmen heute nicht möglich sind. Die Beweislage ist immer noch zu dünn. Wir sehen die vorliegende Arbeit eher als vorläufigen Kompass für Massnahmen, die zu einer besseren Gewaltprävention für Kinder und Jugendliche als Opfer und/oder Täterin bzw. Täter führen können. Zudem hoffen wir, dass die Studie dazu beiträgt, in der Gewaltprävention stärker mit Ansätzen zu arbeiten, die durch wissenschaftliche Befunde abgestützt sind.

GRUNDLAGENBERICHT DER WHO ZUR GEWALTPRÄVENTION

Der vorliegende Bericht beruht auf den Arbeiten der Weltgesundheitsorganisation (WHO) zu Gewaltprävention und Gesundheit im «Weltbericht über Gewalt und Gesundheit» [1], im «Weltbericht über Gewalt gegen Kinder» [2] und im «Aktionsplan der weltweiten Gewaltpräventionskampagne für den Zeitraum 2012–2020» [3]. Die WHO-Unterlagen umreissen Grundsätze, welche nationalen und lokalen Regierungen sowie anderen staatlichen und privaten Entscheidungsträgern helfen sollen, eine wirksamere und schlüssigere Reduktionsstrategie von interpersoneller Gewalt zu entwickeln. Die Kernprinzipien dieses Ansatzes sind: durch Evaluationen gestützte Ergebnisse; Gewaltprävention bei Risikogruppen und in der Gesamtbevölkerung; Schutz der Menschenrechte, insbesondere bei den verletzlichsten sozialen Gruppen; Lebensverlaufsperspektive, die dem Präventions- und Interventionsbedarf in allen Entwicklungsphasen Rechnung trägt sowie bereichsübergreifende Zusammenarbeit u. a. zwischen Gesundheits-, Bildungs- und Polizeiwesen, Kinderschutz und Strafjustiz.

Die WHO betont die Wichtigkeit, innerhalb dieser Struktur eine tragfähige Basis für Gewaltprävention aufzubauen, die den zuständigen Stellen die verfügbaren internationalen Forschungsergebnisse vermittelt, erkenntnisbasierte Ansätze fördert, sie in die Infrastruktur vor Ort integriert und Möglichkeiten aufzeigt, Ergebnisse zur Wirksamkeit der gewählten Ansätze zu gewinnen. Der vorliegende Bericht möchte dazu einen Beitrag leisten.

DREI GRUNDSÄTZE

Der vorliegende Bericht beruht auf drei allgemeinen Grundsätzen der Verhaltensprävention.

Grundsatz 1 – Nie zu früh – nie zu spät

Die menschliche Entwicklung ist das Ergebnis einer ständigen Interaktion zwischen Einflüssen von aussen durch die physische, soziale und kulturelle Umwelt und den persönlichen Merkmalen des Menschen, u. a. Wahrnehmungen, Gewohnheiten, Überzeugungen, Charakterzüge und physiologische Eigenschaften. Forschungsergebnisse untermauern die Tatsache, dass zahlreiche Eigenschaften und Verhaltenstendenzen des Menschen in den ersten Lebensjahren geprägt werden. Dazu gehört der Hang zur Externalisierung und zu aggressivem Verhalten, bei welchen sich bereits im Alter von 12 bis 24 Monaten deutliche Unterschiede zwischen Individuen abzeichnen. Die Unterschiede bleiben in den verschiedenen Lebensverlaufphasen – z. B. zwischen früher Kindheit und früher Jugend bzw. zwischen Jugend- und Erwachsenenalter – relativ stabil. Die Präventionsforschung betont deshalb die Bedeutung von Gewaltpräventionsansätzen, die bereits in den ersten Lebensphasen ansetzen und für ein sicheres, förderliches und fürsorgliches Umfeld für das Heranwachsen der Kinder sorgen. Zudem zeigt die Entwicklungsforschung, dass sich unser Verhalten während des ganzen Lebensverlaufs verändert und sich als Reaktion auf unsere

Lebensumstände anpasst. Die Forschungsergebnisse, wonach Massnahmen in jeder Lebensphase das weitere Gewaltisiko deutlich beeinflussen können, belegen dies eindeutig. Deshalb muss die Gewaltpräventionsarbeit Strategien für alle Lebensphasen des Menschen entwickeln – von der Schwangerschaft bis hin zum Erwachsenenalter.

Grundsatz 2 – Behandlung der Risikofaktoren auf verschiedenen Ebenen

Jahrzehntelange Forschungsarbeiten zu Gewaltursachen legen den Schluss nahe, dass sich Gewalt und Aggression nicht auf eine einzige Ursache reduzieren lassen. Bei den Ursachen von Gewalt spielen mehrere Mechanismen auf unterschiedlichen Ebenen des sozialen Umfelds zusammen. Dazu gehören Prozesse und Merkmale auf genetischer, neurokognitiver und physiologischer Ebene in Familie, Schule, Quartier sowie in der Gesellschaft. Auf jeder dieser Ebenen spielen unterschiedliche Prozesse eine Rolle. In der Familie z. B. bilden Faktoren wie Kindesmisshandlung, Elternkonflikte und Trennung, aggressive Geschwister und depressive Mütter häufig Risikofaktoren für Aggressionsverhalten. Aufgrund der Komplexität der Gewaltursachen ist es wichtig, die Risikofaktoren mit der grössten Kausalwirkung zu identifizieren, Strategien für den Umgang mit Risikofaktoren auf unterschiedlichen Ebenen zu entwickeln und Schutzmechanismen einzuführen, die das Auftreten von Verhaltensproblemen trotz vorhandener Risikofaktoren verringern.

Grundsatz 3 – Die 70-25-5-Regel

Gewalt und Aggressionsverhalten treten gehäuft bei einer kleinen Anzahl Kinder auf, d. h. die meisten Kinder sind unproblematisch und zeigen nur geringe oder keine Zeichen von zerstörerischem oder antisozialem Verhalten. Grössere Probleme treten nur bei einer kleinen Anzahl Kindern hervor. Dieses Verteilungsmuster lässt sich mit der 70-25-5-Regel veranschaulichen: 70 % der Kinder jeden Alters zeigen kaum Verhaltensprobleme, 25 % gehören zur Gruppe mit Verhaltensproblemen, aber nur eine kleine Minderheit von 5 % zeigt hartnäckige und gravierende Verhaltensprobleme.

Tabelle 1 verdeutlicht das Muster und die Auswirkungen auf die Prävention anschaulich. Insgesamt hatten 15-jährige Jugendliche in Zürich in den 12 Monaten vor der Erhebung etwa 17 000 Straftaten begangen (ohne illegale Downloads, Schulschwänzen und Schwarzfahren). Im Durchschnitt sind dies 11 Delikte pro Jugendliche. Die 70 % Jugendlichen mit der geringsten Straffälligkeit in der Studie begingen durchschnittlich weniger als ein Delikt pro Jahr, also knapp 3 % aller Delikte. Für diese Jugendliche ist das Risiko sehr gering, in ihrer späteren Entwicklung zu grösserer Delinquenz zu neigen. Für die nächsten 25 % der Jugendlichen besteht ein gewisses Risiko, gravierendere Probleme zu entwickeln. Der Durchschnitt beträgt 12,9 Delikte pro Jugendlicher, was etwa 25 % aller Delikte entspricht. Das echte Problem betrifft die schwierigsten 5 %. Diese 73 Jugendlichen in der Studie begingen durchschnittlich 170 delinquente Handlungen und waren für 72 % aller Delikte verantwortlich. Tabelle 1 zeigt bei Gewalttaten eine noch stär-

kere Konzentration: Beinahe 80 % der Vorfälle entfallen auf die schwierigsten Jugendlichen.

Tabelle 1: Straffälligkeit und schwerwiegende Gewalttaten bei 15-Jährigen, Ergebnisse aus der Studie z-proso

Anteil der Jugendlichen	Strafbare Handlungen pro Person	Prozent aller Delikte	Prozent Gewalttaten (Körperverletzung, Raub)
70% der Jugendlichen	0,53	3 %	3 %
25% der Jugendlichen	12,9	25 %	18 %
5% der Jugendlichen	170,2	72 %	79 %

Quelle: Auswertung Basisdaten des Zürcher Projektes zur sozialen Entwicklung von Kindern und Jugendlichen (z-proso), 2014

Diese Zahlen haben eine hohe Aussagekraft in Bezug auf die Präventionspolitik und die Gewichtung von universeller, selektiver und indizierter Prävention. Sie zeigen, dass sich die Prävention bezüglich Ressourceneinsatz schwerpunktmässig auf jene 5 % Jugendliche fokussieren muss, welche die grössten Probleme verursachen; anders gesagt bedeutet dies, dass in einer Gesundheitsstrategie, die Ressourcen proportional zu den vermeidbaren Delikten investieren will, rund 300-mal mehr Mittel pro Jugendlicher der Problemgruppe eingesetzt werden sollten als in der Gruppe mit den geringsten Problemen. Um bei diesen Jugendlichen präventiv vorzugehen, müssen sie frühzeitig erfasst werden und müssen frühzeitig Präventionsmassnahmen zur Verfügung gestellt werden.

AUFBAU DER KAPITEL

Ausgangslage

Dieser Bericht beruht auf einer zweistufigen Methodik. Erstens basiert er auf Übersichtsstudien (Metaanalysen oder systematische Forschungsübersichten); das sind zusammenfassende Übersichten von Forschungsergebnissen, in welchen Informationen aus Einzelstudien gesammelt, systematisch analysiert und zusammengefasst werden. Dieses Vorgehen wurde gewählt, da es innerhalb des verfügbaren Zeitrahmens nicht möglich war, alle Einzelstudien zur Gewaltprävention zu analysieren. Die Entscheidung, sich nur auf Übersichtsstudien zu fokussieren, hat Vor- und Nachteile: Einerseits gewinnen Übersichtsstudien zunehmend an Bedeutung, um die immer zahlreicheren Forschungsergebnisse zusammenzufassen und das Gesamtbild besser zu verstehen. Auf der anderen Seite bedeutet ein Fokus auf das Gesamtbild, dass möglicherweise wichtige Details verloren gehen, dass die Präventionsprogramme nur auf einer stark verallgemeinerten Ebene beschrieben sind und dass die Analyse einzelner, besonders interessanter Programme schwierig wird. Die vorliegende Auswertung stützt sich auf zwischen 2000 und 2012 durchgeführte Übersichtsstudien aus sieben

grossen Forschungsdatenbanken. Frühere Übersichtsstudien wurden nicht berücksichtigt, da dieses Forschungsgebiet einem raschen Wandel unterworfen ist. Die Übersichtsstudien wurden codiert und nach Themenbereichen gegliedert. Davon ausgehend wurden 26 Methoden identifiziert, die nach Auffassung der Autoren solide Forschungsergebnisse aufweisen und im schweizerischen Kontext prüfenswert erschienen.

In einer zweiten Phase wurde versucht, für jedes Thema einen Überblick über die aktuelle Angebotsstruktur in der Schweiz zu verschaffen, in diesem Bereich tätige Stellen zu nennen und Schweizer Evaluationen zum Thema zu finden. Wegen der höchst vielseitigen und dezentralen Struktur der Gewaltprävention auf Kantons- und Gemeindeebene kann kein Anspruch auf eine erschöpfende Darstellung erhoben werden. Das Ziel ist es, den Lesenden einen knappen Überblick über die Grundstrukturen zu vermitteln und relevante Beispiele von aktuellen Programmen und Methoden herauszugreifen.

Der Aufbau aller Kapitel ist identisch und folgt dem nachstehenden Schema.

Kapitelgliederung

Problemlage: Beschreibung der wichtigsten Probleme, die diese Methode bewältigen will.

Ziele: Zusammenfassung der Ziele, die dieser Ansatz erreichen will.

Merkmale: Überblick über die übliche Durchführung des Programmtyps, die dafür notwendige Qualifikation und Ausbildung sowie die erforderlichen Ressourcen.

In jedem Abschnitt ist ein konkretes «Programmbeispiel» beschrieben. Wann immer möglich wurden Programmbeispiele ausgewählt, die in der internationalen Forschungsliteratur getestet und als wirksam befunden wurden. Dies war nicht immer möglich; in diesen Fällen werden besonders interessante und vielversprechende Programme dargestellt. Dies ist nicht als Empfehlung für eines dieser Programme zu verstehen; vielmehr war es das Ziel dem Lesenden ein konkretes Beispiel des Ansatzes aufzuzeigen. Die ausgewählten Programmbeispiele dienen demnach der Illustration bzw. sind zur Konkretisierung gedacht.

Wirksamkeit: Zusammenfassung des aktuellen Wissensstands zur Wirksamkeit des jeweiligen Programms. Als Hauptquellen dienen Übersichtsstudien.

Einflussfaktoren: Beschreibung der wesentlichen Elemente, die nach derzeitigem Wissensstand die Wahrscheinlichkeit beeinflussen, mit Hilfe der Methode positive Wirkungen zu erzielen. Der Abschnitt beruht soweit wie möglich auf den Ergebnissen der Übersichtsstudien sowie auf Quellen aus der Fachliteratur.

Aktuelle Praxis in der Schweiz: Beschreibung der Ausgangslage und einiger relevanter Programme in der Schweiz (ohne Anspruch auf Vollständigkeit). Die Nennung einzelner Programme beinhaltet keine Aussage zu ihrer Wirk-

samkeit, da die meisten dieser Programme diesbezüglich nicht ausreichend evaluiert wurden. Gelegentlich werden Programme und Ansätze erwähnt, die von den Autoren als vielversprechend erachtet werden, weil sie durch internationale Forschungsergebnisse untermauert sind. Zudem wird auf wichtige, einschlägige Evaluationen hingewiesen.

Schlussfolgerungen und Empfehlungen: Nach Meinung der Autoren reichen die Forschungsergebnisse in der Schweiz für verbindliche Empfehlungen zur Art der umzusetzenden Programme nicht aus. Der letzte Abschnitt enthält stattdessen eine Übersicht der Befunde sowie eine Reihe von Empfehlungen, die Fachleute und praxisorientierte Forscherinnen und Forscher bei der Entscheidungsfindung unterstützen, zur Weiterentwicklung und qualitativen Verbesserung des aktuellen Angebots beitragen und die gezielte Forschung zur Weiterentwicklung des Bereichs fördern.

Ergebnisse aus der Studie z-proso

Neben den festen Bestandteilen der einzelnen Kapitel werden zusätzlich – sofern für ein spezifisches Thema sinnvoll – Informationsblöcke mit ausgewählten Ergebnissen aus der z-proso-Studie (Zürcher Projekt zur sozialen Entwicklung von Kindern und Jugendlichen) behandelt. Es handelt sich dabei um die einzige Langzeitstudie in der Schweiz, welche die Entwicklung von Aggression und Gewalt über die Entwicklungsphasen hinweg gezielt untersucht. Die 2003 lancierte Studie umfasst heute sechs grosse Datenerhebungen bis zum Alter von 15 Jahren (7, 8, 9, 11, 13 und 15). Teilnehmende sind 1619 Kinder, die im Herbst 2003 in einer der 56 Schulen der Stadt Zürich das erste Primarschuljahr besucht haben. Im Alter von 15 Jahren konnten immer noch Daten zu 85% der erfassten Kinder erhoben werden. Aufgrund der Datenfülle bildet die Studie eine einzigartige Informationsquelle. Die meisten Auswertungen wurden speziell für diesen Bericht durchgeführt. Darüber hinaus werden in einzelnen Kapiteln Erkenntnisse aus anderen Schweizer Studien präsentiert.

DIE BEDEUTUNG DES KONTEXTS

Der Hauptteil dieses Berichts beruht auf Forschung aus dem Ausland. Insbesondere stammen viele der Übersichtsstudien und Programm-Beispiele aus den USA. Die Autoren hätten zwar gerne mehr Erkenntnisse aus Kontinentaleuropa und insbesondere der Schweiz aufgenommen, dieses Wissen ist aber oft begrenzt; der Grossteil der Forschung über Gewaltprävention wird in den USA durchgeführt. Ziel war es, die internationalen Erkenntnisse zusammenzufassen, in der Hoffnung die wirksame Prävention von Gewalt in der Schweiz zu fördern. Es sollte jedoch beachtet werden, dass wirksame Gewaltprävention immer kontextabhängig ist. Die Schweiz hat viele Eigenschaften, die sie von anderen Ländern unterscheidet, darunter die verschiedenen Landessprachen, der relativ hohe Wohlstand und die vielen ethnischen Gruppen. Präventionsprogramme, die im Ausland wirksam sind, haben daher nicht unbedingt die gleichen Wirkungen in der Schweiz. Zudem

unterscheiden sich die Regionen innerhalb der Schweiz kulturell und sozio-ökonomisch, was die Wirksamkeit eines bestimmten Programms beeinflussen kann. Ausserdem hängt selbst innerhalb der gleichen geografischen Region die Wirksamkeit eines Programms von der jeweiligen Zielgruppe und den besonderen Umständen ab.

Jeder Programmumsetzung muss eine sorgfältige Analyse der Umstände, unter denen das Programm umgesetzt werden soll, vorangehen. Eine solche Analyse muss eine Prüfung der lokalen Situation und der Zielgruppe beinhalten. Darüber hinaus muss die Umsetzung Partnerschaften mit lokalen Politikerinnen und Politikern, Organisationen und anderen Stakeholdern beinhalten. Programme müssen entsprechend gewählt und manchmal entsprechend angepasst werden. Vor diesem Hintergrund sind Erfahrungen aus anderen Ländern für strategische Entscheidungen über Präventionsstrategien und Wege, die die Wirksamkeit von Programmen optimieren, sehr informativ und hilfreich.

FOKUS UND ERKLÄRUNG DER BEGRIFFLICHKEITEN

Bei der Bestimmung des Fokus dieses Berichts und der Definitionen der zentralen Begriffe, orientierten sich die Autoren weitgehend an den Definitionen des Programms Jugend und Gewalt (Bundesamt für Sozialversicherungen, 2013). Diese werden unten kurz besprochen.

Dieser Bericht hat Prävention und Intervention zum Thema. Es gibt wichtige Unterschiede zwischen diesen beiden Feldern, in erster Linie hinsichtlich des Zeitpunkts ihres Einsatzes (Hafen, 2007). Präventionsmassnahmen zielen darauf ab, das Auftreten von Gewalt durch die Verringerung von Risikofaktoren und die Stärkung von Schutzfaktoren zu verhindern. Interventionen hingegen werden in Fällen eingesetzt, in denen sich Probleme bereits manifestiert haben und zielen darauf ab, ein erneutes Auftreten zu verhindern.

In jedem Kapitel wird angegeben, ob ein Programm-Typ auf die universelle, selektive oder indizierte Ebene ausgerichtet ist (Gordon, 1983). Universelle Programme richten sich an alle Kinder, Jugendlichen oder Eltern oder an die gesamte Bevölkerung. Selektive Programme richten sich an Kinder und Jugendliche bzw. an Personen, die ein hohes Risiko für die Entwicklung von gewalttätigem Verhalten haben. Indizierte Programme richten sich an Jugendliche bzw. an Personen, die bereits gewalttätiges Verhalten gezeigt haben, oder die Opfer von Gewalt geworden sind. In letzterem Fall zielen indizierte Programme darauf ab, die negativen Folgen der Opfererfahrung (z. B. psychische Probleme) zu verringern. Dieser Bericht fokussiert in erster Linie auf Programme, die darauf abzielen, Charakteristiken von Individuen und ihrer direkten Umgebung (Familie, Schule, Sozialraum) zu ändern. Es sind keine Programme einbezogen worden, die darauf abzielen, die Charakteristiken eines Landes, z. B. das allgemeine Wohlstandsniveau oder das politische System, zu ändern.

Es wird eine breite Definition von Gewalt verwendet. Das bedeutet, dass sowohl auf rechtlich strafbare Formen der Gewalt als auch auf nicht strafbare Formen, wie z. B. Mobbing, eingegangen wird. Mit einbezogen werden zwischenmenschliche Formen der körperlichen, psychischen und sexuellen Gewalt. Zudem sind einige der Programme, die besprochen werden, nicht nur oder nicht direkt auf die Gewaltprävention an sich ausgerichtet. Vielmehr zielen sie darauf ab, (frühzeitige) Risikofaktoren für Gewalt, wie negative Erziehungspraktiken, kognitive Defizite, Verhaltensprobleme in der Kindheit und Schulabbruch, zu reduzieren. Angesichts ihrer Bedeutung für die Gewaltprävention sind diese Programme ebenfalls einbezogen worden.

Die meisten Kapitel in diesem Bericht konzentrieren sich auf Ansätze, die Gewalt unter Kindern und Jugendlichen bis 18 Jahren reduzieren. Da sich die Tendenzen für gewalttätiges Verhalten oft in den ersten Lebensjahren formen (siehe oben), haben diese Ansätze auch das Potenzial gewalttätiges Verhalten später im Leben zu verhindern. Von diesem Fokus auf Jugendgewalt wird in den letzten drei Kapiteln des Berichts abgewichen. Diese Kapitel konzentrieren sich auf Strategien der Abschreckung und formellen sozialen Kontrolle, die manchmal, aber nicht immer altersspezifisch sind. Diese Kapitel gelten daher für einen breiteren Altersbereich und schliessen auch Erwachsene mit ein.

Im Einklang mit anderen Ressourcen für eine wirksame Gewaltprävention (wie die «Grüne Liste Prävention» und «Blueprints for Healthy Youth Development», siehe unten), haben die Autoren die Ansätze nach ihrer Wirksamkeit eingeteilt. Es wurden zwei Kategorien unterschieden, nämlich «vielversprechende» und «wirksame» Ansätze. Ansätze wurden als «vielversprechend» eingestuft, wenn die Anzahl von hochwertigen Evaluationen (d. h. randomisierte kontrollierte Studien oder quasi-experimentelle Studien) noch begrenzt ist, die ersten Ergebnisse jedoch darauf hindeuten, dass der Ansatz effektiv Gewalt und/oder die Risikofaktoren für Gewalt reduziert. Ansätze wurden auch als «vielversprechend» eingestuft, wenn die Forschungsergebnisse insgesamt positiv sind, gleichzeitig aber nahe legen, dass schädliche Auswirkungen möglich sind. Ansätze wurden als «wirksam» eingestuft, wenn qualitativ hochwertige Auswertungen zeigen, dass dieser Ansatz effektiv Gewalt und/oder Risikofaktoren für Gewalt reduziert und wenn es keine Hinweise auf schädliche Auswirkungen gibt. Die Kategorien «vielversprechend» und «wirksam» werden in den Kasten zu Beginn jedes Kapitels gezeigt. Eine detailliertere Beschreibung der Wirksamkeit lässt sich im Abschnitt «Wirksamkeit» jedes Kapitels finden. Es ist darauf hinzuweisen, dass dieser Bericht auf Übersichtsstudien basiert und dass die Schlussfolgerungen daher nur auf die Studien, die in den Übersichtsstudien einbezogen wurden, zutreffen.

WEITERE ALLGEMEINE INFORMATIONSQUELLEN

Die vorliegende Übersicht informiert über eine Reihe von wichtigen und international nachgewiesenen effektiven Ansätzen. In den letzten zehn Jahren haben Websites mit leicht verfügbaren Informationen exponentiell zugenommen; sie fördern das Verständnis der Fachleute für den aktuellen Forschungsstand in der Präventionsforschung, für nachweislich effektive evaluierte Programme und für Innovationen, die zu künftigen Fortschritten beitragen dürften. Fünf Websites sind speziell empfehlenswert, sie können für Fachleute und Entscheidungsträgerinnen und -träger hilfreich sein.

Jugend und Gewalt – Nationales Präventionsprogramm Jugend und Gewalt

Die Website des Nationalen Präventionsprogramms Jugend und Gewalt vermittelt umfassende Informationen zu den heutigen präventionsrelevanten Ressourcen und Strukturen in der Schweiz. Die Website bietet detaillierte Beschreibungen zum aktuellen Angebot für die drei Stufen des Gemeinwesens (Bund, Kantone, Städte und Gemeinden). Zudem umfasst die Website eine auswertbare Datenbank mit über 200 Präventionsprojekten, -programmen und -massnahmen. Es bestehen allerdings gewisse Überschneidungen zwischen Einträgen zu Institutionen (z. B. Arbeitsgruppe Kinderschutz) und Einträgen zu spezifischen Ansätzen, Programmen oder Massnahmen. Schlussendlich kann auf der Website auf die Evaluationsprojekte des Programms Jugend und Gewalt zugegriffen werden. Derzeit werden neun Evaluationsprojekte und acht Pilotprojekte gefördert. Leider gibt es bei keinem Projekt eine Kontrollgruppe, das die Beurteilung der Wirksamkeit des entsprechenden Programms ermöglichen würde.

Grüne Liste Prävention

In Zusammenarbeit mit der in den USA ansässigen Organisation «Communities that Care», die sich für erkenntnisbasierte Verbrechensprävention und Gesundheitsförderung im Allgemeinen einsetzt, hat der Landespräventionsrat Niedersachsen eine Website für forschungsbasierte Präventionsprogramme in Deutschland entwickelt. Die Website umfasst heute Informationen zu 46 Programmen und wird kontinuierlich auf den neuesten Stand gebracht. Die Benutzer finden eine Zusammenfassung der Merkmale und Zielgruppen sowie die aktuellen Forschungsergebnisse für jedes Programm. Die Programme werden nach «Effektivität theoretisch gut begründet», «Effektivität wahrscheinlich» und «Effektivität nachgewiesen» eingereiht.

Prevention Action (auf Englisch)

Bei Prevention Action handelt es sich um einen Online-Nachrichtendienst mit internationalen Informationen über Innovationen und die Wirksamkeit von Programmen zur Gesundheits- und Entwicklungsförderung bei Kindern. Das Programm umfasst alle Bereiche der physischen, verhaltensbezogenen, emotionalen, sozialen und intellektuellen Entwicklung von Kindern. Es wurde von der britischen Wohlfahrtsorganisation Dartington Social Research Unit lanciert. Ziel ist die bessere Nutzung von wissenschaftlichen Erkennt-

nissen zu bewährten Massnahmen bei der Planung und Erbringung von Dienstleistungen für Kinder und Familien. Die Website stellt Forschungserkenntnisse und Innovationen allgemein verständlich dar. Zudem erhalten Fachleute und politische Entscheidungsträgerinnen und -träger aktuelle Informationen zu den neuesten Entwicklungen.

Blueprints for Healthy Youth Development (auf Englisch)

Immer mehr nationale und internationale Websites vermitteln Fachleuten und politischen Entscheidungsträgerinnen und -trägern Informationen zu erkenntnisbasierten Programmen, ihren Merkmalen, Zielgruppen und ihrer Forschungsbasis. Die erste und umfassendste derartige Website ist die 1996 von der University of Colorado in Boulder (USA) aufgeschaltete Blueprints for Healthy Youth Development. Auf dieser ständig aktualisierten Website können Ergebnisse, Zielgruppen und Programmmerkmale abgefragt werden. Sie enthält Informationen zum Programm, zu den Ergebnissen der jeweiligen Forschungsarbeit und zur Einschätzung der Kosteneffektivität der jeweiligen Massnahme. Viele Programme sind in der Schweiz nicht verfügbar und die Ergebnisse lassen sich auch nicht unbedingt auf andere Länder übertragen. Die Website vermittelt jedoch einen ausgezeichneten Überblick über nachweislich effektive Massnahmen und deren Grundprinzipien. Fachleute erhalten so eine Orientierungshilfe zu Strategien, die sich als erfolgreich herausstellen könnten.

Violence Prevention Alliance (VPA) (auf Englisch)

Die Violence Prevention Alliance (VPA) ist ein Netzwerk von WHO-Mitgliedsstaaten, internationalen Stellen und Organisationen der Zivilgesellschaft, die sich global für Gewaltprävention engagieren. Die Mitglieder der Global Violence Prevention Alliance verfolgen in der Gesundheitspolitik einen gemeinsamen, evidenzbasierten Kurs zur Gewaltprävention. Sie tragen aktiv zur – von der Weltgesundheitsorganisation geförderten – weltweiten Kampagne für Gewaltprävention bei. Die Website enthält einen Link zu dem als Violence Prevention Evidence Base and Resources bezeichneten globalen Verzeichnis von Wirkungsstudien. Der Benutzer findet rasch Kurzfassungen der Forschungsergebnisse zu bestimmten Teilbereichen der Gewaltprävention. Die VPA-Website enthält zudem einen Link zum Bericht «Violence Prevention – the evidence report», d.h. mehrere aufschlussreiche Kurzbeschreibungen zu sieben Hauptgebieten der Gewaltprävention.

Websites auf Französisch oder Italienisch

Die Tendenz zu stärkerer erkenntnisbasierter Verbrechens- und Gewaltprävention stammt aus den Vereinigten Staaten und hat sich mittlerweile in den skandinavischen Ländern, den Niederlanden, dem Vereinigten Königreich und Deutschland etabliert: Dort wurden Strukturen geschaffen, die Fachleute über verfügbare Forschungsergebnisse informieren. Leider wurden keine vergleichbaren Websites auf Französisch oder Italienisch gefunden.

LITERATUR

Bundesamt für Sozialversicherungen (2013). Prävention von Jugendgewalt: Begriffsdefinitionen, www.jugendundgewalt.ch

Eisner, M., Ribeaud, D., & Bittel, S. (2006). Prävention von Jugendgewalt – Wege zu einer evidenzbasierten Präventionspolitik. Bern: Eidgenössische Ausländerkommission EKA.

Eisner, M., Ribeaud, D., & Locher, R. (2009). Prävention von Jugendgewalt. (Expertenbericht 05/09 – Beiträge zur Sozialen Sicherheit). Bern: Bundesamt für Sozialversicherungen.

Fabian, C., Käser, N., Klöti, T., & Bachmann, N. (2014). Leitfaden Good-Practice-Kriterien der Prävention von Jugendgewalt in den Bereichen Familie, Schule und Sozialraum. Bern: Bundesamt für Sozialversicherungen.

Hafen, M. (2007). Grundlagen der systemischen Prävention. Ein Theoriebuch für Lehre und Praxis, Heidelberg: Carl Auer.

Landert, C., & Panchaud, C. (2013). Übersicht über Strategien, Strukturen und Massnahmen der Gewaltprävention in der Schweiz. Bern: Bundesamt für Sozialversicherungen.

LINKS

Nationales Präventionsprogramm Jugend und Gewalt > www.jugendundgewalt.ch

Grüne Liste Prävention > www.gruene-liste-praevention.de

Prevention Action > www.preventionaction.org

Blueprints for Healthy Youth Development > www.blueprintsprograms.com

Violence Prevention Alliance > www.who.int/violenceprevention

Violence Prevention Evidence Base and Resources > www.preventviolence.info



FAMILIENPROGRAMME

1. Hausbesuchsprogramme
2. Programme gegen Kindesmisshandlung
3. Elterntrainings zur Bewältigung von Anpassungsproblemen bei Säuglingen und Kleinkindern
4. Elterntrainings zur Bewältigung von Verhaltensstörungen bei Kindern

1. HAUSBESUCHSPROGRAMME

EBENE	BEREICH	ALTERSGRUPPE
Universell › Selektiv › Indiziert	› Familie Schule Sozialraum	› Vor der Geburt › Säuglingsalter (0–1) › Frühe Kindheit (1–7) › Mittlere / späte Kindheit (7–9) Frühadoleszenz (9–13) Mittlere / späte Adoleszenz (13–18)

ZIELE

Verbesserung der Erziehungskompetenz, Unterstützung und Ressourcen zugunsten der Eltern zur Förderung der gesunden Entwicklung des Kindes und zur Verringerung des Misshandlungsrisikos

ZIELGRUPPE

Eltern (oder Betreuungspersonen) mit erhöhtem Risiko, wie z. B. minderjährige Eltern, Alleinerziehende, in Armut lebende Eltern, ethnische Minderheiten mit geringer oder fehlender sozialer Vernetzung, Eltern mit Drogenproblemen und/oder psychischen Problemen

ANGESPROCHENE RISIKEN

Schwierige Lebensverhältnisse der Mutter, Entwicklungsrisiken des Kindes, Kindsmisshandlung, fehlende Mutter-Kind Bindung, Überforderung der Eltern

ALLGEMEINE WIRKSAMKEIT

Wirksam

Hausbesuchsprogramme sind strukturierte Interventionen, bei denen Fachleute schwangere Frauen und Mütter in schwierigen sozialen und finanziellen Verhältnissen unterstützen. Die Programme wollen die Elternkompetenz und damit die kognitive und sozio-emotionale Entwicklung der Kinder verbessern. Ziel der Hausbesuche ist es, die psychische und physische Gesundheit von Eltern und Kindern zu fördern und die Gefahr von Kindesmisshandlung und -vernachlässigung zu reduzieren. Forschungsergebnisse zeigen tendenziell positive Auswirkungen bei einzelnen Faktoren, z. B. verbesserte Elternkompetenz, weniger Kindsmisbrauch und bessere kognitive und soziale Entwicklung des Kindes. Einzelne Studien berichten über positive Effekte bis ins Jugendalter. Aber die kleine Zahl von Studien macht Verallgemeinerungen über langfristige Effekte gegenwärtig unmöglich.

PROBLEMLAGE

Bei Kindern, die in sozial benachteiligten Familien (z.B. Armut, alleinerziehende und/oder minderjährige Eltern, ethnische Minderheiten, die sozial wenig vernetzt sind) oder bei psychisch kranken oder drogenabhängigen Eltern aufwachsen, können die Entwicklungschancen beeinträchtigt sein. Es kann daher vermehrt zu Verhaltens- oder sozio-emotionalen Problemen kommen [1, 2]. Ein Grund dafür ist, dass Eltern in schwierigen Verhältnissen manchmal zu wenig stimulierende und konsequente Erziehung vermitteln, die eigenen Bedürfnisse und jene der Kinder vernachlässigen und in den Erziehungsstrategien Zwang einsetzen, was eine Form von emotionaler und/oder körperlicher Kindesmisshandlung darstellen kann [3]. Trotz der guten Absichten der Eltern und ihrer Bereitschaft, im Interesse ihres Kindes zu handeln, können die schwierigen Lebensumstände zu Herausforderungen führen, die sie alleine kaum bewältigen können. Dieses wiederum kann die gesunde sozio-emotionale Entwicklung der Kinder kurz- und langfristig behindern. Um solche Entwicklungen zu vermeiden und sie auf die schwierige Aufgabe der Elternschaft vorzubereiten, brauchen Eltern aus benachteiligten Verhältnissen mehr Unterstützung, wenn sie ein Kind erwarten und zum ersten Mal Eltern werden. Hierfür wurden gezielte Hausbesuchsprogramme für Familien in Risikosituationen erarbeitet.

ZIELE

Hausbesuchsprogramme sind strukturierte Programme, die gefährdeten Eltern Wissen, Ressourcen und Unterstützung bieten, um die elterliche Kompetenz zu verbessern und die gesunde Entwicklung des Kindes zu fördern. Sie arbeiten mit einem Ansatz, der die Kapazitäten der Eltern wertschätzt und ihre Ressourcen fördert anstatt ihre Schwächen zu betonen.

Die meisten Hausbesuchsprogramme beruhen auf systemischen Theorien, die davon ausgehen, dass die Eltern-Kind-Beziehung die kindliche Entwicklung direkt beeinflusst, und das breitere Umfeld – u.a. die sozialen und finanziellen Verhältnisse – sich indirekt auf das Kind auswirkt. Elternprogramme mit Hausbesuchen funktionieren nach dem Prinzip, dass Informationen über Erziehungskompetenzen und Elternschaft die Eltern sensibilisieren und die Eltern-Kind-Beziehung verbessern. Über die Informationsvermittlung hinaus fördern sie das Reflektieren und Einüben des Erziehungsverhaltens in konkreten Erziehungssituationen. Dies wiederum beeinflusst die Entwicklung des Kindes positiv und kann vor Kindesmisshandlung schützen. Zudem wirkt sich die Hilfe bei der Bewältigung sozialer und finanzieller Probleme indirekt positiv aus. Man geht davon aus, dass positive Erziehung die negativen Auswirkungen der sozioökonomischen Nachteile auf die kindliche Entwicklung zum Teil kompensiert.

MERKMALE

Hausbesuchsprogramme werden zu Hause bei den Familien durchgeführt. Einzelne Programme unterscheiden sich aber erheblich in der Art des Angebots, der Dauer, der Intensität und dem angestrebtem Ergebnis [4]. Manche Programme betonen eher die (Gesundheits-) Pflege, während andere sich eher auf die Stärkung der Erziehungskompetenzen konzentrieren. Der Inhalt dieses Kapitels ist primär auf letztere ausgerichtet, obwohl es auch Programme gibt, die beide Aspekte kombinieren.

Durchführungsformat: Die Aktivitäten, die Hausbesucherinnen mit den Eltern (normalerweise die Mutter) durchführen, variieren abhängig vom Ziel des Programms und vom Programmkonzept stark. Aktivitäten sind z. B. Anregungen für die Mutter-Kind-Beziehung: Der Elternteil wird ermutigt, mit dem Kind zu spielen und dabei verbale Interaktionsmethoden, Spielzeuge und Bücher zu verwenden. Viele Programme beinhalten Informationen für die Mütter über die Entwicklung des Kindes und die ersten Lebensjahre. Die Eltern erhalten soziale Unterstützung und Beratung, und sie werden unterstützt, zusätzliche soziale und staatliche Hilfsangebote zu nutzen. Entwicklungs- und Gesundheitsuntersuchungen sind ebenfalls Teil des Programms.

Durchführungsrahmen: Die meisten Programme richten sich selektiv und indiziert an besonders belastete Familien. Kriterien sind z. B. ein niedriges Haushaltseinkommen, Abhängigkeit von Sozialhilfe, potenzieller oder tatsächlicher Kindesmissbrauch, Kindesvernachlässigung, Minderjährigkeit eines Elternteils, Drogenmissbrauch, psychische Probleme oder ein niedriges Geburtsgewicht des Kindes. Die Durchführung findet bei der Familie zu Hause statt, doch einige Programme werden auch in Familienzentren, in Kindertagesstätten oder per Telefon angeboten. Massnahmen zu Hause bieten den Vorteil, dass die Eltern sich nicht um Fragen wie Transport oder Kinderbetreuung kümmern müssen, was möglicherweise die Teilnahmequote erhöht. Die Dauer und Intensität der Programme variieren stark. Normalerweise dauern Programme zwischen neun Monaten und drei Jahren. Die Häufigkeit der Treffen schwankt stark zwischen zweimal wöchentlich bis weniger als einmal pro Monat. Die Programme werden normalerweise im Vorschulalter, häufig in den ersten drei Lebensjahren des Kindes, durchgeführt.

Erforderliche Qualifikationen: Hausbesuchsprogramme werden meistens von Fachleuten mit der entsprechenden Ausbildung angeboten, wie z. B. von Sozialarbeiterinnen und -arbeitern, Psychologinnen und Psychologen, Pflegefachleuten oder Gesundheitsfachleuten. Zahlreiche Programme werden ausserdem durch semiprofessionelle Betreuungspersonen durchgeführt, die oft aus demselben sozialen Milieu stammen wie die Programmteilnehmenden und häufig das Hausbesuchsprogramm selbst in Anspruch nehmen. Nicht-Fachleute ohne gezielte Schulung für Hausbesuche kommen nur in wenigen Programmen zum Einsatz.

Erforderliche Ressourcen: Hausbesuchsprogramme sind intensiv und erfordern oft qualifiziertes Personal. Es existieren jedoch auch Programme, wo die Hausbesucherinnen Laien aus derselben ethnischen Gruppe wie die besuchten Familien sind, z. B. beim unten genannten Programm Schrittweise. Diese Hausbesucherinnen werden entsprechend geschult. Bei diesen Programmen können die Kosten tiefer gehalten werden.

Programmbeispiel

«Parents as teachers» ist ein Hausbesuchsprogramm, das ursprünglich aus den USA stammt. Familien in Risikosituationen (d.h. psychosozial benachteiligte Familien) werden durch eine ausgebildete Fachperson von der Schwangerschaft bis zum dritten Lebensjahr des Kindes unterstützt. Das Programm basiert auf der Philosophie, dass die Eltern die ersten und wichtigsten Lehrer im Leben ihrer Kinder sind und dass die ersten Lebensjahre essenziell für ihren späteren Erfolg in der Schule und im Leben sind. Es zielt daher darauf ab, die Erziehungskompetenzen und das Selbstvertrauen der Eltern zu stärken, Kindesmisshandlung und Vernachlässigung zu verhindern und den Bildungserfolg der Kinder zu verbessern. Die Intervention beinhaltet monatliche oder, bei Bedarf, wöchentliche Hausbesuche. Hinzu kommen Gruppentreffen, in denen die Eltern Erfahrungen austauschen. Eine deutsche Übersetzung und Anpassung des Programms ist verfügbar («PAT – Mit Eltern Lernen»), und das Programm wird unter dem Namen ZEPPELIN in Zürich implementiert und wissenschaftlich evaluiert (siehe unten) (www.zeppelin-hfh.ch; www.pat-mitelternlernen.org; www.parentsasteachers.org). Evaluationen in den USA zeigten insgesamt ein gemischtes Bild zur Wirksamkeit. Allerdings wurden in den am meisten benachteiligten Familien mit Migrationshintergrund gewisse positive Effekte auf elterliches Wissen, elterliche Interaktion mit den Kindern und kindliche Entwicklung gefunden.

WIRKSAMKEIT

Forschungsübersichten führen zu nachfolgenden Erkenntnissen zur generellen Wirksamkeit von Hausbesuchsprogrammen. Die Auswirkungen der Programme auf Kindesmisshandlung werden in Kapitel 2 separat beschrieben.

- › Die beiden grössten Übersichtsstudien zeigen übereinstimmend, dass Familien, bei denen Hausbesuche stattfanden, besser abschnitten als Familien ohne Hausbesuche [4, 5]. Die Programme wirkten sich insgesamt positiv auf die mütterliche Sensibilität, die Stimulation von kindlichen Kompetenzen und die elterlichen Erziehungspraktiken aus [5]. Diese Wirkung wurde meistens unmittelbar nach Beendigung des Programms bei Familien in Risikosituationen erhoben, u. a. bei Familien in schwierigen Quartieren mit niedrigem Einkommen oder Teenager-Eltern.
- › Zudem zeigte sich, dass die Programme auch die kindliche Entwicklung positiv beeinflussen, da sie die kognitive und sozio-emotionale Entwicklung verbesserten [4].
- › Eine Übersichtsstudie berücksichtigte nur die qualitativ besten Studien, d.h. randomisierte Kontrollversuche. Diese Forschungsübersicht zeigte keine statistisch signifikanten Unterschiede zwischen Gruppen mit und ohne Hausbesuchen in der kognitiven Entwicklung der Kinder [6]. Sie umfasste allerdings nur vier Studien.

- › Schliesslich bestehen nach aktuellem Wissensstand keine ausreichend gesicherte Belege, dass Hausbesuchsprogramme für Schwangere und Wöchnerinnen mit Drogen- oder Alkoholproblemen substanzielle Verbesserungen z. B. betreffend Drogen- und Alkoholkonsum oder kognitiver und psychomotorischer Entwicklung erzielen [7]. Dies ist teilweise auf den Mangel an grösseren und qualitativ hochwertigen Studien zurückzuführen. Einzelne Studien fanden einen signifikanten Rückgang von notwendigen Interventionen durch Kinderschutzbehörden.

Einflussfaktoren: Ergebnisse zu Faktoren, welche die Wirksamkeit der Hausbesuchsprogramme beeinflussen, sind bisher nicht schlüssig.

- › Die erfolgreichsten Programme legen grossen Wert auf Umsetzungstreue, d. h. dass die Programme von gut ausgebildetem Personal genau nach dem ursprünglichen Programmprotokoll durchgeführt werden [9].
- › Die Ergebnisse zur Bedeutung der Programmintensität sind nicht eindeutig. Während eine Studie kaum Hinweise dafür fand, dass Anzahl und Dauer der Besuche von Bedeutung waren [4], waren einer anderen Studie zufolge die Häufigkeit und Intensität des Programms für positive Auswirkungen auf das mütterliche Verhalten entscheidend. Die Erkenntnisse aus der letzten Auswertung sprechen dafür, dass Hausbesuche mindestens zweimal monatlich durchgeführt werden sollten, um positive Ergebnisse zu erzielen [5].
- › Zur Frage, ob die Ausbildung der Hausbesucherinnen von Bedeutung ist, sind die Forschungsergebnisse ebenfalls nicht schlüssig. Sozial benachteiligte Mütter und Väter scheinen leichter eine Beziehung zu semiprofessionelle Betreuungspersonen, die selbst am Programm teilgenommen haben, als zu hochqualifizierten Betreuungspersonen herzustellen [4, 5]. Andererseits sind aber gut ausgebildete Hausbesucherinnen notwendig, um Familien mit starken sozialen Belastungen und komplexen Problemen zu unterstützen und um anspruchsvolle Programme mit einem hohen Mass an Flexibilität umzusetzen [8]. Zudem zeigen die Ergebnisse von Übersichtsstudien zu Auswirkungen von Hausbesuchsprogrammen auf Kindesmisshandlung, dass besser ausgebildete Betreuungspersonen mit weniger (Rück-)Fällen von Kindesmisshandlung konfrontiert sind als Programme mit semiprofessionellen Betreuungspersonen (siehe Kapitel 2).

AKTUELLE PRAXIS IN DER SCHWEIZ

In der Schweiz existieren zahlreiche Angebote, die Schwangeren und Familien Unterstützung in Form von Familienbegleitungen, Heimbesuchen oder Familiencoachings anbieten, z. B. im Rahmen von Geburtsvorbereitungskursen und Stillberatungen. In der ersten Zeit nach der Geburt können entbundene Frauen von einer Hebamme begleitet werden. Hierauf aufbauende familienaufsuchende Programme werden im Folgenden vorgestellt. Manche Programme kombinieren ihren Schwerpunkt in der (Gesundheits-) Pflege mit dem Aufbau von Erziehungs- und Beziehungskompetenzen; die

meisten Programme sind jedoch vor allem auf die Erziehungskompetenzen ausgerichtet.

- › In vielen Gemeinden besteht eine breite Palette an universellen Angeboten. Eine erste Anlaufstelle ist die **«Mütter- und Väterberatung»**, die sich in der ganzen Schweiz etabliert hat und Eltern bei Fragen zur (Gesundheits-) Pflege, Erziehung und Entwicklung des Kindes berät. Das Angebot für Familien mit 0- bis 5-jährigen Kindern reicht von Beratungen per Telefon bis hin zu Hausbesuchen. Weit verbreitet sind auch Familienzentren. Im Kanton Freiburg bietet der Verein «Familienbegleitung» Eltern von Kindern bis zu sieben Jahren verschiedene Angebote, um die Erziehungskompetenzen zu fördern: z. B. Familienbegleitung, Beratung und ein mobiles Elterncafé. Die Umsetzung wurde positiv evaluiert: In der Romandie wurde es erfolgreich umgesetzt, Eltern nutzten das Angebot in der Regel mehrmals und die Nachfrage stieg (evaluanda, 2006).
- › Verschiedene Angebote begleiten speziell **Familien in schwierigen Situationen**. Die von der Hochschule für Heilpädagogik Zürich umgesetzte Langzeitstudie «ZEPPELIN» (Zürcher Equity Präventionsprojekt Elternbeteiligung und Integration) basiert auf dem US-amerikanischen Förderungsprogramm «PAT – Mit Eltern lernen» (siehe oben). Das Programm wurde an Schweizer Verhältnisse angepasst und wird mit einem robusten Forschungsdesign hinsichtlich der Wirkungen wissenschaftlich evaluiert (Lanfranchi & Neuhauser, 2013). Ziel ist neben der Früherkennung von Entwicklungsgefährdungen die intensive Förderung der Kinder. Eltern von 0- bis 3-jährigen Kindern in psychosozialen Risikosituationen werden zu Hause und in Gruppentreffen unterstützt. Die ersten Ergebnisse der Wirksamkeitsanalysen legen die Prognose nahe, dass das Programm die Entwicklung der Kinder positiv beeinflusst und dass gefährdete Familien erreicht werden. Wissenschaftliche Publikationen über die Ansätze des Projektes sind auf der Webseite verfügbar. Ein weiteres aktuelles Angebot für sozial benachteiligte, speziell bildungsferne Familien oder Familien mit Migrationshintergrund ist das Spiel- und Lernprogramm «schritt:weise» («Petits:pas»), das auf dem niederländischen Programm «Opstapje» basiert. Das Förderprogramm für 0- bis 5-jährige Kinder dauert ca. 1,5 Jahre und findet bei den Familien vor Ort und in Gruppentreffen statt (siehe auch Kapitel 5). Die Hausbesuche werden durch semi-professionell ausgebildete Mütter durchgeführt, die selbst zur Zielgruppe des Programms gehören. Eine Evaluation (jedoch ohne Kontrollgruppe) zeigte eine Verbesserung der Erziehungskompetenz der Eltern sowie eine Förderung der motorischen, intellektuellen, emotionalen und sozialen Entwicklung des Kindes (Diez Grieser & Simoni, o. J.). Momentan wird das Programm für die französisch- und italienischsprachige Schweiz angepasst. Das Projekt «Hometreatment Aargau» (HotA) ist insbesondere auf Familien mit einem psychisch kranken Elternteil oder Kind, sowie Familien mit Migrationshintergrund ausgerichtet. Es basiert auf sozialpsychiatrischen und sozialpädagogischen Ansätzen. Das Pilotprojekt wird durch die Hochschule Soziale Arbeit Luzern begleitet und eva-

liefert (jedoch ohne Kontrollgruppe) (HomeTreatment Organisation, 2013; Krüger & Zobrist, 2013).

- › Seit nahezu 30 Jahren wird in der Schweiz zudem die **«Sozialpädagogische Familienbegleitung»** (SPF) angeboten. Ein Ziel der in der Deutschschweiz weit verbreiteten SPF ist es, Eltern in ihren Kompetenzen als Erziehende zu stärken. Ein grosser Anbieter ist SpF plus. Neben SPF bietet er zahlreiche weitere Angebote für verschiedene Zielgruppen in schwierigen Lebenssituationen an, z. B. eine Familienhilfe zur Unterstützung bei lebenspraktischen Aufgaben im Alltag. In der Romandie ist «Action éducation en milieu ouvert» (AEMO) ein Angebot der Familienbegleitung, das von mehreren Institutionen angeboten wird (z. B. Stiftung Jeunesse Famille). Das Angebot ist Teil der offenen Kinder- und Jugendarbeit. Sozialpädagoginnen und -pädagogen besuchen die Familien regelmässig zu Hause und bieten ihnen Unterstützung. Eine Evaluation im Kanton Waadt zeigte eine positive Veränderung des Verhaltens von Kindern und Familien (Tabin et al., 2006).
- › Verschiedene Organisationen bieten **Schwangeren, Familien und Müttern in Not** Beratung und Unterstützung. So bietet z. B. die Schweizerische Hilfe für Mutter und Kind Unterstützung für schwangere Frauen, Teenager und Familien in Konfliktsituation und bei Entscheidungskrisen rund um die Schwangerschaft. Die Stiftung Mütterhilfe mit Sitz in Zürich bietet neben Sozialberatung, Elterntherapie und Onlineberatung auch die Möglichkeit eines Familieneinsatzes.

Die aufsuchenden Programme für Familien sind bereits seit vielen Jahren in der Schweiz verbreitet und befinden sich mit aktuellen Pilotprojekten auch weiterhin im Aufbau. Eine Herausforderung bleibt darin bestehen, Familien in Risikosituationen besser zu identifizieren und zu erreichen. Doch auch hier sind positive Entwicklungen feststellbar. Zum Beispiel erzielte die genannte Studie ZEPPELIN eine sehr gute Erreichbarkeit von Familien mit grossen psychosozialen Belastungen dank besonderen Strategien des Zugangs unter anderem zu bildungsfernen Migrantinnen und Migranten [10].

SCHLUSSFOLGERUNGEN UND EMPFEHLUNGEN

- › Hausbesuchsprogramme bei Familien mit psychosozialen Belastungen können nach aktuellem Forschungsstand positive Effekte haben. Die teilnehmenden Familien erzielen bei den Elternkompetenzen und der kognitiven und sozio-emotionalen Kindesentwicklung bessere Ergebnisse verglichen mit anderen Familien. Die Programme stellen demnach bei Verdacht auf eine Risikosituation ein sinnvolles Instrument zur Förderung einer gesunden psychischen, körperlichen und neuro-kognitiven Entwicklung des Kindes in der ersten Lebensphase dar. Es ist aktuell allerdings nicht gesichert, dass durch Hausbesuchsprogramme langfristig die Wahrscheinlichkeit von Problemverhalten reduziert werden kann.
- › Der aktuelle Forschungsstand legt die Folgerung nahe, dass bei der Auswahl und Umsetzung eines Programms auf eine gute Ausbildung des Personals und eine breit abgestützte Qualitätskontrolle geachtet werden sollte. Darüber hinaus bestehen jedoch keine gesicherten Erkenntnisse darüber, welche Merkmale des Inhalts und der Vermittlung die Wirksamkeit beeinflussen. Generell sollten Programme bevorzugt werden, die gut in der Grundlagenforschung zur kindlichen Frühentwicklung begründet sind.
- › Die Schweiz hat insgesamt ein gut ausgebautes Netz an universellen, indizierten und selektiven Angeboten für Schwangere und Eltern von Säuglingen und Kleinkindern, welches auch Hausbesuche umfasst. Es gibt allerdings nur sehr beschränkt Wirkungsevaluationen. Besonders bei der Einführung von neuen Modellen sollten vermehrt Wirkungsevaluationen, am besten im Vergleich mit bestehenden Dienstleistungen, realisiert werden. Sie können zeigen, mit welchen Ansätzen die gesunde Entwicklung in den entscheidenden ersten Lebensjahren noch besser gefördert werden kann. Dies ist auch notwendig, weil die Ergebnisse aus den USA nicht notwendigerweise auf die Situation in der Schweiz übertragen werden können.

WEITERFÜHRENDE LITERATUR UND LINKS

LITERATUR

- Brand, T., & Jungmann, T. (Hrsg.) (2013).** Kind schützen, Familien stärken. Erfahrungen und Empfehlungen für die Ausgestaltung früher Hilfe aus der «Pro Kind»-Praxis und Forschung. Weinheim: Beltz Juventa.
- Diez Grieser, M. T., & Simoni, H. (o.J.).** Kurzbericht zur Basisevaluation des Programms schrittweise in der Deutschschweiz.
- evaluanda (2006).** Evaluation du projet de promotion de la santé par l'éducation familiale. Genève: evaluanda,
- Grieser, M. T. & Simoni, H. (o. J.).** Kurzbericht zur Basisevaluation des Programms schrittweise in der Deutschschweiz. Zürich: Marie Meierhofer Institut für das Kind Zürich
- HomeTreatment Organisation (2013).** Zwischenbericht. Erstes Geschäftsjahr, November 2011-Oktober 2012. Aarau: HomeTreatment Organisation, www.hota.ch
- Kaufmann, C. (2011).** Effekte von frühkindlichen Interventionen: Konzepterstellung und Kosten-Nutzen Analyse für den Kanton Basel-Landschaft. Unveröffentlichte Master-Arbeit, www.unibas.ch
- Krüger, P., & Zobrist, P. (2013).** Evaluation des Projektes «Hometreatment Aargau – Familienarbeit im Kanton Aargau». Zwischenbericht: Baseline-Erhebung und vorläufige Ergebnisse. Luzern: Hochschule Luzern, www.hota.ch
- Lanfranchi, A., & Burgener Woeffray, A. (2013).** Familien in Risikosituationen durch frühkindliche Bildung erreichen. In M. Stamm & D. Edelmann (Hrsg.), Handbuch Frühkindliche Bildungsforschung, S. 603–616. Wiesbaden: Springer.
- Lanfranchi, A., & Neuhauser, A. (2013).** ZEPPELIN 0–3: Theoretische Grundlagen, Konzept und Implementation des frühkindlichen Förderprogramms «PAT –Mit Eltern Lernen». Frühe Bildung, 2, 3–11.
- Paulus, E., Tabin, J. P., & Steiger, B. (2013).** Évaluation de l'action éducative en milieu ouvert dans le canton de Vaud. In Piller, E. M., & Schnurr, S. (Hrsg.), Kinder- und Jugendhilfe in der Schweiz, S. 257–265. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Tabin, J. P., Hugentobler, V., Sabatini, M., Paulus, E., Steiger, B., Zuntini, L. (2006).** Évaluation de l'action éducative en milieu ouvert dans le canton de Vaud. Lausanne: école d'études sociales et pédagogiques Lausanne, www.eesp.ch
- Tschumper A., Gantenbein B., Alsaker F. D., Baumann M., Scholer M., Jakob R. (2012).** Schlussbericht primano – Frühförderung in der Stadt Bern: Erkenntnisse aus Wissenschaft und Praxis zum Pilotprojekt 2007–2012. Bern: Direktion für Bildung, Soziales und Sport der Stadt Bern, www.primano.ch
- Wagner, Mary, Donna Spiker, and Margaret Inman Linn (2002).** «The effectiveness of the parents as teachers program with low-income parents and children.» Topics in Early Childhood Special Education, 22.2, 67–81.

LINKS

Mütter und Väterberatung > www.muetterberatung.ch

Verein Familienbegleitung (Kanton Freiburg) > www.educationfamiliale.ch

Sozialpädagogische Familienbegleitung > www.spf-fachverband.ch

SpF plus, mit Regionalstellen in Zürich-Aargau, der Ost- und Zentralschweiz
> www.spfplus.ch

Stiftung Jeunesse Famille (Kanton Waadt) > www.fjfnet.ch

Projekt Hometreatment Aargau > www.hota.ch

ZEPPELIN (Zürcher Equity Präventionsprojekt Elternbeteiligung und Integration)
> www.zeppelin-hfh.ch

Schweizerische Hilfe für Mutter und Kind > www.shmk.ch

Stiftung Mütterhilfe > www.muetterhilfe.ch

ProKind > www.stiftung-pro-kind.de

Schritt:weise > www.a-primo.ch

2. PROGRAMME GEGEN KINDESMISSHANDLUNG

EBENE	BEREICH	ALTERSGRUPPE
Universell		
› Selektiv	› Familie	› Vor der Geburt
› Indiziert	Schule	› Säuglingsalter (0–1)
	Sozialraum	› Frühe Kindheit (1–7)
		› Mittlere / späte Kindheit (7–9)
		› Frühadoleszenz (9–13)
		Mittlere / späte Adoleszenz (13–18)

ZIELE

Risikoverringung und Prävention von Kindesmisshandlung durch familienbasierte Interventionsprogramme

ZIELGRUPPE

Eltern und Kinder

ANGESPROCHENE RISIKEN

Fehlende Erziehungskompetenzen, missbräuchliche Erziehungspraktiken, Bindungsschwierigkeiten mit Kind, Alkohol- oder Drogenmissbrauch der Eltern, finanzielle Schwierigkeiten, familiäre Konflikte, mangelnde soziale Unterstützung

ALLGEMEINE WIRKSAMKEIT

Wirksam

Programme gegen Kindesmisshandlung zielen ab auf eine Verbesserung der Erziehungskompetenzen und Einstellungen der Eltern zu harscher Züchtigung. Es wird davon ausgegangen, dass dies zu weniger Kindesmisshandlung führt. Ergänzende Komponenten dieser Programme können auf eine Verbesserung des emotionalen Wohlbefindens sowie der Stress- und Aggressionskontrolle der Eltern abzielen. Häufig bestehen die Programme aus Gruppen- oder Einzeltrainings für Eltern, Hausbesuchen oder Kombinationen dieser Elemente. Die Programme richten sich normalerweise an Eltern mit einem erhöhten Risiko für oder einer Vorgeschichte von Kindesmisshandlung. Übersichtsstudien gelangten zum Schluss, dass einige Strategien vielversprechende Auswirkungen auf Kindesmisshandlung haben.

PROBLEMLAGE

Kindesmisshandlung (d.h. physischer, sexueller und emotionaler Missbrauch und Vernachlässigung) wird mit zahlreichen negativen Folgen für das Kind in Verbindung gebracht; hierzu gehören psychische Störungen, emotionale Schwierigkeiten und Verhaltensprobleme wie z.B. kriminelles Verhalten und Substanzmissbrauch [1]. Die Konsequenzen sind nicht nur kurz- sondern auch langfristig. Es gibt Forschungsergebnisse die zeigen, dass sie bis ins Erwachsenenalter bestehen bleiben [2, 3]. In der Schweiz haben Kinderschutzbehörden und Kinderspitäler über die letzten Jahrzehnte hinweg eine steigende Zahl an Fällen von Kindesmisshandlung verzeichnet. Allerdings ist unklar, ob dies auf höhere Melderaten oder eine tatsächliche Zunahme der Fälle zurückgeht. 2012 meldeten 18 Kinderspitäler (von insgesamt 26 Spitälern in der Schweiz) 1136 Fälle von Kindesmissbrauch; die Anteile von körperlicher Misshandlung, Vernachlässigung, psychischem Missbrauch und sexuellem Missbrauch sind dabei ungefähr gleich gross. In rund 80 Prozent der Fälle waren die Täterinnen bzw. Täter Familienmitglieder (Schweizerische Gesellschaft für Pädiatrie, 2013).

Ergebnisse aus der Studie z-proso:

Prävalenz, Risikofaktoren und Konsequenzen von negativen Erziehungspraktiken

In Zürich geben zwölf Prozent der neunjährigen Kinder an, von einem Elternteil mindestens «manchmal» harsche Züchtigungspraktiken erfahren zu haben (Ohrfeigen, Schläge mit einem Gegenstand, eingesperrt werden). Kinder, die negativen Erziehungspraktiken ausgesetzt waren, erfahren seltener eine liebevolle Erziehung, kommen häufiger aus Haushalten mit einem niedrigeren sozioökonomischen Status und erleben eher als andere Kinder Konflikte zwischen ihren Eltern oder innerhalb der Familie. Zudem berichteten sie häufiger als andere Kinder über Angstgefühle und Depression.

Quelle: Originaldatenanalyse, Zürcher Projekt zur sozialen Entwicklung von Kindern und Jugendlichen, z-proso, 2014

ZIELE

Im Fokus der Programme gegen Kindesmisshandlung stehen Eltern, von denen entweder bekannt ist, dass sie ihre Kinder misshandelt haben, oder bei denen man ein erhöhtes Risiko für missbrauchendes Verhalten annimmt. Ziel ist die Prävention des (erneuten) Auftretens von Kindesmisshandlung. Die Programme zielen darauf ab, negative elterliche Einstellungen und Praktiken, wie z.B. harsche Züchtigung oder eine gestörte Eltern-Kind-Beziehung zu verändern. Viele Programme bezwecken zudem, das emotionale Wohlbefinden und die Lebenskompetenzen der Eltern sowie deren soziales Netzwerk zu verbessern (z.B. depressive Störungen, Alkoholprobleme, Partnergewalt). Es wird davon ausgegangen, dass bei Eltern Kindesmissbrauch weniger wahrscheinlich ist, wenn sie über adäquate Erziehungskompetenzen verfügen, eine positive Einstellung zur Kindererziehung und -betreuung haben und emotional ausgeglichen sind.

MERKMALE

Programme gegen Kindesmisshandlung bestehen normalerweise aus strukturierten Massnahmen mit unterschiedlicher Dauer, Intensität und Methode. Zwei der verbreitetsten und erfolgreichsten Ansätze sind Hausbesuchs- und Elterntrainingsprogramme oder eine Kombination aus beiden (siehe Kapitel 1 für weitere Informationen über Hausbesuchsprogramme).

Durchführungsformat: Programme zur Bekämpfung von Kindesmissbrauch beinhalten in der Regel ein Curriculum mit Themen wie entwicklungsadäquate Interaktion mit dem Kind, Mutter-Kind-Bindung, positive Erziehungsstrategien sowie Entwicklung von Problemlösefähigkeiten und Lebenskompetenzen der Eltern. Weitere Programmbestandteile können Haushaltsmanagement, Zugang zu staatlichen und sozialen Ressourcen, Reduktion von sozialer Isolation und Ausbau des sozialen Netzwerkes der Eltern sein. Die Programmdauer reicht von sechs Wochen bis zu über zwei Jahre, wobei Elterntrainings generell kürzer sind als Hausbesuchsprogramme. Viele Programme streben einen wöchentlichen Kontakt zwischen den Fachleuten und Eltern an, dieses Ziel wird aber nicht immer erreicht. Elterntrainingsprogramme beruhen häufig auf kognitiver Verhaltenstherapie oder auf einer Eltern-Kind-Interaktionstherapie. Bei einem typischen Hausbesuchsprogramm bietet das Hausbesuchsteam Informationen zur kindlichen Entwicklung und Unterstützung auf individueller Basis; manchmal wird dies durch Gruppensitzungen ergänzt. Die meisten Programme erfolgen selektiv (für Familien mit erhöhtem Risiko) oder indiziert (für Familien, in denen Kindesmisshandlung bereits aufgetreten ist). Nur wenige Programme werden universell (für alle Familien) angeboten.

Durchführungsrahmen: Die meisten Programme, besonders Hausbesuchsprogramme, finden bei der Familie zu Hause statt. Weitere Orte, an denen die Programme durchgeführt werden, sind die Räumlichkeiten des Anbieters, Gemeinschaftszentren oder Krankenhäuser.

Erforderliche Qualifikationen: Während die meisten Programmen mit professionellen oder semiprofessionellen Fachkräfte arbeiten, kommen manchmal auch ehrenamtliche Personen zum Einsatz [4].

Erforderliche Ressourcen: Elternberaterinnen und -berater und Hausbesuchsteams müssen für diese Aufgabe ausgebildet sein. Des Weiteren erfordern Programme für die optimale Umsetzung der Leistungen ein gut konzipiertes Überweisungssystem, bei dem gefährdete und missbrauchende Eltern angemessen identifiziert, eine Familienbedarfsanalyse durchgeführt und die Eltern anschliessend an das geeignete Programm überwiesen werden. Dieser Prozess muss durch ein gutes Fall-Management überwacht werden um sicherzustellen, dass die Familien eine optimale Dienstleistung erhalten und tatsächlich am Kurs teilnehmen. Daher erfordern die Programme eine solide Einbettung in organisatorische Strukturen mit einer klaren Verteilung der Aufgaben, eine angemessene Managementstruktur und niederschwellige Angebote. Für eine frühzeitige Identifikation

von gefährdeten und missbrauchenden Eltern ist zudem eine enge Zusammenarbeit mit Kinder- und Hausärzten erforderlich.

Programmbeispiel

Das in Neuseeland entwickelte «Early Start Program» umfasst intensive Hausbesuche. Im Mittelpunkt stehen Familien mit neugeborenen Babys, die wegen sozialer und familiärer Umstände (z.B. Problemen mit der psychischen Gesundheit, Substanzmissbrauch, Armut) als Gruppe mit erhöhtem Risiko für Kindesmisshandlung und Gesundheitsprobleme des Kindes angesehen werden. Die Leistungen werden langfristig (bis zu fünf Jahre) angeboten und Familien in Risikosituationen erhalten den Zugang zu diesem Angebot über Gesundheits- und Sozialbehörden. Es sind jedoch auch selbstständige Anmeldungen möglich. Die Familien nehmen auf freiwilliger Basis am Programm teil. Das Programm verwendet einen systematischen Ansatz, in welchem Familienbetreuerinnen und -betreuer – alle mit professioneller Qualifikation – den Familien helfen, positive Erziehungskompetenzen zu erwerben, persönliche Stärken zu entwickeln, die häusliche Sicherheit zu fördern und schädliche Verhaltensmuster abzulegen. Ein 2012 publizierter Evaluationsbericht zeigte positive Effekte nach drei Jahren auf Bereiche wie das Erziehungsverhalten, Spitaleinweisungen des Kindes und das Problemverhalten des Kindes. Ähnliche Effekte konnten noch nach neun Jahren gefunden werden (<http://earlystart.co.nz>).

WIRKSAMKEIT

Mehrere neuere Übersichtsstudien dokumentieren den aktuellen Wissensstand zu den verschiedenen Programmen gegen Kindesmissbrauch und -vernachlässigung.

- › Mehrere Analysen untersuchten die Wirksamkeit von verschiedenen Programmtypen gleichzeitig, wie z.B. Hausbesuchsprogramme, Elterntrainings und Mehrkomponentenprogramme [4–6]. Insgesamt zeigen diese Analysen positive Auswirkungen auf den Rückgang von Kindesmisshandlung. Eine Übersichtsstudie kommt zum Schluss, dass die Misshandlungsrate bei Eltern, die an einem Programm teilgenommen haben, um 31 Prozent niedriger ist als bei Eltern, die an keinem Programm teilnahmen [6]. Zudem gibt es Hinweise dafür, dass die Programme mehrere Zielgrößen (z. B. dysfunktionale Eltern-Kind-Interaktionen) positiv beeinflussen, die mit einem erhöhten Risiko für Kindesmisshandlung assoziiert werden [5]. Obwohl sich die Auswirkungen von Elterntrainings- und Hausbesuchsprogrammen schwer voneinander trennen lassen, da viele Programme beide Komponenten anbieten, fokussierten einige Übersichtsstudien primär auf einen Programmtypus. Die Ergebnisse dieser Studien werden unten berichtet.
- › Hausbesuchsprogramme führten zu einem Rückgang des berichteten Missbrauchs um 39 Prozent [7] (ein Teil dieser Programme wurde durch Elterngruppen-Treffen ergänzt). Forschungsergebnisse zeigen auch, dass die Auswirkungen der Programme auf Kindesmisshandlung und Wohlbefinden der Familie langfristig bestehen bleiben oder sogar mit der Zeit zunehmen [4, 8]. Vielleicht sind diese Ergebnisse sogar zu konservativ, weil in Familien, bei denen Hausbesuche stattfinden, Kindesmisshand-

lung mit grösserer Wahrscheinlichkeit entdeckt wird als in Familien ohne Hausbesuche.

- › Nur wenige Studien beinhalten objektive Messungen von Kindesmissbrauch, was die Aussagekraft der Forschungsergebnisse einschränkt [4, 9, 10]. Die durchgeführten Studien legen nahe, dass die Programme unmittelbar nach Abschluss und langfristig [4, 10] zur Verringerung von Kindesmissbrauch beitragen können; sie erlauben aber keine definitiven Schlussfolgerungen.
- › Robustere Forschungsergebnisse existieren hingegen für die Auswirkungen von Elterntrainings auf Faktoren, die mit Missbrauch in Zusammenhang stehen [10]. Eltern, die an einem Programm teilgenommen hatten, zeigten nachher weniger Einstellungen, die Missbrauch begünstigen, eine bessere emotionale Anpassung sowie ein adäquateres Erziehungsverhalten. Nur wenige Studien haben Langzeiteffekte untersucht. Die vorliegenden Studien sind jedoch ermutigend hinsichtlich der Einstellungen, die mit Missbrauch in Zusammenhang stehen und zu einem kleineren Teil auch für die emotionale Anpassung und das Kindererziehungsverhalten. Es sollte angemerkt werden, dass 15 von 25 in der Analyse geprüfte Elterntrainings eine Hausbesuch-Komponente beinhalten, weshalb sich die Auswirkungen der Elterntrainings nur schwer isolieren lassen.

Einflussfaktoren: Über die Studien hinweg ergeben sich einige Aspekte, die mit positiven Auswirkungen des Programms in Zusammenhang zu stehen scheinen.

- › Programme mit Hausbesuchen bei Familien sind nach aktuellem Forschungsstand effektiver als Programme ohne Hausbesuche [10].
- › Professionell ausgebildete Hausbesuchsteams (Pflegefachleute oder psychosoziale Gesundheitsfachleute) erzielen bessere Wirkungen als semiprofessionelle Betreuungspersonen, die für das jeweilige Programm geschult wurden, aber über keine relevante formale Ausbildung (z. B. im Gesundheitsbereich) verfügen [7].
- › Mehrkomponentenprogramme erweisen sich als wirksamer als Einkomponentenprogramme [4, 7]. Zum Beispiel konnte gezeigt werden, dass Programme mit Gruppen- und Einzelkomponenten die Einstellungen der Eltern stärker verändern als Programme, die nur eine Gruppen- oder nur eine Einzelkomponente beinhalten [10]. Ähnlich sind Programme, die Komponenten zu Hause mit Komponenten in den Räumen des Betreuers kombinieren ebenfalls effektiver [10].
- › Intensivere Programme mit einer längeren Dauer und einer grösseren Anzahl an Sitzungen sind effektiver als weniger intensive Programme [4, 7, 10].
- › Es existieren Hinweise, dass Programme auf selektiver Basis (für Familien in Risikosituationen) eine bleibende oder im Verlauf der Zeit sogar

zunehmende Wirkung haben, während die Wirkung der indizierten Programme nachlässt [4]. Eine Erklärung hierfür könnte sein, dass in Familien, in denen Missbrauch bereits vorkommt, eine nachhaltige Veränderung schwieriger zu erreichen ist. Eine andere Erklärung geht davon aus, dass Programme für Risikoeltern früher ansetzen als solche für Eltern, die bereits Missbrauch begangen haben. Demzufolge könnte es wichtig sein, die Programme früh zu beginnen.

- › Erfahrungen aus der Praxis zeigen, dass Hausbesuchs- und Elterntrainingsprogramme nur ihre volle Wirkung entfalten können, wenn bei festgestellter Kindeswohlgefährdung erstens entsprechende Massnahmen vorgesehen sind und zweitens diese Massnahmen mit den Verfahren der Kindesschutzbehörden resp. der Rechtsprechung verbunden werden können. Zu diesem Zweck ist es hilfreich, wenn Programme systematisch in die bestehenden Verfahren integriert werden.

AKTUELLE PRAXIS IN DER SCHWEIZ

In zahlreichen Kantonen koordinieren Kinderschutzgruppen Aktivitäten rund um das Thema Kinderschutz. In der Regel sind hierbei Vertreter aus der Schulpsychologie, Kinderpsychiatrie, von Sozialbehörden, Organisationen der Opferunterstützung sowie aus Polizei und Strafrecht vertreten. Dass Kinderschutz momentan sehr ernst genommen wird, zeigt ein im Jahr 2012 vom Bundesrat verabschiedeter Bericht über «Gewalt und Vernachlässigung von Kindern und Jugendlichen in der Familie». Er enthält die Absicht des Bundes, den Ausbau der Kinder- und Jugendschutzes stärker zu unterstützen. Der gemeinnützige Verein «Schweizerischer Fonds für Kinderschutzprojekte» (vormals PPP – Programme National pour la Protection de l'Enfant), identifiziert und unterstützt evidenzbasierte Präventions- und Trainingsprojekte sowie Forschungsprojekte. Beispiele für ambulante Kindesschutzmassnahmen in der Schweiz sind sozialpädagogische Familienbegleitung, Familiencoaching, Elternkurse, therapeutische Behandlungen des Kindes, familientherapeutische Programme, ausserfamiliäre Betreuung und der Besuch von Spielgruppen (Zimmermann & Jizzini, 2012). Zudem werden einige Programme während Fremdplatzierungen, insbesondere während Notaufnahmen und Beobachtungsaufenthalten angeboten.

- › Die **Stiftung Kinderschutz Schweiz** betreibt mehrere Kampagnen rund um den Schutz von Kindern vor (sexueller) Gewalt und für eine gewaltfreie Erziehung. Neben gezielter Präventionsarbeit will sie die Gesellschaft für die Rechte, den Schutz und die Förderung des Kindes sensibilisieren und Kindern vermitteln wie sie sich schützen können. Von der Stiftung wird auch der Elternkurs «Starke Eltern-Starke Kinder» getragen. Er wurde konzipiert, um Erziehenden das Konzept der anleitenden Erziehung zu vermitteln und ihre Rolle und Verantwortung gegenüber dem Kind wahrzunehmen. Elterntrainings werden ausführlicher in den Kapiteln 3 und 4 vorgestellt.

- › Im Bereich Beratung und Unterstützung werden im **Kanton Waadt** im Rahmen des Programmes **«Petite enfance»** und **«Conseil en périnatalité»** Vorbeugungs- und Früherkennungsmassnahmen angeboten. Auch in Teilen der weiter unten genannten Angebote sind Hausbesuche eine zentrale Komponente der Dienstleistungen. Zu weiteren Informationen zu Hausbesuchsprogrammen, aber auch zu Beratungs- und Hilfsangeboten bereits ab der Schwangerschaft siehe auch Kapitel 1.
- › Die **sozialpädagogische Familienbegleitung** (siehe auch Kapitel 1) ist eines der bekanntesten aufsuchenden Angebote. Diese Ansätze sind keine Programme gegen Kindesmisshandlung im klassischen Sinne, sondern dienen eher auf selektiver Ebene der Prävention. Sie leisten eine auf längere Dauer angelegte, intensive Unterstützung von Familien mit dem Ziel, das Zusammenleben innerhalb der Familie und die Lebenssituation von Kindern und Jugendlichen soweit zu verbessern, dass eine Fremdunterbringung nicht notwendig ist. Eine weitere aufsuchende Massnahme zur Vermeidung einer Fremdunterbringung ist das **Familiencoaching** oder die **systemische Familienbegleitung**. Sie sind darauf ausgerichtet, Familien vor allem in Krisenzeiten und bei Familienkonflikten zu begleiten und zu unterstützen. Im Unterschied zur sozialpädagogischen Familienbegleitung liegt der Fokus hier jedoch auf einem systemischen Ansatz.
- › Die **Kompetenzorientierte Familienarbeit (KOFA)** ist eine Variante der sozialpädagogischen Familienhilfe. Sie ist auf Situationen zugeschnitten, in denen Eltern überfordert sind, das Kindeswohl nicht gesichert ist oder eine ausserfamiliäre Platzierung des Kindes in Betracht gezogen wird. Sie beinhaltet die intensive Präsenz einer Fachperson direkt in der Familie. Eine Evaluation zeigte, dass in 76 % der Fälle eine ausserfamiliäre Platzierung des Kindes vermieden werden konnte. KOFA wird mittlerweile in verschiedenen Regionen in der Schweiz eingesetzt, z. B. durch AÖZ in Zürich KOFA für Familien mit Migrationshintergrund. Auch bei bereits erfolgten Fremdplatzierungen wird die KOFA-Methodik für die Reintegration eingesetzt. Diese relativ lang andauernde Variante, die über ein Jahr dauern kann, startet bereits während der Zeit der Fremdplatzierung und begleitet die Familien nach der Rückplatzierung.
- › **«Action éducation en milieu ouvert»** (AEMO; s. a. Kapitel 1) ist ein Angebot der offenen Kinder- und Jugendarbeit, das in der Romandie angeboten wird (z. B. im Kanton Waadt durch die Stiftung Jeunesse Famille). Es richtet sich an Eltern in schwierigen Situationen. Sozialpädagoginnen besuchen die Familien zu Hause und arbeiten darauf hin, eine ausserfamiliäre Platzierung der Kinder zu vermeiden. Die Stiftung Carrefour in Neuchâtel hat zudem Programme, in denen Fachpersonen mit dem «Präventionsbus» an öffentlichen Orten und Veranstaltungen präsent sind und junge Menschen zwischen 10 und 18 Jahren ansprechen um ihnen bei familiären Problemen Hilfe und Unterstützung anzubieten. Im Jahr 2006 wurde AEMO im Kanton Waadt evaluiert. Die Ergebnisse zeigten eine positive Veränderung des Verhaltens von Kindern und Familien (Tabin et al., 2006).

- › Eines der zahlreichen Angebote telefonischer Beratung für Eltern ist der **Elternnotruf**, der 24 Stunden täglich erreichbar ist. Der seit 1983 existierende Verein hat sich zum Ziel gesetzt Kindesmisshandlung oder -vernachlässigung durch die Unterstützung der Eltern durch Fachleute zu verhindern. Telme.ch ist eine Nonprofit-Organisation in der Romandie. Neben ihrer Aufgabe als telefonischer Ansprechpartner, bietet sie psychotherapeutische Konsultationen für junge Leute, Eltern und Familien an. Die Themenpalette umfasst z. B. Kindererziehung, Süchte, Gewalt und Konflikte sowie soziale oder familiäre Schwierigkeiten.
- › Im Bereich der Nutzung begleiteter **Wohnformen zur Vermeidung von Kindesmisshandlung** existiert in der Romandie ein Zentrum der Stiftung Malley Prairie. Neben einem Zentrum für Frauen, die von häuslicher Gewalt betroffen sind (ambulant und Wohnmöglichkeiten), offeriert sie Kindergärten, die auf die Betreuung von Kindern spezialisiert sind, welche häusliche Gewalt erlebt haben. Spezialisten fördern ausserdem die Mutter-Kind-Beziehung sowie die Entwicklung der Erziehungsfähigkeiten der Eltern. Ein weiteres Beispiel einer begleiteten Wohnform für Mütter mit Kindern ist das «Zentrum Inselhof» in Zürich. Das Kompetenzzentrum für Mütter und Kinder aus belasteten Familien oder in schwierigen Situationen bietet teilstationäre sowie stationäre Angebote wie z. B. eine Eltern-Kind-Begleitung, eine Mutter-Kind-Wohngruppe, ein Kinderhaus oder das teilstationäre Angebot «Tagesstruktur PLUS». Das Angebot der Mutter-Kind Wohngruppe richtet sich vor allem an junge Frauen und Mütter bis ca. 20 Jahren.
- › «**Histoires de PARENTS**», ein Angebot der Stiftung Jeunesse Famille im Kanton Waadt, ist ein Programm für Familien mit 3- bis 15-jährigen Kindern und bietet gefährdeten Familien Unterstützung wenn das Risiko einer Kindesmisshandlung oder -gefährdung besteht. Inhalte des 3-monatigen Programms sind Interviews, Gruppenworkshops und Analysen der Erziehungspraktiken. Das Programm wird von Fachpersonen aus Pädagogik und Sozialpädagogik durchgeführt.
- › Spezielle Angebote für Familien, in denen die Eltern unter **psychischen Erkrankungen** oder einem **Suchtproblem** leiden werden durch verschiedene Institutionen gefördert. Seit 2010 existiert in Winterthur das Projekt «WIKIP», das auf die Bedürfnisse von Familien mit einem psychisch erkrankten Elternteil ausgerichtet ist. Ein weiteres Beispiel ist das Blaue Kreuz, eine in der ganzen Schweiz tätige Organisation zum Thema Suchthilfe und -prävention. Es bietet Unterstützung für Familien, in denen ein Elternteil ein Alkoholproblem hat. Das Pilotprojekt «Hometreatment Aargau» (HotA; s. a. Kapitel 1), ist auf Familien mit einem psychisch kranken Familienmitglied sowie Familien mit Migrationshintergrund ausgerichtet. HotA hat u. a. das Ziel, eine Fremdunterbringung des Kindes zu vermeiden und im Falle einer Fremdplatzierung die Rückplatzierung zu erleichtern. Begleitet und evaluiert wird das Projekt durch die Hochschule Soziale Arbeit Luzern.

- › Das Programm **«Education familiale»** im Kanton Freiburg ist ein innovatives Programm zur Unterstützung von Familien. Mit Angeboten wie Eltern-Kinder-Cafés, Beratungen oder Hausbesuchen verfolgt es das Ziel präventiv die erzieherischen Kompetenzen der Eltern sowie ihre Kenntnisse über die Entwicklung des Kindes zu fördern. Durch Aktionen etwa in Einkaufszentren oder Wartezimmern von Kinderärzten versucht es, speziell auch Eltern zu erreichen, die nicht von selbst in die Präventionszentren kommen, diese Unterstützung aber oft am meisten benötigen. Für weitere Informationen siehe z. B. auch Kapitel 1 und 3.
- › Das Programm **«Référént maltraitance enfants»** im Kanton Jura befasst sich mit der Frühprävention von Kindesmissbrauch. Es hat vor allem das Ziel die Fähigkeiten der Fachpersonen an der Frontlinie zu fördern, um Situationen, in denen Kinder schlecht behandelt werden, besser zu erkennen und effektiver dagegen vorzugehen. Das Programm wurde bereits positiv evaluiert (Colom, 2003), eine Version des Programms wird nun auch im Kanton Freiburg in Französisch und in Deutsch angeboten.
- › Als niederschwellige Anlaufstellen für überforderte Eltern in schwierigen Situationen können auch **Ärztelhäuser, Kinderspitäler** sowie andere Institutionen dienen. Weiterführende Informationen zu speziellen Angeboten an Elternberatungen, -trainings oder ähnlichen Hilfestellungen für überforderte Eltern von verhaltensauffälligen Kindern oder von Kindern mit Regulationsstörungen können in den Kapiteln 3 und 4 gefunden werden.
- › Ausserdem existieren zahlreiche **Anlaufstellen für die misshandelten Kinder und Jugendlichen** selbst, wie z. B. Notruftelefone, Kinderschutzhilfen oder spezielle Fachstellen in Spitälern. Ein Beispiel ist die «Fachstelle OKey» des Kantonsspitals Winterthur, die sowohl Schutz als auch Unterstützung anbietet. Ein guter Überblick über Anlaufstellen kann auf der Website der Stiftung Kinderschutz Schweiz gefunden werden. Ein Beispiel in der Westschweiz ist das Spital «Le Centre hospitalier universitaire vaudois» (CHUV), eine der fünf Schweizer Universitätskliniken, die über eine Einheit speziell für Kinder und Jugendliche, die Gewalt oder Misshandlung erlitten haben, verfügen. Für weitere, ausführlichere Informationen zu solchen Anlaufstellen siehe auch Kapitel 22.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass in der Schweiz zahlreiche Strukturen zum Schutz vor Kindesmisshandlung bestehen. Ein Hauptproblem liegt in der Erreichung der Zielgruppen und der Koordination der Angebote. Ein vom Schweizerischen Fonds für Kinderschutzprojekte in Auftrag gegebene, international angelegte Studie, vergleicht die Kinderschutzsysteme aus fünf Ländern (Australien, Deutschland, Finnland, Schweden und Vereinigtes Königreich) und liefert wissenschaftlich fundierte Empfehlungen für eine Verbesserung des Kinderschutzes in der Schweiz. Gleichzeitig unterstützt der Fonds Projekte zur Verbesserung des Kinderschutzes in der Schweiz.

SCHLUSSFOLGERUNGEN UND EMPFEHLUNGEN

Die Reduktion von Vernachlässigung und Missbrauch von Kindern im Rahmen eines wirksamen Kindesschutzes ist ein wichtiger Eckpfeiler in Strategien zur Gewaltreduktion. Forschungsergebnisse legen nahe, dass Programme zur Reduktion von Kindesmissbrauch in der Lage sind Kindesmisshandlung und die damit verbundenen Auswirkungen zu reduzieren. Dies trifft besonders auf Programme mit einer Hausbesuchs-Komponente zu. Der Wissensstand zu Effekten von Elterntrainings ist weniger robust, doch neuere Erkenntnisse sind auch hier erfolgversprechend.

- › Gemäss aktuellem Forschungsstand zeigt sich, dass von Fachleuten und gut geschultem Personal umgesetzte Programme mit einem intensiveren Programm mit längeren und häufigeren Sitzungen wirksamer sind. Auch sind Programme, die mehrere Ansätze (z. B. sowohl einzel- als auch gruppenbasierte Elemente) kombinieren, effektiver als Programme mit einem beschränkteren Leistungsangebot.
- › Interventionen scheinen bessere Wirkungen zu entfalten, wenn das Risiko von Kindesmisshandlung frühzeitig erkannt wird und Massnahmen eingeleitet werden [4]. Eine gut ausgebaute Früherkennung ist daher zentral. Die Erkennung von Kindesmisshandlung kann durch Ängste der Fachpersonen verzögert werden (z. B. Angst, falsch zu liegen, eine Familie zu stigmatisieren, vor den schwerwiegenden Folgen und vor Repressalien von Seiten der Eltern). Dieses Problem kann teilweise durch die Ernennung einer Fachperson behoben werden, die bei einer ersten Einschätzung Unterstützung bietet. Diese Person sollte das Problem, die zutreffenden Rechtsvorschriften und anwendbaren Verfahren sowie die verfügbaren Ressourcen kennen. Jede Region könnte von der Ernennung einer solchen Person profitieren (Colom, 2003).
- › Kinder, die häuslicher Gewalt zwischen den Eltern ausgesetzt sind, leiden unter den gleichen Gesundheitsproblemen wie Kinder, die selbst misshandelt werden. Viele Themen, die in diesem Kapitel angesprochen wurden, gelten daher auch für diese Zielgruppe.
- › Es gibt international begrenzte Erkenntnisse darüber, welche konkreten Programmelemente mit einer besseren Wirkung einher gehen [11]. Daher sind detailliertere Forschungen darüber zu begrüßen, was erfolgreiche Programme von nichterfolgreichen unterscheidet (s. a. Kapitel 1).
- › Viele Institutionen in der Schweiz haben direkt mit Kindern und Eltern zu tun, bei denen Verdacht auf Kindesmissbrauch besteht. Hier können qualitativ hochwertige Wirkungsevaluationen bei der Einführung neuer Interventionsansätze besonders hilfreich sein, das System von Kindeschutzmassnahmen wirksamer zu gestalten.

WEITERFÜHRENDE LITERATUR UND LINKS

LITERATUR

Colom, P. P. (2003). Evaluation et modelisation du projet Referent maltraitance. Rapport de synthese de l'experience menee dans le canton du Jura. Fribourg: Fondation Charlotte Olivier, www.fcho.ch

Graz, B., Plancherel, F., Gervasoni, J. P., & Hofner, M. C. (2009). La «Bientraitance», exploration du concept et essai d'utilisation en santé publique. Une expérience à Fribourg (Suisse). *Santé Publique*, 21, 1–12

Hofner, M. C., Ammann, Y., & Bregnard, D. (2001). Recherche sur la maltraitance envers les enfants dans le canton de Vaud: résumé et recommandations. Lausanne: Institut universitaire de médecine sociale et préventive [Raisons de santé, 60], www.iumsp.ch

Paulus, E., Tabin, J. P., & Steiger, B. (2013). Évaluation de l'action éducative en milieu ouvert dans le canton de Vaud. In Piller, E. M., & Schnurr, S. (Hrsg.), *Kinder- und Jugendhilfe in der Schweiz*, S. 257–265. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Schweizerische Gesellschaft für Pädiatrie / Fachgruppe Kinderschutz der schweizerischen Kinderkliniken (2013). Unverändert hohe Zahl von Fällen von Kindsmisshandlung. *Schweizerische Ärztezeitung*, 94, 985.

Tabin, J. P., Hugentobler, V., Sabatini, M., Paulus, E., Steiger B., & Zuntini, L. (2006). Évaluation de l'action éducative en milieu ouvert dans de le canton de Vaud. Rapport final de recherche. Lausanne: école d'études sociales et pédagogiques Lausanne, www.eesp.ch

Troxler, G., Hofner, M. C., & Lutz, N. (2011). Bilan à 10 ans d'une série d'enfants victimes avérées ou à risque significatif de maltraitance et impact sur la relation patient-pédiatre. *Paediatrica*, 22, 4 2011, 17–20.

Wopmann, M. (2013). Unverändert hohe Zahl von Kindsmisshandlung an schweizerischen Kinderkliniken, www.swiss-paediatrics.org

Viens Python, N., & Hofner, M. C. (2002). Avis du Conseil fédéral du 27 juin 1995 sur le Rapport Enfance maltraitée en Suisse, juin 1992: monitoring de l'application dans le canton de Fribourg. Lausanne Institut universitaire de médecine sociale et préventive.

Zimmermann, N., & Jizzini, M. (2012). Sozialhilfe-Behördenhandbuch des Kantons Zürich. Neuauflage. Zürich: Kantonales Steueramt Zürich, www.sozialhilfe.zh.ch

LINKS

Stiftung Kinderschutz Schweiz › www.kinderschutz.ch
 Starke Eltern-Starke Kinder › www.starkeeltern-starkekinder.ch
 Petite enfance › www.vd.ch › Thèmes › Santé › Prévention › Petite Enfance
 Kompetenzorientierte Familienarbeit › www.sozialarbeit.zhaw.ch › Forschung › Kindheit, Jugend und Familie › Kompetenzorientierte Familienarbeit
 AOZ Zürich › www.stadt-zuerich.ch/aoz
 Stiftung Jeunesse Famille › www.fjfn.ch
 Stiftung «vivre sans violence» › www.violencequefaire.ch
 Häusliche Gewalt Kanton Waadt › www.vd.ch › Thèmes › Vie privée › Violence domestique › Victime › Tes-parents-se-disputent
 Stiftung Carrefour › www.fondation-carrefour.net
 Elternnotruf › www.elternnotruf.ch
 Telme.ch › www.telme.ch
 Stiftung Malley Prairie › www.malleyprairie.ch
 Zentrum Inselhof › www.zentrum-inselhof.ch
 WIKIP › www.wikip.ch
 Blaues Kreuz › www.blaueskreuz.gr.ch/kindergruppe.html
 Hometreatment Aargau › www.hota.ch
 Education familiale › www.educationfamiliale.ch
 Référent maltraitance enfants › www.fcho.ch › Les projets › Projets terminés › Référent maltraitance enfants phase iv
 Fachstelle OKey › www.okeywinterthur.ch
 Stiftung Kinderschutz Schweiz, Anlaufstellen bei Kindesmisshandlung
 › www.kinderschutz.ch › Kontakt › Links › Nationale Anlaufstellen
 Schweizerischer Fonds für Kinderschutzprojekte › www.kinderschutzfonds.ch

3. ELTERNTRAININGS ZUR BEWÄLTIGUNG VON ANPASSUNGSPROBLEMEN BEI SÄUGLINGEN UND KLEINKINDERN

EBENE	BEREICH	ALTERSGRUPPE
› Universell › Selektiv › Indiziert	› Familie - Schule - Sozialraum	› Vor der Geburt › Säuglingsalter (0–1) › Frühe Kindheit (1–7) - Mittlere/späte Kindheit (7–9) - Frühadoleszenz (9–13) - Mittlere/späte Adoleszenz (13–18)

ZIELE

Vermittlung der erforderlichen Elternkompetenzen, um das Wohlbefinden und die Anpassung von Säuglingen/Kleinkindern und ihrer Eltern zu fördern

ZIELGRUPPE

Eltern und Betreuungspersonen von Säuglingen und Kleinkindern

ANGESPROCHENE RISIKEN

Defizite in der Elternkompetenz, schwieriges Temperament des Säuglings, Anpassungsstörungen des Säuglings oder Kleinkindes

ALLGEMEINE WIRKSAMKEIT

Vielversprechend

Schulungsprogramme für Eltern von Säuglingen und Kleinkindern zielen darauf ab, Eltern im Umgang mit ihrem Kleinkind anzuleiten, Elternkompetenzen zu stärken und die Interaktion zwischen Säuglingen und Eltern zu verbessern. Die Programme werden in der Regel in Gruppen durchgeführt. Verfügbare Übersichtsstudien weisen darauf hin, dass diese Arten von Programmen eine vielversprechende Wirkung auf die emotionale und verhaltensbezogene Anpassung von Säuglingen und Kleinkindern sowie das Wohlbefinden der Eltern haben. Es ist jedoch noch mehr Forschungsarbeit notwendig, welche die spezifische kurz- und längerfristige Wirksamkeit der Programme untersucht.

PROBLEMLAGE

Das Wohlergehen des Kindes in den ersten Lebensjahren beeinflusst seine spätere Funktionsfähigkeit entscheidend. So hängen z. B. frühe emotionale und verhaltensbezogene Probleme mit späterem kriminellem Verhalten, psychischen Schwierigkeiten, Substanzmissbrauch und Misserfolg im Beruf und in der Ehe zusammen (z. B. [1, 2]). Forschungsergebnisse legen nahe, dass eine einfühlsame Erziehung und positive Eltern-Kind-Interaktionen Schutzfaktoren sind, welche die gesunde Entwicklung des Kindes fördern und damit das Risiko von späterem antisozialem Verhalten verringern können [2, 3]. Deshalb wurden Programme entwickelt, welche Eltern von Säuglingen und Kleinkindern durch die Vermittlung von Erziehungskompetenzen unterstützen.

ZIELE

Elternprogramme beruhen auf einer Palette von theoretischen Ansätzen. Gemeinsam ist ihnen, dass es sich um relativ kurze Programme handelt, die den Eltern helfen sollen, eine gesunde Beziehung zu ihrem Kind zu entwickeln, ihre Erziehungskompetenzen zu stärken und das eigene Wohlbefinden zu steigern. Elterntrainings verfolgen das Ziel, durch eine Veränderung der elterlichen Einstellungen und Erziehungskompetenzen emotionale und verhaltensbezogene Probleme bei Kindern, wie z. B. Wutanfälle, Aggression, Trotzverhalten und unsoziales Verhalten zu beeinflussen.

MERKMALE

Der Inhalt von Elterntrainings ist normalerweise durch ein standardisiertes Curriculum festgelegt. Die Eltern melden sich entweder aus eigenem Interesse an oder werden – im Falle von indizierten und selektiven Programmen – von Fachleuten im Gesundheits- oder Sozialwesen auf das Angebot aufmerksam gemacht.

Durchführungsformat: Die Programme dauern in der Regel 8 bis 12 Wochen und ein bis zwei Stunden wöchentlich, obwohl es zwischen den Angeboten grosse Unterschiede gibt. Manche werden in Einzelsettings, andere in Gruppen durchgeführt. Gewöhnlich finden sie nach der Geburt statt, doch ein Teil der Programme umfasst auch eine Komponente während der Schwangerschaft. Je nach Programm kommen verschiedene Ausbildungstechniken, wie z. B. Gespräche unter den Teilnehmern, Rollenspiele, Videos mit Szenen von typischen Familiensituationen und Hausaufgaben zum Einsatz. Die Lerninhalte stehen in Zusammenhang mit den Themen der allgemeinen Gesundheit und Betreuung von Säuglingen, der kindlichen Entwicklung und der Eltern-Kind-Interaktion. Manche Programme werden nur mit den Eltern durchgeführt (ohne dass die Kinder anwesend sind), andere schliessen auch Interaktionen zwischen den Eltern und ihren Kindern ein.

Durchführungsrahmen: Die Programme können auf universeller, selektiver oder indizierter Ebene ansetzen. Universelle Umsetzungen stehen allen interessierten Eltern offen, während selektive Programme für Eltern von Kindern bestimmt sind, bei denen ein hohes Risiko für die Entwicklung von emotionalen und Verhaltensstörungen angenommen wird. Indizierte Umsetzungen richten sich an Eltern von Kindern, die bereits emotionale oder Verhaltensprobleme zeigen. Die Programme werden in Spitälern, Sozialarbeitszentren oder in öffentlichen Einrichtungen wie Gemeinschaftszentren, per Telefon oder bei den Teilnehmern zu Hause durchgeführt.

Erforderliche Qualifikationen: Die Programme werden von geschulten und qualifizierten Fachleuten wie z. B. Pflegefachleuten, Hebammen, Ärztinnen und Ärzten durchgeführt.

Erforderliche Ressourcen: Die organisatorischen Anforderungen sind unterschiedlich. Klein angelegte Programme können mit wenig Ressourcen und wenig organisatorischer Einbettung umgesetzt werden. Andererseits benötigen gross angelegte Programme eine gute organisatorische Einbettung und entsprechend eine klare Aufgabenteilung, ein adäquates Verwaltungssystem sowie ein grösseres Budget.

Programmbeispiel

Beim Incredible Years Parents and Toddlers Program handelt es sich um ein Elterntaining in der Gruppe, das ursprünglich in den Vereinigten Staaten entwickelt wurde und heute in mehreren europäischen Ländern verbreitet ist. Die Programmreihe umfasst universelle als auch indizierte Programmteile sowie separate Trainings für Eltern von Säuglingen und Kleinkindern. Es handelt sich um Programme zur positiven Erziehung, die unter anderem einen gemeinschaftlichen Ansatz mit Gruppendiskussionen, Lernen am Modell, Analysieren von Videoszenen und Aktivitäten zu Hause integrieren. Das Säuglings-Programm umfasst acht bis zehn Doppelstunden pro Woche, das Kleinkind-Programm zwölf bis dreizehn Doppelstunden pro Woche. Das Programm zielt auf die Förderung von positiven Eltern-Kind-Beziehungen, Bindung und Interaktionen ab indem es z. B. auf das Kind ausgerichtete Spielen anregt, die Vermeidung von harschen Erziehungspraktiken übt sowie den Einsatz von Lob und Belohnungen fördert. Insgesamt verfolgt das Programm das Ziel, die emotionalen, verhaltensbezogenen und schulischen Fähigkeiten der Kinder zu verbessern und das kindliche problematische Verhalten sowie problematisches Verhalten im Erwachsenenalter (z. B. kriminelles Verhalten und Substanzkonsum) zu reduzieren (www.incredibleyears.com).

WIRKSAMKEIT

Folgende Erkenntnisse sind laut Übersichtsstudien für die Wirksamkeit von Elterntrainings für die Eltern von Säuglingen und Kleinkindern bedeutsam:

- › Kurze Elterntrainings (4 bis 12 Wochen) in Gruppen zeigten erfolgsversprechende Auswirkungen auf emotionale und Verhaltensprobleme bei Kindern im Alter von bis zu drei Jahren [4]. Die einbezogenen Studien wurden in den USA, Grossbritannien und Kanada durchgeführt. Unmittelbar nach der Massnahme berichteten die Eltern über weniger emotionale und Verhaltensprobleme bei ihren Kindern als die Eltern in der Kontrollgruppe. Diese Feststellung wurde von unabhängigen Beobachtern, wie z. B. Lehr-

personen, bestätigt. Drei bis zwölf Monate nach dem Programm berichteten die Eltern immer noch über weniger emotionale und Verhaltensprobleme, unabhängige Beobachter jedoch nicht. Die Ergebnisse basieren auf einer beschränkten Anzahl von Studien (drei bis sechs, je nach Outcome).

- › Die Wirksamkeit von Programmen speziell für Eltern von Säuglingen in den ersten beiden Lebensmonaten ist gegenwärtig unklar. Eine Analyse der vier bestehenden Studien zeigte, dass Mütter nach dem Elterntaining mehr Wissen über das Verhalten von Säuglingen hatten als nicht-teilnehmende Mütter [5]. Kinder, deren Eltern eine Schulung zur Verbesserung der kindlichen Schlafgewohnheiten besuchten, schliefen mit sechs Wochen 29 Minuten länger als Kinder dieses Alters mit gewöhnlicher Elternbetreuung. Diese Art der Schulung führte allerdings nicht dazu, dass die Kinder weniger weinten.
- › Elterntrainings, die speziell minderjährige Eltern ansprechen, können das Wohlbefinden der Eltern und ihrer Kinder steigern [6]. Das gilt besonders für Programme, die darauf abzielen die Eltern-Säugling-Interaktion zu verbessern. Unmittelbar nach dem Programm und beim späterem follow-up zeigten Eltern, die das Programm absolviert hatten, bessere Eltern-Kind-Interaktionen als nicht-teilnehmende Eltern. Beispielsweise reagierten die Kinder stärker auf ihre Eltern und ihr Sprachverständnis war besser. Allerdings wurden keine Auswirkungen auf das elterliche Kompetenzempfinden, die Empathie der Eltern sowie die Ablehnung von körperlicher Bestrafung festgestellt. Zudem wird erwähnt, dass die methodische Qualität der eingeschlossenen Studien zu wünschen übrig liess, und die Elterntrainings sich sehr stark unterschieden. Beispielsweise variierten sie in ihrem Format (in Einzelsettings und Gruppen), in Schwerpunkt und Dauer des Programms sowie hinsichtlich des Alters der Kinder, was die Generalisierbarkeit der Ergebnisse einschränkt. Zudem basieren alle Ergebnisse auf einer beschränkten Anzahl Studien (drei bis sechs).
- › Es ist derzeit unklar, ob die Programme emotionale und Verhaltensprobleme der Kinder längerfristig reduzieren.

Einflussfaktoren: Bisher ist wenig bekannt über die Faktoren, welche die Wirksamkeit eines Programms auf Säuglinge und Kleinkinder beeinflussen.

- › Eine Forschungsübersicht kommt zum Schluss, dass zumindest bei Eltern im Teenageralter besonders Programme effektiv scheinen, die das Hauptgewicht auf die Förderung positiver Interaktionen zwischen Säuglingen und ihren Eltern legen [6].

AKTUELLE PRAXIS IN DER SCHWEIZ

In der Schweiz existieren verschiedene Informations- und Schulungsprogramme für Eltern von Kindern im Säuglings- und Kleinkindalter. Ein Grossteil der Angebote ist präventiv, jedoch existieren auch spezifische Ange-

bote für Eltern von Kindern mit Regulationsstörungen. Viele Kantone und Gemeinden haben neben Anlauf- und Beratungsstellen Übersichten über die Angebote. Auch «elternbildung.ch» bietet eine Datenbank, in der Kurse und Veranstaltungen gefunden werden können.

- › Das wahrscheinlich verbreitetste universelle Programm der Frühprävention in der Schweiz sind die **Elternbriefe von Pro Juventute**, die bereits seit über 40 Jahren existieren. Diese Broschüren in allen drei Landessprachen erhalten grundlegende Informationen rund um Themen wie Pflege, Ernährung, Gesundheit, sowie Entwicklung und Erziehung des Kindes. Bis zum 6. Lebensjahr des Kindes werden die 35 Broschüren zum entsprechenden Zeitpunkt im Leben des Kindes an die Eltern versendet. Zusätzlich sind ergänzende Ratgeber für Migranten oder psychisch kranke Eltern verfügbar.
- › Ein Programm, das präventiv für sozial benachteiligte und bildungsferne Familien oder Familien mit Migrationshintergrund angeboten wird ist das Programm **«schritt:weise»**. Es basiert auf dem Programm Opstapje aus den Niederlanden, wurde jedoch vom Verein a:primo überarbeitet und an Schweizer Verhältnisse angepasst. Das Hausbesuchsprogramm ist darauf ausgelegt, die Entwicklung von Kindern im Alter von 0 bis 5 Jahren zu fördern. Weitere Informationen hierzu können in den Kapiteln 1 und 5 gefunden werden.
- › Der in 8 bis 12 Kurseinheiten eingeteilte, für alle Eltern angebotene Kurs **«Starke Eltern-Starke Kinder»** (siehe auch Kapitel 2) legt das Hauptgewicht auf die Werte, Einstellungen und Stärken der Eltern. Er versucht, ihr Selbstvertrauen als Erziehende zu stärken mit dem Ziel, die kindliche Entwicklung besser zu fördern und Gewalt zu reduzieren. Neben der Standardversion für ältere Kinder (siehe Kapitel 4), existiert auch eine Kleinkindversion für Eltern von 0- bis 3-jährigen Kindern. Neben einer deutschsprachigen Version existiert «Starke Eltern-Starke Kinder» mittlerweile auch in einer französisch- und türkischsprachigen Version.
- › Das standardisierte Programm **«PEKiP» (Prager-Eltern-Kind-Programm)** für Eltern mit einem Säugling ab 4 bis 6 Wochen dient der Begleitung der frühkindlichen Entwicklung mit dem Ziel, das Zueinanderfinden von Eltern und Säugling durch Bewegung, Sinnes- und Spielanregungen zu unterstützen und die Entwicklung des Kindes zu fördern. Zusätzlich ermöglicht es den Austausch zwischen Eltern. Neben den standardisierten Elternkursen sind auch verschiedene Angebote von nichtstandardisierten Kursen zu finden, die sich Baby-/Kleinkinderkurs oder ähnlich nennen. Ziele, Inhalte und Ablauf sind oft ähnlich zu PEKiP. Neben Vernetzung und Austausch sollen die Eltern in ihrer Erziehungskompetenz gestärkt, die Qualität der Eltern-Kind-Interaktion verbessert und somit die Entwicklung des Kindes gefördert werden.
- › Die **(heilpädagogische) Früherziehung** umfasst nicht nur die direkte Förderung von Kindern mit Entwicklungsauffälligkeiten, sondern bietet auch

Beratung und Begleitung für deren Eltern an. Bereits ab Geburt hilft sie mit regelmässigen Hausbesuchen, optimale Entwicklungsbedingungen für das Kind zu schaffen. Ein Beispiel ist der Früherziehungsdienst Bern (FED). Die Non-Profit-Organisation will die Früherziehung im Kanton Bern sicherstellen indem mittels enger Zusammenarbeit mit den Eltern Kinder gefördert werden, welche Auffälligkeiten in den Bereichen der motorischen, sprachlichen, geistigen, sozialen oder perzeptuellen Entwicklung zeigen oder behindert sind. Mit seinen 4 Zweigstellen betreut FED jährlich etwa 700 Familien.

- › In der Romandie existieren zahlreiche Angebote im Frühbereich, zumeist in Form von **Elterntreffen oder Elterncafés**. Ein Beispiel ist der Verein Familienbegleitung in Freiburg (siehe auch Kapitel 1). Angepasst an die Bedürfnisse von Familien werden hier zahlreiche Angebote zur Unterstützung der Eltern von Kindern von 0 bis 7 Jahren angeboten, z.B. Elterncafés, Beratungen, Hausbesuche oder Schulungen. Ausserdem sind Elternschulen («École des parents») weit verbreitet. Die Einrichtungen unterstützen Eltern von Kindern ab 0 Jahren. Sie bieten neben Gesprächsrunden zum Austausch unter den Eltern auch Elternkurse und gemeinsame Eltern-Kind-Aktivitäten an.
- › Das mehrfach ausgezeichnete Präventions- und Gesundheitsförderungsprojekt **«FemmesTische»** wird seit 1996 in weiten Teilen der Schweiz umgesetzt. Das vor allem an Frauen mit Migrationshintergrund gerichtete Programm vermittelt in Gesprächsrunden Informationen zu Themen wie Kindererziehung, frühkindliche Förderung oder Gesundheit, stärkt die Gesundheits- und Erziehungskompetenzen und bietet die Möglichkeit zum Austausch.
- › Diverse Ärzthäuser und Kinderspitäler offerieren **Säuglingssprechstunden** für Eltern von Kindern mit Regulationsstörungen wie exzessives Schreien, Schlafstörungen oder Essproblemen. So bietet zum Beispiel das Universitäts-Kinderspital in Basel spezielle Schlaf- oder Schreispprechstunden an. Die Spitäler Schaffhausen bieten in ihrer Kleinkinderambulanz Beratung und Training für Eltern von Kindern bis 3 Jahren, die Regulationsstörungen haben. Säuglings- und Kleinkinderpraxen können als weitere Anlaufstelle für Eltern von Kindern mit Regulationsstörungen dienen. Auch Hebammensprechstunden können hier als erste Anlaufstelle dienen. Eltern wird dort geholfen eine Lösung zu finden und sie werden gegebenenfalls mit weiteren Angeboten vernetzt. Die «Mütter- und Väterberatungen» (siehe auch Kapitel 1) existieren seit über 100 Jahren und sind in der ganzen Schweiz verfügbar. Die Dienstleistung im sozial- und präventivmedizinischen Bereich berät Eltern zu Themen rund um das Stillen und die Ernährung, sowie zu Pflege und Erziehung des Kindes. Weitere Ressourcen sind die Mütter- oder Familienzentren, spezielle Themengruppen (z.B. Stillberatungen), Spiel- oder Krabbelgruppen und Babymassagiekurse. Zusätzlich werden als erste Informationen und Tipps zahlreiche Onlinere Ressourcen angeboten.

- › Verschiedene Kantone und Gemeinden bieten individuelle Massnahmen im Bereich der **frühen Förderung** von Eltern und ihren Kindern ab Geburt bis zum Vorschulalter an. Ein Beispiel ist das Pilotprojekt «Elternstärkung und Elternbildung durch interdisziplinäre und qualitätsorientierte Zusammenarbeit» der Sozialen Dienste Aarau, das seit 2012 umgesetzt wird. Neben regelmässigen Besuchen der Mütter- und Väterberatungsstelle und einer professionell begleiteten Krabbelgruppe sind Hausbesuche durch eine Fachperson ein zentraler Bestandteil des Projektes. Die Stadt Frauenfeld arbeitet an Massnahmen zum Konzept «Früherkennung & Frühintervention». Eine bereits breite Angebotspalette in diesem Bereich soll damit weiter ausgebaut werden und speziell auch bildungsfernen Familien sowie Familien mit Migrationshintergrund stärker zugänglich gemacht werden. Im Fokus stehen hierbei unter anderem Massnahmen wie der Aufbau einer Eltern-Kind-Gruppe speziell für die genannten Zielgruppen oder ein verstärktes Angebot aufsuchender Programme für Familien, die durch die bestehenden Angebote nicht erreicht werden. Zur Umsetzung der Massnahmen wurde 2010 die Projektstelle Frühförderung geschaffen, die auch die verstärkte Zusammenarbeit und Koordination der Akteure und Angebote unterstützen soll.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass es in der Schweiz für Eltern zahlreiche unterstützende Angebote gibt, um die gesunde Entwicklung in den ersten Lebensjahren zu fördern. In diversen Pilotprojekten werden neue Ansätze erprobt. Eine Erhebung von Elternbildung CH zeigt auf, dass der Bereich der frühen Kindheit in der Romandie – dort jedoch vor allem in Form von Elterntreffs und Elterncafés – besser abgedeckt ist als in der deutschsprachigen Schweiz (Elternbildung, 2011). Die Jacobs Foundation führte im Jahre 2012 eine Standortbestimmung in der Schweiz durch und bestätigte diese Feststellung (Elternbildung, 2011). Speziell für Eltern mit sehr jungen Kindern existieren wenige standardisierte Kurse und mehr regional und kantonale unterschiedliche Angebote. Programme, die gezielt für Eltern von Kindern mit Regulationsstörungen angeboten werden, sollten stärker verbreitet werden.

SCHLUSSFOLGERUNGEN UND EMPFEHLUNGEN

- › Elterntrainingsprogramme für Eltern von Säuglingen und Kleinkindern sind ein erfolgversprechender Ansatz zur Förderung der emotionalen und verhaltensbezogenen Entwicklung der Kinder. Insgesamt zeigten die Programme positive Effekte, einschliesslich verbesserter Eltern-Kind-Interaktionen und reduziertem problematischen Verhalten des Kindes.
- › Die berücksichtigten Übersichtsstudien fussen auf relativ wenigen Studien, welche gezielt Trainings für Eltern von Säuglingen und Kleinkindern analysiert haben. Angesichts dessen, dass die berücksichtigten Programme so unterschiedlich waren, ist es ungewiss, inwieweit sich diese Ergebnisse auf Elternprogramme generell übertragen lassen. Es ist auch nicht bekannt, ob die Programme langfristig wirksam sind und welche einzelnen Programmelemente zur Wirksamkeit beitragen.
- › In den Übersichtsstudien berücksichtigte Programme haben üblicherweise eine starke theoretische Grundlage, klar definierte Interventionsziele, einen guten didaktischen Aufbau mit mehreren Lernformen und sind relativ intensiv. Diese Kriterien sollten auch bei der Auswahl von Programmen in der Praxis berücksichtigt werden.
- › Es ist wichtig, für Eltern von Kleinkindern mit Verhaltensauffälligkeiten sowie für mit Risikofaktoren belastete Eltern (z. B. psychische Probleme, Substanzmissbrauch, häusliche Gewalt) rechtzeitig Hilfe in geeigneter Form bereitzustellen. Trotz der engmaschigen Angebotsstruktur in der Schweiz ist weitere Forschung sinnvoll, welche zeigt, wie Risikogruppen besser erreicht werden können.
- › Die Evidenzbasis zur Wirksamkeit des aktuellen Angebots in der Schweiz ist schmal. Besonders wertvoll scheinen uns bessere Erkenntnisse zur Wirksamkeit von intensiveren Interventionen, welche gezielt Risikogruppen ansprechen.

WEITERFÜHRENDE LITERATUR UND LINKS

LITERATUR

Elternbildung CH (2011). Statistik 2011. Ausgewählte Ergebnisse und Interpretationen, www.elternbildung.ch

LINKS

Datenbank von elternbildung.ch

› www.elternbildung.ch/veranstaltungskalender.html

Elternbriefe Pro Juventute › www.projuventute.ch › Angebote › Elternbriefe

Starke Eltern-Starke Kinder › www.starkeeltern-starkekinder.ch

Kurse im Kanton Zug › www.elternbildungzug.ch/kursangebot

Früherziehungsdienst Bern (FED) › www.fed-be.ch

Adressenverzeichnis Heilpädagogische Früherziehung

› www.frueherziehung.ch/fruumlherziehung.html

Verein Familienbegleitung Freiburg › www.educationfamiliale.ch

École des parents in Freiburg › www.edpfr.ch

FemmesTisch › www.femmestische.ch

Schlaf- oder Schreisprechstunden des Universitäts-Kinderspitals in Basel

› www.ukbb.ch › Zuweisende Ärzte › Sprechstunden

Kleinkinderambulanz der Spitäler Schaffhausen › www.spitaeler-sh.ch › Kinder-und
Jugendpsychiatrie › Beratungen › Kleinkindambulanz

Onlineressourcen für Schreibabies

› www.lifeportal.ch › Baby-Familie › Baby › Schreibaby-was-tun

› www.swissmom.ch › Baby › Medizinisches › Ihr Baby daheim ›

Wenn ihr Baby schreit

Pilotprojekt Elternstärkung und Elternbildung durch interdisziplinäre und
qualitätsorientierte Zusammenarbeit, Aarau › www.kindundfamilie-aarau.ch

Elternbildung CH › www.elternbildung.ch

4. ELTERNTRAININGS ZUR BEWÄLTIGUNG VON VERHALTENSTÖRUNGEN BEI KINDERN

EBENE	BEREICH	ALTERSGRUPPE
› Universell	› Familie	Vor der Geburt
› Selektiv	Schule	Säuglingsalter (0–1)
› Indiziert	Sozialraum	› Frühe Kindheit (1–7)
		› Mittlere / späte Kindheit (7–9)
		› Frühadoleszenz (9–13)
		Mittlere / späte Adoleszenz (13–18)

ZIELE

Eltern positive Erziehungskompetenzen vermitteln, um problematisches Verhalten bei Kindern zu korrigieren

ZIELGRUPPE

Eltern und Betreuungspersonen von Kindern mit Verhaltensauffälligkeiten

ANGESPROCHENE RISIKEN

Aggressives Verhalten, Störungen des Sozialverhaltens in der Kindheit, frühe Verhaltensprobleme, Überforderung der Eltern, fehlende Erziehungskompetenzen

ALLGEMEINE WIRKSAMKEIT

Wirksam

Elterntrainingsprogramme sind Programme, in denen Eltern Erziehungskompetenzen vermittelt werden, um mit störendem Verhalten ihrer Kinder umzugehen und es zu reduzieren. Die Programme sind in der Regel kurz und gehen von der Hypothese aus, dass Eltern erfolgreiche Vermittler von Veränderungsprozessen bei ihren Kindern sein können. Die verfügbaren Übersichtsstudien kommen zum Schluss, dass solche Programme tatsächlich in der Lage sind, das problematische Verhalten von Kindern zu verringern.

PROBLEMLAGE

Frühe Verhaltensprobleme bei Kindern können den Erfolg im späteren Leben negativ beeinflussen. Kinder, die beispielsweise bereits in der Primarschule Verhaltensprobleme zeigen, haben ein erhöhtes Risiko für spätere Kriminalität, Verhaltensstörungen, Festnahmen in der Jugend oder als Erwachsene, antisoziale Persönlichkeitsstörungen und Schulabbruch [1–3]. Zudem bürdet das problematische Verhalten von Kindern der Gesellschaft eine erhebliche finanzielle Last auf. Kinder, die im Alter von zehn Jahren an Verhaltensstörungen leiden, verursachen bis zum Alter von 28 Jahren zehnmal höhere Kosten als Kinder ohne Auffälligkeiten. Dazu gehören Kosten aufgrund von Kriminalität, besonderen Bildungsbedürfnissen, einer Unterbringung bei Pflegeeltern oder in Heimen und Sozialhilfe im Erwachsenenalter [4].

Inadäquate Erziehung gilt als einer der wichtigsten Vorläufer von Verhaltensproblemen und Delinquenz [5,6]. Deshalb ist zu erwarten, dass Verbesserungen der elterlichen Erziehungskompetenz zu einer Reduktion der Verhaltensprobleme ihrer Kinder führen. Zu diesem Zweck wurde eine Reihe von Elterntrainings entwickelt. Dies sind normalerweise kognitiv-verhaltensorientierte oder nichtverhaltensorientierte Programme, die Eltern adäquate Erziehungskompetenzen vermitteln sollen. (Kognitiv-)verhaltensorientierte Erziehungsprogramme basieren auf Prinzipien der Theorie des sozialen Lernens und des operanten Lernens (Verhaltenslernens). Dabei lernen die Eltern, als Rollenvorbilder zu agieren, erwünschtes Verhalten der Kinder positiv zu belohnen und negatives Verhalten zu bestrafen oder zu ignorieren. Nichtverhaltensorientierte Programme konzentrieren sich auf die Herstellung positiver Kommunikationsmuster und den gegenseitigen Respekt zwischen Eltern und Kindern [7, 8].

Ergebnisse aus der Studie z-proso:

Problematisches Verhalten bei siebenjährigen Kindern

Gemäss Aussagen der Lehrpersonen zeigen in Zürich zehn Prozent der siebenjährigen Kinder oft oder sehr oft mindestens drei von 21 möglichen Symptomen von oppositionellem Trotzverhalten, Verhaltensauffälligkeiten und Aggressivität. Solche Symptome werden bei Kindern, die von ihren Eltern unangemessen betreut und überwacht oder häufiger körperlich geächtet werden, öfter beobachtet.

Quelle: Originaldatenanalyse, Zürcher Projekt zur sozialen Entwicklung von Kindern und Jugendlichen, z-proso, 2014

ZIELE

Elterntrainingsprogramme zielen darauf ab, Verhaltensauffälligkeit und oppositionelles Trotzverhalten bei Kindern zu verringern. Inadäquate Erziehungskompetenzen gelten als wichtiger Faktor für die Entwicklung eines solchen Verhaltens. Folglich werden Eltern als zentrale Personen angesehen, die dazu beitragen können, eine Veränderung im problematischen Verhalten der Kinder herbeizuführen. Einige Programme umfassen weitere Ziele, die damit in Zusammenhang stehen, z. B. die Verbesserung der emotionalen Gesundheit der Eltern und soziale Unterstützung.

MERKMALE

Elterntrainingsprogramme sind in der Regel kurzfristig und strukturiert und folgen einem Manual.

Durchführungsformat: Die Trainings werden auf individueller Basis (persönliche Treffen oder per Telefon) oder in einer Gruppe angeboten. Zusätzlich bieten Videos oder Kursunterlagen auf Papier die Möglichkeit zum Selbststudium. Die Elterntrainings umfassen verschiedene Bereiche und schliessen effektive Erziehungsstrategien mit ein, die auf Belohnung, Lob, Auszeiten (Time-out) und effektive Disziplinierung setzen. Zudem erlernen die Eltern Strategien für den Umgang mit eigenen Gefühlen der Angst und Wut, für die Stärkung der Sozialkompetenzen ihrer Kinder und für den Zugang zu bzw. die Inanspruchnahme von sozialer Unterstützung. Die Sitzungen können Gruppendiskussionen, Rollenspiele, das Ansehen von Video-clips und Übungstechniken für die Durchführung zu Hause umfassen. Die Dauer der gruppenbasierten Programme variiert von 4 bis 24 wöchentlichen Sitzungen. Im Durchschnitt sind es zehn bis zwölf wöchentliche Doppelstunden [7, 9]. Einige Programme bieten Transport und Kinderbetreuung an, um die Teilnahmerate zu erhöhen. Während viele Elterntrainings sich primär auf die Eltern fokussieren, beinhalten manche Programme auch Interventionen für die Kinder.

Die meisten Programme werden auf freiwilliger Basis durchgeführt. In einigen Ländern, z. B. in England und Wales sowie in der Schweiz (siehe unten), wurden jedoch so genannten «Erziehungsaufgebote» («parenting orders») eingesetzt. Diese richten sich an Eltern von sozial auffälligen Kindern und Jugendlichen und ermöglichen es Richtern, diese Eltern zum Besuch von Elternkursen zu verpflichten [10].

Durchführungsrahmen: Die Programme werden auf universeller, selektiver oder indizierter Ebene angeboten. Sie werden an einer Vielzahl von Orten durchgeführt wie z. B. an Schulen, in Krankenhäusern, in Gemeindezentren, in Bürogebäuden oder zu Hause.

Erforderliche Qualifikationen: Die Programmumsetzung kann durch Fachleute wie z. B. Psychologinnen und Psychologen, Beraterinnen und Berater oder Sozialarbeiterinnen und -arbeiter erfolgen. Für qualitativ hochwertige Programme sind Kursleiter erforderlich, die von Kinderpsychologinnen und -psychologen umfassend geschult werden müssen. Bei einem Teil der Programme muss der Gruppenmoderator akkreditiert sein.

Erforderliche Ressourcen: Eine erfolgreiche Umsetzung erfordert eine solide organisatorische Verankerung mit einem angemessenen Überweisungs- und Verwaltungssystem sowie eine gute Überwachung des Umsetzungsqualität. Verglichen mit den kurz- und langfristigen Kosten, die das Störverhalten von Kindern verursacht, werden die Programmkosten als relativ bescheiden angesehen [7].

Programmbeispiel

Das Parent Management Training, Oregon Model (PMTO) wurde ursprünglich vom führenden Kinderpsychologen Gerald Patterson entwickelt. Es richtet sich an Eltern von Kindern im Vorschul- und Primarschulalter, die sich Sorgen wegen aggressivem und oppositionellem Verhalten ihres Kindes machen. Das Programm wird von ausgebildeten Therapeuten in wöchentlichen Einzelsitzungen mit den Eltern vermittelt. Die Therapeuten erhalten zur Qualitätskontrolle regelmässige Supervision. Kernelemente des Programms sind Lektionen in fünf Bereichen: zu positivem Verhalten anregen, Grenzen setzen, Verhalten beobachten, Problemlösungen aufzeigen und gemeinsame Aktivitäten mit dem Kind pflegen. Es kommen Unterricht, Rollenspiele und Übungen zum Einsatz. Da es sich an Eltern von verhaltensauffälligen Kindern richtet, ist es mit 12 bis 20 wöchentlichen Sitzungen relativ intensiv. Ausser in den USA wird PMTO unter anderem in den Niederlanden, Dänemark und Kanada umgesetzt. In Norwegen und Island wurde das Programm aufgrund der starken Forschungsbefunde schrittweise landesweit eingeführt.

WIRKSAMKEIT

Übersichtsstudien, die vorwiegend aus den USA sowie aus Europa und Australien stammen, zeigen die folgenden Ergebnisse.

- › Die Forschungsergebnisse deuten darauf hin, dass Elterntrainings das problematische Verhalten von Kindern unmittelbar nach dem Programm verringern. Sowohl Eltern als auch unabhängige Beobachtende berichteten im Vergleich zu Kontrollgruppen über eine moderate bis starke Abnahme des problematischen Verhaltens bei Kindern, deren Eltern an einem Programm teilgenommen hatten [7, 9, 10].
- › Zudem gab es Verbesserungen hinsichtlich der psychischen Gesundheit, Selbstwirksamkeit, negativen Wahrnehmung und Erziehungspraktiken der Eltern sowie hinsichtlich emotionaler Probleme und kognitiver Kompetenzen der Kinder und der Eltern-Kind-Beziehung [7, 8, 11].
- › Die Auswirkungen der Elterntrainings auf die Verbesserung des Verhaltens der Kinder, des Erziehungsverhaltens und der elterlichen Wahrnehmung waren bis zu einem Jahr nach dem Programm noch nachweisbar [8, 10]. Zudem gibt es Hinweise dafür, dass Elterntrainings dazu beitragen, kriminelles Verhalten in der Jugend und im Erwachsenenalter zu verringern [12].
- › Sehr wenig ist über die Wirksamkeit von Erziehungsaufgeboten bekannt. Eine Evaluation von Pilotprojekten zeigte, dass die Eltern, bei denen angeordnet wurde, an Elternprogrammen teilzunehmen, vor Beginn der Programme berichteten, dass sie Hilfe im Umgang mit dem problematischen Verhalten ihres Kindes benötigen [14]. Darüber hinaus berichteten diese Eltern eine ebenso hohe Zufriedenheit mit dem Programm und eine positive Veränderung ihres eigenen Erziehungsverhaltens wie Eltern, die das Programm freiwillig besuchten. Es ist jedoch unklar, inwieweit sich das problematische Verhalten der Kinder nach dem Elternprogramm geändert hat.

Einflussfaktoren: Es gibt mehrere wichtige Erkenntnisse zu den Faktoren, welche die Wirksamkeit der Elterntrainings für Kinder beeinflussen.

- › Bessere Effekte wurden in Programmen mit einer hohen Umsetzungstreue gefunden, d. h. dass das umgesetzte Programm genau nach dem geplanten Programmprotokoll umgesetzt wird, die Therapeuten eine qualitativ hochwertige Ausbildung erhalten und die Organisation kontinuierliche Unterstützung und Supervision gewährleistet [7].
- › Verschiedene spezifische Bestandteile von Elterntrainings haben sich als effektiv gezeigt, u. a. ein Fokus auf positive Eltern-Kind-Interaktionen und emotionale Kommunikationsfähigkeiten, die Nutzung von Auszeiten und eine Betonung der Konsistenz in der Erziehung [11]. Weniger effektiv dagegen sind Programmkomponenten wie das Lehren von Problemlösungen oder die Vermittlung von Fördermechanismen der kognitiven, schulischen und sozialen Kompetenzen der Kinder.
- › Positive Effekte werden eher erreicht, wenn die Eltern die neu erworbenen Kompetenzen während der Trainings mit den Kindern aktiv einüben.
- › Zusätzliche Angebote von Leistungen neben den Standard-Programmkomponenten, z. B. in Bezug auf die psychische Gesundheit, Drogenmissbrauch, soziale Unterstützung oder Stressmanagement zeigten sich hingegen nicht als sehr effektiv.
- › Einzeltrainings haben möglicherweise bessere Effekte als Gruppentrainings. Dies gilt besonders für die Zielgruppe von Eltern, die aus benachteiligten Verhältnissen stammen [8].

AKTUELLE PRAXIS IN DER SCHWEIZ

Der schweizerische Dachverband der Elternbildung «Elternbildung CH» führt alle zwei Jahre eine Studie zu Elterntrainingsprogrammen durch. Die Daten legen nahe, dass ungefähr 65 000 Eltern jährlich eine Form von Elternt raining besuchen. Seit der Erhebung 2009 konnte ein Anstieg der Angebote und Teilnehmerzahlen festgestellt werden. Neben standardisierten Programmen, die nur einen relativ kleinen Teil des Angebotes bilden, existieren zahlreiche unstandardisierte Angebote für Eltern von verhaltensauffälligen Kindern.

- › **«STEP» («Systematisches Training für Eltern und Pädagogen»)** ist eines der weltweit bekanntesten Elternschulungsprogramme. Das Programm für Eltern von Kindern verschiedener Altersstufen betont die demokratische Beziehung zwischen Eltern und Kindern. Seit etwa 10 Jahren ist das Programm in der Schweiz verfügbar und speziell in den deutschsprachigen Teilen weit verbreitet. Der Kurs zielt auf den Aufbau einer verlässlichen Bindung und Erziehungskompetenz sowie auf die Stressreduktion im Familienalltag ab und vermittelt Wissen zu Themen wie positive Kommunikation, Entwicklung des Kindes und kompetente Begleitung des Kindes in der Schule. Das Pilotprojekt «Gemeinsam Stark» in Basel-Landschaft führte STEP simultan für Eltern und Kindergartenbetreuungspersonen ein.

Die Evaluation zeigte, dass die Teilnehmer des Projektes das Programm als nützlich empfanden (Steiner / Galliker Schrott, 2010).

- › **«Triple P» («Positive Parenting Program»)** ist eines der bekanntesten Elternprogramme weltweit. Auch in der Schweiz ist Triple P weit verbreitet. Der in der Regel in 4 Sitzungen aufgeteilte Gruppenkurs bietet Eltern Unterstützung im Umgang mit schwierigen Verhaltensmustern ihrer Kinder und lehrt Hilfen zum Umgang mit schwierigen Situationen. Seit kurzem ist der Kurs auch für ausländische Familien in den Sprachen Albanisch, Portugiesisch und Türkisch verfügbar. Eine in Zürich durchgeführte Wirkungsevaluation fand zwar kurzfristige positive Effekte auf das Erziehungsverhalten der Eltern, konnte jedoch keine Veränderungen im Verhalten des Kindes feststellen (Eisner et al., 2008). Eine Wirkungsevaluation in sechs Kantonen der Deutschschweiz zeigte auch kurzfristige Verbesserungen auf das Erziehungsverhalten sowie eine geringe Abnahme der emotionalen und Verhaltensprobleme der Kinder (Cina et al., 2011).
- › Der Kurs **«Starke Eltern-Starke Kinder»** (siehe auch Kapitel 2 und 3), der vom Deutschen Kinderschutzbund entwickelt wurde, wird schweizweit angeboten. Neben einer deutschsprachigen Version existieren heute auch französisch- und türkischsprachige Versionen. Der Kurs wird neben seiner Standardvariante für Eltern von 3- bis 10-Jährigen auch in einer Variante für Kinder in der Pubertät und für Kleinkinder angeboten. Das Programm zielt auf eine entwicklungsfördernde Erziehung, mehr Selbstvertrauen in der Elternrolle sowie eine Verbesserung der Kommunikationsfähigkeiten ab.
- › In der Romandie wird derzeit eine ins Französische adaptierte Version von **«PACE» («Parenting our Children to Excellence»)** – das in den USA und Spanien bereits angeboten wird – umgesetzt. Unter dem Namen **«Entre-Parents»** wird das 8-wöchige, strukturierte Elternprogramm in Gruppen durchgeführt. Der Kurs für Eltern von 3- bis 6-jährigen Kindern hat zum Ziel, positive Erziehungsmassnahmen und Eltern-Kind-Interaktionen zu fördern. Eine Evaluation von Entre-Parents konnte positive Effekte hinsichtlich der Erziehung der Eltern, als auch der Sozialkompetenzen der Kinder feststellen (Lucia & Dumas, 2013).
- › In der Romandie haben mehrere sogenannte **Elternschulen** («École des parents», siehe auch Kapitel 3) Angebote für Eltern von Kindern unterschiedlichen Alters, z.B. Gesprächsrunden zum Austausch unter den Eltern, Eltern-Kind-Aktivitäten und Elternkurse. Ein Beispiel der in der Romandie stark verbreiteten Elterncafés ist **«Jardin des parents»** (wörtlich «Elterngarten»), das vom Kanton Waadt finanziert wird. Hier werden an verschiedenen Orten im Kanton mehrmals im Jahr Gesprächsrunden zu Themen rund um Erziehung und Familie veranstaltet. Die für alle Eltern offenen Treffen werden von Expertenteams geleitet.
- › Für die Eltern von **Kindern mit Verhaltensproblemen oder ADHS** gibt es in der Schweiz eine Reihe von Angeboten. Es umfasst neben Eltern-

beratungen und Elterngruppen auch Elternkurse. Zum Beispiel bietet der Kinder- und Jugendpsychiatrische Dienst in Schaffhausen eine Gruppenintervention für Eltern von Kindern mit impulsiven Verhalten/ADHS an, in denen den Eltern die Möglichkeit geboten wird, bessere Erziehungsmassnahmen zu erarbeiten. Ein Elternseminar speziell um das Thema Lernen mit ADHS und Lernschwierigkeiten wird von «Mit Kindern Lernen» in mehreren Städten der Schweiz angeboten. Hier werden Wissen und Fähigkeiten für die speziellen Bedürfnisse von ADHS-Kindern an die Eltern vermittelt. Eine weitere Ressource für Eltern von verhaltensauffälligen Kindern ist Erziehungscoaching oder Erziehungsbegleitung. Hier gibt es verschiedene private Anbieter, die sich im Internet finden lassen. Zudem existieren zahlreiche Praxen und Fachstellen als Anlaufstellen für Eltern mit Kindern oder Jugendlichen mit Verhaltensproblemen. In vielen Kantonen bieten Fachstellen Jugend-, Eltern- und Familienberatungen an. So bietet zum Beispiel die Fachstelle Jugend- und Familienberatung des kantonalen Sozialamtes Nidwalden neben Jugend- und Familienberatungen auch Beratungen rund um das Thema Erziehung und Betreuung für Eltern von Kindern im Vorschulalter. «No-ZOFF.ch» bietet eine Übersicht über die Beratungsangebote der Institutionen in der Zentralschweiz. Auch online sind zahlreiche Informationen und Erziehungsregeln für Eltern mit verhaltensauffälligen und ADHS-Kindern verfügbar. Ein kostenloses Online-Elterntraining für Eltern mit Kindern im Alter von 1 bis 16 Jahren, das in allen Landessprachen verfügbar ist, bietet Eltern die Möglichkeit ihre Kompetenzen im Umgang mit Erziehungsfragen und Stress zu verbessern. Das Training basiert auf dem Familienstress-Kurs «PEP» («Präventives Eltern Programm»), das – wie auch das Online-Elterntraining – an der Universität Fribourg von Psychologinnen und Psychologen entwickelt wurde.

- › In der Schweiz wird in den letzten Jahren vermehrt darüber diskutiert, ob **Elternkurse für Eltern von Kindern und Jugendlichen mit Verhaltensauffälligkeiten** verpflichtend sein sollten, ähnlich wie bei von Kindern und Jugendlichen begangenen Straftaten, wo der Einbezug der Eltern bereits im Jugendstrafrecht geregelt ist. So wurde zum Beispiel im Kanton Zürich das Volksschulgesetz modifiziert und seit 2012 mit einer Regelung ergänzt. Hiernach können Eltern, die ihren Elternpflichten nicht oder nicht ausreichend nachkommen, zur Teilnahme an einem Elternkurs – der von den Eltern selbst finanziert werden muss – gezwungen werden.

Speziell im universellen Bereich gibt es in der Schweiz ein grosses Angebot an Elterntrainings. Vor allem existieren hier auch viele standardisierte und evidenzbasierte Kurse. Viele dieser Kurse können auch für die Unterstützung von Eltern mit Kindern, die bereits Verhaltensauffälligkeiten zeigen, zur Steigerung ihrer Erziehungskompetenzen eingesetzt werden. Nur wenige der existierenden Programme adressieren jedoch diese spezielle Zielgruppe. Auch fehlen bisher in vielen Bereichen Evaluationen der Programme.

SCHLUSSFOLGERUNGEN UND EMPFEHLUNGEN

- › In den vergangenen 20 Jahren sind Elternkurse in der Schweiz als universelle, indizierte und selektive Prävention zunehmend beliebter geworden, wobei in jüngerer Zeit die Angebote vermehrt durch Informationen im Internet ergänzt werden.
- › Aufgrund der Forschungsergebnisse gilt als relativ gut gesichert, dass Elterntrainings wirksam zur kurzfristigen Reduktion des problematischen Verhaltens der Kinder und zur Verbesserung der Erziehungskompetenzen der Eltern bis zu einem Jahr nach dem Programm beitragen können. Wir halten daher eine qualitativ hochwertige Elternbildung für eine zweckmässige Komponente der Präventionslandschaft.
- › Die Wirkungen sind grösser bei Zielpopulationen, bei denen Kinder bereits Verhaltensprobleme zeigen und Eltern Erziehungsfehler machen. Zu den langfristigen Wirkungen von Elternkursen ist wenig bekannt.
- › Wissenschaftliche Erkenntnisse weisen darauf hin, dass die besten Resultate erzielt werden, wenn die Programme sich durch eine programmgetreue Umsetzung durch gut qualifiziertes Personal sowie institutionalisierte Unterstützung und Supervision auszeichnen. Im Weiteren ist eine aktive Teilnahme und die Nutzung verschiedener Lernstrategien wichtig. Schliesslich scheinen die Arbeit an einer positiven Kind-Eltern Interaktion sowie an einer konsistenten, aber warmen Disziplin mit besseren Wirkungen einherzugehen. Solche Kriterien sollten in der Praxis bei der Auswahl empfohlener Elterntrainings in Betracht gezogen werden. Mittelfristig könnte es sinnvoll sein, auf ein Qualitätslabel im Bereich der Elternbildung hinzuarbeiten.
- › Wir halten intensivere Elterntrainings für Eltern von Kindern mit Verhaltensproblemen für eine besonders sinnvolle Präventionsstrategie. Da es unseres Wissens im Moment in diesem Bereich keinerlei schweizerische Wirkungsstudien gibt, erachten wir Forschungen in diesem Bereich für dringlich.
- › Es fehlt auch an Wissen darüber wie Programme, die sich in kleinen klinischen Studien als wirksam erwiesen haben, in die Praxis übertragen werden können. Wir empfehlen daher Kollaborationsprojekte zwischen Praxis und Forschung, um die Einbettung wirksamer Elterntrainings in das bestehende Angebot voranzutreiben.

WEITERFÜHRENDE LITERATUR UND LINKS

LITERATUR

Cina, A., Rössli, M., Schmid, H., Lattmann, U. P., Fäh, B., Schönenberger, M., et al. (2011). Enhancing positive development of children: Effects of a multilevel randomized controlled intervention on parenting and child problem behaviour. *Family Science*, 2, 43–57.

Eisner, M., Ribeaud, D., Jünger, R., und Meidert, U. (2008). Frühprävention von Gewalt und Aggression. Ergebnisse des Zürcher Präventions- und Interventionsprojekts an Schulen. Zürich: Rüegger.

Lucia, S. & Dumas, J. E. (2013). *Journal of Primary Prevention*, 34, 135–146.

Markie-Dadds, C., Turner, K. M. T. & Sanders, M. R. (2010). Das Triple P Elternarbeitsbuch: Der Ratgeber zur positiven Erziehung mit praktischen Übungen. Triple P Deutschland.

Steiner, O., & Galliker Schrott, B. (2010). Evaluation Gemeinsam Stark. Basel: Fachhochschule Nordwest Schweiz, www.instep-online.de

LINKS

Elternbildung CH > www.elternbildung.ch

Triple P > www.triplep.ch

École des parents, z. B. in Freiburg > www.edpfr.ch

Jardin des parents > www.jardin-des-parents.ch

Mit Kindern Lernen > www.mit-kindern-lernen.ch

No-ZOFF.ch > www.no-zoff.ch

Online Informationen und Erziehungsregeln > www.swissmom.ch > Kind > Praktisches > Kindergarten und Schule > ADHS oder der Zappelphilipp

Kostenloses Online-Elterntraining > www.elterntraining.ch



VORSCHULISCHE FÖRDERUNG

5. Frühe Förderung im Vorschulalter

5. FRÜHE FÖRDERUNG IM VORSCHULALTER

EBENE	BEREICH	ALTERSGRUPPE
› Universell	Familie	Vor der Geburt
› Selektiv	Schule	Säuglingsalter (0–1)
› Indiziert	› Sozialraum	› Frühe Kindheit (1–7)
		Mittlere/späte Kindheit (7–9)
		Frühadoleszenz (9–13)
		Mittlere/späte Adoleszenz (13–18)

ZIELE

Verbesserung der Lern- und Sozialkompetenzen. Langzeitwirkung auf das adaptive Verhalten

ZIELGRUPPE

Kinder im Vorschulalter, oft aus benachteiligten Familien, Kinder mit Entwicklungsverzögerungen und Kinder mit Risiko für fehlende Schulreife

ANGESPROCHENE RISIKEN

Emotionale und kognitive Defizite, Hyperaktivität, schwieriges Temperament, frühe Verhaltensprobleme, fehlende elterliche Entwicklungsförderung, Familienarmut

ALLGEMEINE WIRKSAMKEIT

Vielversprechend

Programme zur frühen Förderung umfassen die gezielte Förderung einzelner Zielgruppen wie auch allgemeine pädagogische Qualitätsentwicklungen in Einrichtungen der ausserfamiliären Kinderbetreuung. Als selektive oder indizierte Programme unterstützen sie Eltern mit benachteiligtem Hintergrund und Kinder mit Behinderungen und Entwicklungsverzögerungen. Als universelle Programme können sie in das allgemeine Betreuungsangebot für Kinder im Vorschulalter eingebunden werden. Programme zur frühen Förderung sollen Kinder auf den Schuleintritt vorbereiten, soziale und kognitive Fähigkeiten vermitteln und frühe Verhaltensprobleme reduzieren. Die Programme sind daher für die Gewaltprävention bedeutsam, sind aber auf eine breite Palette von Zielen ausgerichtet. Entsprechend wird in diesem Kapitel ein breiter Ansatz verfolgt. Manche Programme zeigten positive Langzeiteffekte bis ins Jugend- und Erwachsenenalter. Gleichzeitig gibt es Hinweise, dass landesweit umgesetzte Programme nicht die gleichen positiven Ergebnisse erzielen und dass ausserfamiliäre Kinderbetreuung in Kindertagesstätten im Vorschulalter mit Verhaltensproblemen bei Kindern und Jugendlichen in Zusammenhang steht.

PROBLEMLAGE

Frühes aggressives Verhalten, kognitive oder emotionale Defizite und fehlende Schulreife können später im Leben schwerwiegende negative Auswirkungen haben. So besteht unter anderem eine erhöhte Wahrscheinlichkeit für antisoziales Verhalten, Delinquenz, Gewalt, Schulabbruch, Arbeitslosigkeit, psychologische Probleme und geringe Sozialkompetenz. Bei Kindern aus benachteiligten oder dysfunktionalen Familien ist die Wahrscheinlichkeit für verhaltensbezogene und psychosoziale Probleme sowie für fehlende Schulreife grösser als bei anderen Kindern.

ZIELE

Programme zur frühen Förderung im Vorschulalter sollen die Schulreife fördern und frühe Risiken für spätere sozioemotionale Verhaltensprobleme reduzieren. Die Programme sind daher für die Gewaltprävention bedeutsam, aber auch auf andere Ziele ausgerichtet. Die Ziele sollen durch eine Ergänzung der elterlichen Betreuung erreicht werden, indem Eltern und ihren Kindern ein unterstützendes Lernumfeld angeboten wird. Es wird angenommen, dass dies Kindern dabei hilft, ihre intellektuellen und kognitiven Fähigkeiten sowie ihr prosoziales Verhalten zu entfalten. Insbesondere bei Kindern aus benachteiligten Familien sollen die Programme die Folgen wirtschaftlicher Benachteiligung und negativer Erziehung abfedern. Obwohl die Programme sich hauptsächlich an Kinder im Vorschulalter richten, können sie in manchen Fällen in den ersten Primarschuljahren weitergeführt werden.

MERKMALE

Durchführungsmodus: Programme zur frühen Förderung im Vorschulalter, insbesondere für benachteiligte Kinder, umfassen oft zwei Komponenten [1]. Die erste konzentriert sich in erster Linie auf Kinder und beinhaltet Aktivitäten in Kindertagesstätten. Die zweite richtet sich hauptsächlich an die Eltern und umfasst Elternkurse und/oder Besuche zu Hause (siehe andere Kapitel in diesem Buch für einen Überblick). Die Programme können auf individuelle Bedürfnisse zugeschnitten werden oder standardisiert auf die Erreichung normativer Entwicklungsstufen ausgerichtet sein. Zu den namhaften Programmen gehören das US-amerikanische «Chicago School Readiness Project», «Head Start» und das «High Scope Perry Preschool Program».

Zu den typischen Programmelementen gehören die Förderung sozialer und kognitiver Fähigkeiten, gesunder Gewohnheiten und prosozialer Verhaltensweisen. Die Kinder können sowohl in individuellen Sitzungen als auch in kleinen Gruppen involviert werden. Zudem beziehen Programme, die auf eine Erweiterung des geistigen Horizontes der Kinder hin arbeiten, Mitglieder des Gemeinwesens und lokale Behörden mit ein.

Durchführungsrahmen: Programme zur frühen Förderung im Vorschulalter können in Kinderkrippen, Kindergärten oder Gemeinschaftszentren durchgeführt werden. Teilnehmende von Programmen für sozial benachteiligte Familien werden oft von sozialen oder medizinischen Einrichtungen wie Spitälern, Kliniken und Sozialdiensten an die Programme verwiesen. Es kann ein Screening nach Faktoren, die in Zusammenhang mit geringem intellektuellen, schulischen und sozio-emotionalen Fortschritt stehen, erfolgen.

Erforderliche Qualifikationen: Lehrpersonen oder andere Programmvermittler benötigen einen Abschluss in (Klein)Kindererziehung und eine spezielle Schulung für das umgesetzte Programm. Manche Programme beinhalten Supervision vor Ort zur Unterstützung der Lehrpersonen [1]. Gut etablierte Programme bieten klare Manuale für die umsetzenden Personen sowie altersgerechtes Lernmaterial für die Kinder.

Erforderliche Ressourcen: Die erforderlichen Ressourcen hängen vom Umfang des Programms und vom Durchführungsrahmen ab. Alle Programme erfordern qualifiziertes Personal. Grössere Programme erfordern auch eine solide organisatorische Einbettung und Programme für benachteiligte Kinder brauchen ein gut funktionierendes Überweisungssystem.

Programmbeispiel

Das «High Scope Perry Preschool Program» wurde in den 1960er Jahren konzipiert und gilt als Ursprung der meisten Frühförderungsprogramme. Es bezweckt, benachteiligten Familien mit Kindern im Alter von 3 bis 4 Jahren erzieherische Unterstützung und Hausbesuche anzubieten. Der Programminhalt beruht auf der Auffassung, dass Kinder besser lernen, wenn sie die Gelegenheit erhalten, selbst die Initiative zu ergreifen und Aktivitäten zu gestalten (d.h. Ansatz des aktiven Lernens). Das Kind wird aufgefordert, einen Plan zu entwerfen und auszuführen. Diese Erfahrung bietet ihm Gelegenheit, neue sprachliche und kognitive Fähigkeiten sowie soziale Kompetenzen wie Eigenständigkeit, Neugier, Entscheidungsfindung, Zusammenarbeit, Beharrlichkeit, Kreativität und Problemlösung zu erlernen und zu üben (www.highscope.org). Ergebnisse einer randomisierten Studie mit 123 Kindern zeigten positive Effekte bis ins Alter von 40 Jahren, unter anderem eine deutliche Reduktion von Gefängnisstrafen und ein höheres durchschnittliches Einkommen.

WIRKSAMKEIT

Es gibt relativ viele Forschungsarbeiten zu Wirkungen von Vorschulprogrammen, welche die soziale, kognitive und emotionale Entwicklung von Kindern anregen und unterstützen.

- › Das Fazit zur Wirksamkeit von Vorschulprogrammen ist im Allgemeinen positiv und zeigt, dass Kinder, die an solchen Programmen teilgenommen haben, später besser abschneiden als andere Kinder. Die positiven Ergebnisse betreffen insbesondere die kognitiven Fähigkeiten und die schulischen Leistungen, sind aber auch bezüglich Wohlbefinden der Familie, Schulreife und sozioemotionale Gesundheit feststellbar [2–4].
- › Manche Forschungsergebnisse deuten darauf hin, dass die Effekte mit der Zeit etwas nachlassen [3]. Insgesamt haben die Programme jedoch eine Langzeitwirkung. Das gilt besonders für intensivere Programme, bei

denen Studien bis ins Jugend- und Erwachsenenalter positive Ergebnisse nachweisen [4–6].

- › Es gibt nur wenige Studien, welche die Wirkung von Vorschulprogrammen auf spätere Kriminalität und Delinquenz untersuchen. Sie deuten darauf hin, dass Programme zur frühen Förderung im Vorschulalter Straftaten im Jugend- und Erwachsenenalter um 13 % reduzieren (fünf Studien; [7]). Eine weitere Übersichtsstudie, die sich auf kognitive Programme bei sozioökonomisch benachteiligten Kindern konzentrierte, kam sogar zum Schluss, dass elf Jahre nach der Programmdurchführung 74 % der Kontrollgruppe schon einmal in Straftaten verwickelt waren, während es bei der Interventionsgruppe 30 % waren. Diese Analyse umfasste jedoch nur drei Studien [5].
- › Trotz dieser positiven Ergebnisse gibt es, zumindest in den USA, Vorbehalte bezüglich der Wirksamkeit von solchen Programmen, wenn sie landesweit eingeführt werden. Dort hatte die landesweite Umsetzung des Programms «Head Start», das die soziale und kognitive Entwicklung benachteiligter Kinder im Vorschulalter fördern will, eine beschränkte oder gar keine Langzeitwirkung auf die schulischen Leistungen und die sozioemotionale Entwicklung [8]. Eine Erklärung für diesen Befund kann sein, dass viele der Kinder in der Kontrollgruppe ebenfalls ausserfamiliäre Betreuung erhielten. Da sich die Qualität dieser Kinderbetreuung in den letzten Jahren verbessert hat, kann es sein, dass sie nicht viel niedriger ist als die Qualität der «Head Start» Programme. Zudem ist es möglich, dass die Qualität der «Head Start» Programme in dieser nationalen Umsetzung unzureichend war.
- › Die meisten Studien, die in die oben genannten Übersichtsstudien einbezogen wurden, konzentrierten sich spezifisch auf Programme für benachteiligte Kinder. Man weiss hingegen deutlich weniger über universelle Förderprogramme, die in die allgemeine Kinderbetreuung im Vorschulalter eingebunden werden. Studien zu ausserfamiliärer Betreuung in Kindertagesstätten haben zwar nachgewiesen, dass eine familienergänzende Kinderbetreuung von hoher Qualität mit besseren kognitiven Fähigkeiten/Kompetenzen verbunden ist (z.B. [9]); mehr Zeit in Kinderbetreuungsstätten scheint aber auch aggressives und anderes problematisches Verhalten zu begünstigen, und zwar unabhängig von der Qualität der Stätten (z.B. [10]). Ähnliche Ergebnisse wurden für die Schweiz veröffentlicht (Averdijk et al., 2011; Pierrehumbert et al., 1996; Stamm et al., 2012).

Einflussfaktoren: Man weiss wenig über die Faktoren, welche die Wirksamkeit von Präventionsprogrammen im Vorschulalter beeinflussen. Das gilt insbesondere hinsichtlich problematischen Verhaltens. Die vorliegenden Forschungsergebnisse deuten auf Folgendes hin:

- › Länger dauernde Programme (z.B. über ein Jahr oder sogar drei Jahre) scheinen mehr zu nützen als kürzere Programme ([4–6]; siehe aber auch [3], wo kein bedeutender Unterschied nachgewiesen wurde).

- › Intensivere Programme (z. B. über 300 oder sogar 500 Sitzungen) scheinen mehr zu bewirken als weniger intensive Programme ([4–6]; siehe aber auch [3], wo kein bedeutender Unterschied nachgewiesen wurde).
- › Manche Forschungsergebnisse deuten darauf hin, dass Programme mit Komponenten, die in die Primarschule hineinreichen, effektiver sind als andere Programme [4, 6].
- › Die Erkenntnisse, dass die landesweite Implementierung des «Head Start»-Programms in den USA nicht viele nutzbringende Ergebnisse erzielte und dass in Kinderbetreuungsstätten verbrachte Zeit mit einem höheren Risiko für problematisches Verhalten assoziiert wurde, könnte die Bedeutung von Qualitätskontrollen, getreuer Umsetzung und den Fokus auf benachteiligte Kinder mit besonderen Bedürfnissen aufzeigen.

AKTUELLE PRAXIS IN DER SCHWEIZ

- › In der Schweiz haben **kognitive Förderungsprogramme im Bereich der Heilpädagogik** eine lange Tradition. Verschiedene Einrichtungen bieten Programme zur frühen Förderung von Kindern mit Beeinträchtigungen (z. B. psychischen Gesundheitsproblemen) an. Programme zur frühen Förderung gibt es auch im Rahmen der Heilpädagogischen Früherziehung, die für Kinder mit Behinderungen, Entwicklungsverzögerungen, Verhaltensstörungen und Entwicklungsrisiken von der Geburt bis maximal zwei Jahre nach Kindergarten Eintritt angeboten wird. Ab Beginn der obligatorischen Schule haben die Kantone Regelungen bezüglich des Angebotes für Kinder mit besonderen Bedürfnissen, welche in der Regel kognitive, emotionale, körperliche und soziale Förderungselemente beinhalten.
- › Auf universeller Ebene besteht ein wachsender Trend dazu, dass **Betreuungsstätten für Kinder im Vorschulalter** (z. B. Kinderkrippen) intellektuelle Förderprogramme in ihr Angebot aufnehmen. Ein zunehmender Anteil der Kinder im Vorschulalter wird einige Tage pro Woche familienergänzend betreut. In Zürich nutzen mehr als die Hälfte der Kinder im Vorschulalter Betreuungsstätten (Stadt Zürich, 2011). Das private Angebot an Kinderkrippen spielt in der Schweiz traditionellerweise eine wichtige Rolle, wobei die Städte immer mehr auch öffentliche Strukturen anbieten, deren Kosten nach dem Einkommen der Eltern abgestuft werden. Gemäss einer laufenden, noch unveröffentlichten Studie ist die Qualität der Kinderbetreuungsstätten unbefriedigend (Minor, 2012). Das Kinderbetreuungsangebot von hoher Qualität, das auch die soziale und kognitive Entwicklung der Kinder fördert, wird überproportional von mittelständischen Eltern genutzt.
- › Verschiedene Akteure beobachteten daher wachsende Unterschiede bei der Schulreife zu Beginn der Primarschule, was oft zu anhaltenden Diskrepanzen in der schulischen Leistung führt. Als Folge davon wurden Rufe nach einer breiten Unterstützung für **Programme zur Frühförderung** laut. Insbesondere die Schweizerische UNESCO-Kommission hat die Bildung

in der frühen Kindheit zu ihrer Kernaufgabe gemacht. Auch das Schweizer Netzwerk Kinderbetreuung fördert die Entwicklung und Verbesserung von Programmen und legt dabei einen besonderen Schwerpunkt auf Familien mit Migrationshintergrund. Schliesslich haben mehrere Kantone und Städte strategische Rahmensysteme entwickelt, um die frühe Förderung zu unterstützen, insbesondere für Kinder mit benachteiligtem und bildungsfernem Hintergrund. Es wurde auch eine beachtliche Anzahl neuerer Projekte konzipiert, um spezifisch die frühe Förderung bei Kindern aus Familien mit Migrationshintergrund voranzutreiben.

- › Als Strategie zur Erhöhung der Standards in der Kinderbetreuung haben die Jacobs Foundation und der Verband der Kindertagesstätten der Schweiz KiTaS ein **«Qualitätslabel QualiKita»** entwickelt, das für mehr Transparenz sorgen und zur Qualitätsentwicklung beitragen soll. Die aktive Unterstützung der frühen Förderung und der psychosozialen Entwicklung spielt für das Qualitätslabel eine wichtige Rolle.
- › Ein Musterprojekt für die frühe Förderung einer positiven Entwicklung bei benachteiligten Kindern ist das **Projekt «primano»** in der Stadt Bern. Das Projekt wurde in vier sozial benachteiligten Quartieren umgesetzt und umfasst drei Hauptkomponenten. Die erste ist das Hausbesuchsprogramm «schrittweise», eine Adaption des niederländischen Programms «opstapje». Es dauert 18 Monate und richtet sich an Familien mit Kindern im Alter von 1.5 bis 3 Jahren. Die zweite Komponente beinhaltet Fördermodule in Kindertagesstätten und Spielgruppen. Die Module konzentrieren sich auf die Entwicklung von motorischen und sprachliche Fähigkeiten, Ernährung und Sozialkompetenzen. Die dritte Komponente besteht aus der Vernetzung im Quartier und soll Informationen über das Programm verbreiten und Eltern zur Teilnahme motivieren. Das Programm wurde evaluiert (Tschumper et al, 2012). Die Ergebnisse deuten darauf hin, dass beteiligte Kinder motorische und sprachliche Fähigkeiten erwarben und Fortschritte in ihrer sozialen und emotionalen Entwicklung erzielten. Aufgrund der positiven Ergebnisse der Evaluation ist das Programm nun Teil des regulären Kinderbetreuungsangebots der Stadt Bern.
- › Ein weiteres interessantes Projekt im Bereich der frühen Förderung, was jedoch speziell auf die Sprachkompetenzen abzielt, ist das Projekt **«Mit ausreichenden Deutschkenntnissen in den Kindergarten»** des Erziehungsdepartements der Stadt Basel. Seit 2013 werden Kinder (sowohl mit als auch ohne Migrationshintergrund), die nicht über ausreichende Sprachkompetenzen verfügen, bereits ein Jahr vor Eintritt in den Kindergarten identifiziert und zum Besuch von Spielgruppen, Tagesheimen oder Tagesfamilien mit integrierter Sprachförderung an zwei Halbtagen pro Woche (min. 150 Stunden) verpflichtet. Damit soll erreicht werden, dass alle Kinder bei Eintritt in den Kindergarten über ausreichende Kompetenzen der deutschen Sprache verfügen, was langfristig den Schulerfolg und die berufliche Integration positiv beeinflusst und somit zu mehr Chancengleichheit führen soll. Pro Jahr werden 450 Eltern (25%) verpflichtet.

SCHLUSSFOLGERUNGEN UND EMPFEHLUNGEN

- › Insgesamt deuten die Übersichtsstudien darauf hin, dass Kinderbetreuungsprogramme im Vorschulalter für benachteiligte Kinder ein vielversprechender Weg sind, um ihre intellektuellen und kognitiven Fähigkeiten zu verbessern sowie Verhaltensprobleme und Delinquenz zu reduzieren.
- › Es ist jedoch darauf zu achten, dass diese Ergebnisse nicht vorbehaltlos angenommen werden können, und zwar aus mindestens drei Gründen. Erstens wurden in landesweiten Umsetzungen nicht dieselben positiven Ergebnisse erzielt wie in Modellprogrammen. Zweitens wurde in einigen Studien das Verbringen von mehr Zeit in Betreuungsstätten und somit ausserhalb der elterlichen Obhut mit vermehrten Verhaltensproblemen in Zusammenhang gebracht. Drittens stammen die meisten Forschungsergebnisse aus den USA, wo die sozioökonomische Landschaft ganz anders aussieht als in der Schweiz. Es ist unklar, ob nutzbringende Effekte in der grossen Mehrheit der Schweizer Haushalte zu erwarten wären, wo die sozialen Bedingungen deutlich besser sind als in den am stärksten benachteiligten Haushalten der USA, für welche die meisten Programme entwickelt wurden.
- › Eine vorsichtige Schlussfolgerung, die man aus den verschiedenen Forschungsergebnissen ziehen könnte, ist, dass Qualitätskontrolle und getreue Umsetzung für den Erfolg eines Programms wichtig sind. Die Programme scheinen ausserdem meistens geeignet für Kinder aus benachteiligten Familien, wo es an positiver Erziehung, Gefühlswärme und Unterstützung fehlt.
- › Im letzten Jahrzehnt wurden in der Schweiz grosse Anstrengungen unternommen, um die Qualität des frühen Betreuungsangebots für Kinder zu verbessern. Wir sind der Ansicht, dass diese Bemühungen um bessere Qualität der familienergänzenden Kinderbetreuung weiter ausgebaut und überwacht werden sollten.

WEITERFÜHRENDE LITERATUR UND LINKS

LITERATUR

- Arbeitsstelle Frühförderung Bayern (2013).** Webseite mit informativem Material zur Frühförderung entwicklungsgefährdeter Kinder, www.fruehfoerderung-bayern.de
- Averdijk, M., Besemer, S., Eisner, M., Bijleveld, C., & Ribeaud, D. (2011).** The relationship between quantity, type, and timing of external childcare and child problem behaviour in Switzerland. *European Journal of Developmental Psychology*, 8, 637–660.
- Buholzer, A. Kappus, E.-N., Mainardi Crohas G. & Zulliger, S. (Hg.) (2012).** Evaluation des Programms Integrationsförderung im Frühbereich. Kleinkinder 0–4 Jahre, Eltern, Fach- und Bezugspersonen, Förderung der Integration von Ausländerinnen und Ausländern. Gesamtbericht. Luzern: Pädagogische Hochschule Zentralschweiz.
- Hafen, M. (2012).** «Better together». Prävention durch Frühe Förderung. Präventionstheoretische Verortung der Förderung von Kindern zwischen 0 und 4 Jahren. Schlussbericht zuhanden des Bundesamtes für Gesundheit. Luzern: Hochschule Luzern, www.fen.ch
- Lanfranchi, A., Sempert, W. (2011).** Familienergänzende Kinderbetreuung und Schulerfolg. Eine Follow-up-Studie zur Bedeutung transitorischer Räume bei Kindern aus bildungsungewohnten Familien. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Minor, L. (2012).** Krippen sind nicht so gut, wie sie sein könnten. Tagesanzeiger, 26.01.2012.
- Partenaire Enfance & Pédagogie Interroger la qualité (2012).** Penser les conditions favorables au jeune enfant. PEP Lausanne.
- Pierrehumbert, B., Ramstein, T., Karmaniola, A., & Halfon, O. (1996).** Child care in the preschool years: Attachment, behaviour problems and cognitive development. *European Journal of Psychology of Education*, 11, 201–214.
- Schweizerische UNESCO Kommission (2013).** Webseite «Frühkindliche Bildung in der Schweiz» www.fruehkindliche-bildung.ch
- Stadt Zürich (2011).** Report Familienergänzende Kinderbetreuung. Leistungen 2010. Zürich: Stadt Zürich, Sozialdepartement.
- Stamm, M. (2009).** Frühkindliche Bildung in der Schweiz: Eine Grundlagenstudie im Auftrag der Schweizerischen UNESCO-Kommission. Universität Fribourg.
- Stamm, M., Brandenburg, K., Knoll, A., Negrini, L., & Sabini, S. (2012).** Früher an die Bildung – erfolgreicher in die Zukunft? Familiäre Aufwuchsbedingungen, familienergänzende Betreuung und kindliche Entwicklung. Freiburg: Universität Freiburg, www.margritstamm.ch
- Tschumper A., Gantenbein B., Alsaker F. D., Baumann M., Scholer M., Jakob R. (2012).** Schlussbericht primano – Frühförderung in der Stadt Bern: Erkenntnisse aus Wissenschaft und Praxis zum Pilotprojekt 2007–2012. Bern: Direktion für Bildung, Soziales und Sport der Stadt Bern.

LINKS

Schweizerische UNESCO-Kommission › www.fruehkindliche-bildung.ch

Schweizer Netzwerk Kinderbetreuung › www.netzwerk-kinderbetreuung.ch

Projekt primano › www.primano.ch

Mit ausreichenden Deutschkenntnissen in den Kindergarten

› www.ed-bs.ch › Lehrpersonen › Bildung › Frühförderung

› www.projektplattform-fruehfoerderung.ch



SCHULISCHE PROGRAMME

- 6. Schulmanagement
- 7. Effektive Klassenführung
- 8. Anti-Mobbing-Programme
- 9. Sozialkompetenztrainings
- 10. Konfliktlösungs- und Peer-Mediationsprogramme
- 11. Schulische Programme zur Prävention von sexueller Gewalt gegen Kinder
- 12. Programme gegen Gewalt in jugendlichen Paarbeziehungen
- 13. Indizierte schulische Interventionen auf individueller Basis

6. SCHULMANAGEMENT

EBENE	BEREICH	ALTERSGRUPPE
› Universell Selektiv Indiziert	Familie › Schule Sozialraum	Vor der Geburt Säuglingsalter (0–1) Frühe Kindheit (1–7) › Mittlere / späte Kindheit (7–9) › Frühadoleszenz (9–13) › Mittlere / späte Adoleszenz (13–18)

ZIELE

Förderung von mehr Sicherheitsempfinden im Schulumfeld und positivem Verhalten der Kinder, um das Lernen und die psychosoziale Entwicklung zu verbessern

ZIELGRUPPE

Schulleitung und Lehrpersonen

ANGESPROCHENE RISIKEN

Verbreitetes störendes Verhalten, ineffektives Schulmanagement, mangelnde Klassendisziplin, ungenügende Schulhauskultur

ALLGEMEINE WIRKSAMKEIT

Wirksam

Die Grundlage für jede schulische Initiative zur Gewaltprävention ist eine gut funktionierende Schule, welche die gesunde Entwicklung der Kinder und deren Lernen fördert sowie Verhaltensproblemen wirksam entgegenwirkt. Schulmanagement-Massnahmen sollen den Schulen helfen, ein lernförderliches Umfeld zu schaffen, um die schulischen Leistungen und das soziale Verhalten der Schülerinnen und Schüler zu verbessern. Studien legen nahe, dass Verbesserungen des Schulmanagements störendes, unsoziales und aggressives Verhalten verringern. Es existiert weniger Wissen über die Auswirkungen der Programme auf schulische Leistungen und soziales Verhalten bzw. deren langfristige Wirksamkeit.

PROBLEMLAGE

Aggression, Mobbing, Schulschwänzen, und störendes Verhalten sind in vielen Schulen eine grosse Herausforderung. Sie behindern die schulische Laufbahn der betroffenen Kinder selbst und stören zudem den ordentlichen Schulbetrieb. Traditionell vertraten die Schulen den Standpunkt, dass soziale Kompetenzen zu Hause erlernt werden sollten und dass Kindern, die sich in der Schule unangemessen benehmen, mit einer Disziplinar massnahme gezeigt werden sollte, dass dieses Verhalten nicht toleriert wird. In gravierenden Fällen kann das Suspendierung, Schulwechsel oder den dauerhaften Schulausschluss beinhalten. Seit Kurzem setzt sich die Erkenntnis durch, dass Disziplinar massnahmen möglicherweise nicht die beste Methode sind, um ein Schulumfeld zu schaffen, das Konzentration und Lernen fördert. Deshalb wurden Präventionsmethoden eingeführt, die soziale Kompetenzen und angemessenes Verhalten in der Schule vermitteln und Kindern mit grösseren Verhaltensproblemen eine spezielle, intensive Unterstützung anbieten.

ZIELE

Schulmanagement-Programme zielen auf alle Aspekte der Schulorganisation ab. Sie initiieren und koordinieren einen geplanten Veränderungsprozess, der darauf abzielt das allgemeine Funktionieren der Schule zu verbessern sowie ein sicheres und unterstützendes Umfeld für die schulische und soziale Entwicklung der Kinder zu schaffen. Dieses kann beinhalten, Entscheidungsprozesse zu verändern, die Kommunikation zwischen Schule, Schülerschaft und Eltern zu verbessern, den Lehrplan anzupassen, die Lehrerentwicklung zu fördern oder Kontrollmechanismen einzuführen. Schulmanagement-Programme, die hauptsächlich auf die Verbesserung der Schuldisziplin ausgerichtet sind, können z. B. spezifisch auf Schulethik und Schulvorschriften, Gesundheitspolitik, effektive Klassenführung oder Disziplinarverfahren fokussieren.

MERKMALE

Durchführungsformat: Schulmanagement-Programme setzen darauf, die Schulen bei der Ermittlung und Einführung der notwendigen Massnahmen zu unterstützen. Ziel dabei ist es, ein positives Schulklima zu fördern und ein günstiges Lernumfeld zu schaffen. Zu den international bekannten forschungsbasierten Programmen gehören z. B. das «Comer Schulentwicklungsprogramm» und das «Positive Behavioral Interventions & Supports System» (PBIS).

Die Massnahmen bezwecken in der Regel eine Systemveränderung, die von externen Coaches angeleitet wird. Die Coaches bilden Schulteams aus und helfen ihnen, Ziele zu identifizieren und Änderungen umzusetzen. Während des Prozesses identifizieren die Schulteams, welche bisherigen Vorgehensweisen und Schulstrukturen die erwünschten Ergebnisse möglicherweise behindern. Die Coaches erteilen praktische Ratschläge zur Optimierung von

Strategien und deren Umsetzung. In der Regel übernehmen die Schulteams an der Schule dauerhaft eine Rolle, um die Fortschritte zu überwachen und die neuen Praktiken zu fördern.

Durchführungsrahmen: Die Programme werden in der Schule durchgeführt.

Erforderliche Qualifikationen: Die Umsetzung eines die gesamte Schule umfassenden Systems zur Verbesserung von Schulkultur und Disziplin erfordert ein qualifiziertes und erfahrenes Coaching-Team, das Schulleitung, Verwaltung und Lehrpersonen unterstützt. Ein üblicher Schulungsplan umfasst anfängliche mehrtägige Seminare für die wichtigsten Führungskräfte und/oder für die zum Umsetzungsteam gehörenden Lehrpersonen, die anschliessende Entwicklung eines Handlungsplans sowie darauf folgende Trainings für alle Lehrpersonen der Schule. Zusätzlich werden manchmal die Schulteams gecoacht, um die Kommunikation und die Führungs- und Verhandlungskompetenzen unter Lernenden und Lehrpersonen zu verbessern.

Erforderliche Ressourcen: Allgemeine Informationen und praktische Anleitungen zum Schulmanagement und zur Gesundheitsförderung sind in Fachbüchern und Dokumenten online zu finden (z.B. Melzer et al., 2004; Brägger & Posse, 2007; Hundeloh, 2012). Zum Beispiel vermittelt das «Schweizerische Netzwerk gesundheitsfördernder Schulen» umfassende Informationen. Effektive Programme beinhalten in der Regel eine Abklärung der individuellen Bedürfnisse der jeweiligen Schule, ein von externen Experten überwachter Prozess der Vorgehensplanung sowie die anschliessende Schulung und Umsetzung in Zusammenarbeit mit erfahrenen Coaches.

Programmbeispiel

Das «School-wide Positive Behavioural Interventions & Supports System» (SWPBS) ist eine Präventionsstrategie, die darauf abzielt das Schulumfeld durch Verbesserung einer Vielzahl von Systemen (z. B. Disziplin, Bestärkung, Datenmanagement) und Verfahren (z. B. Vorladung beim Schulleiter, Schulung, Führung) zu verändern. Die Anzahl der Schulen in den USA, die das Programm anwenden, ist in den letzten zehn Jahren stark angestiegen. Das SWPBS ist kein standardisiertes Programm, sondern darauf ausgelegt, die Einführung, die akkurate Umsetzung und die langfristige Anwendung von evidenzbasierten Praktiken auf Ebene des Verhaltens, der Klassenführung und der Schuldisziplinar massnahmen zu verbessern. Positive Bestärkung (d. h. Lob und Belohnung von positivem Verhalten) und Verhaltensbeurteilung (d. h. Gründe für Verhaltensprobleme abklären und an den Ursachen arbeiten) sind die zentralen Wirkmechanismen des SWPBS. Zu den Kernelementen gehören die systematische Datenerhebung als Grundlage für nachfolgende Entscheidungen, die Nutzung von weniger Schulverweisen und Nachsitzen sowie von mehr sofort korrigierendem Feedback, und die Nutzung einer eingeschränkten Anzahl (nicht mehr als fünf) expliziter, einfacher und konsistenter Regeln für das Verhalten der Schülerinnen und Schüler. In den USA betragen die direkten Kosten für die Umsetzung des SWPBS-Systems für eine Schule rund 70 000 USD; diese gehen aber auf 21 000 USD zurück, wenn zehn Schulen das System gemeinsam umsetzen [1].

WIRKSAMKEIT

Zwei Übersichtsstudien fassen die aktuellen Forschungsergebnisse zu Schulmanagement-Programmen zusammen:

- › Eine Übersichtsstudie analysierte 15 Studien zu Schulmanagement-Programmen [2]. Die Ergebnisse zeigten, dass Änderungen des Schulmanagements Delinquenz, Substanzmissbrauch und unsoziales/aggressives Verhalten verringerten. Die Effekte entsprechen einer Reduzierung um etwa 5% bis 15%, was bedeutsame Verbesserungen sind.
- › Eine kürzlich durchgeführte Übersichtsstudie befasste sich ausschliesslich mit Erkenntnissen aus 20 Studien zur Wirksamkeit des «School-wide Positive Behavioural Interventions & Supports System» (SWPBS, siehe oben) [3, 4]. Die Autoren gelangten zum Schluss, dass das SWPBS Verhaltensprobleme im Unterricht sowie ausserhalb des Klassenzimmers (z.B. auf dem Pausenhof) reduzierte. Zudem stellten sie fest, dass die Programme zur Verringerung der Disziplinar-massnahmen beitrugen. Allerdings beinhaltete die Übersichtsstudie auch Studien mit methodologisch schwachen Designs (z.B. Massnahmen, die nur eine oder zwei Schulen betrafen).

Einflussfaktoren: Die Einführung und Umsetzung von Massnahmen im Schulmanagement (zur Verbesserung der pädagogischen, sozialen und verhaltensbezogenen Leistungen der Schülerinnen und Schüler) konfrontiert Schulen mit grossen Herausforderungen. Es gibt gegenwärtig wenig Forschungsergebnisse zu den Faktoren, die den Erfolg solcher Massnahmen beeinflussen. Jedoch legt die allgemeine Forschung zu organisatorischen Charakteristiken, die eine erfolgreiche Umsetzung begünstigen, nahe, dass Veränderungen eher erreicht werden, wenn [5]:

- › Schule und Lehrpersonen motiviert und offen für einen Veränderungsprozess sowie neue Methoden sind und nicht am Bestehenden festhalten wollen,
- › die Schule in der Lage ist, innovative Ideen in ihre bestehenden Praktiken und Routineabläufe zu integrieren,
- › das Programm sich an die organisatorischen Praktiken, Bedürfnisse und Werte der Schule anpassen lässt,
- › es einen Programm-Paten gibt, der das Vertrauen des Personals und der Verwaltung genießt, Zusammenhalt schafft sowie die Unterstützung für die Innovation sichert,
- › der Programmanbieter die für die Umsetzung notwendigen Kenntnisse und Kompetenzen besitzt,
- › für die Umsetzung von Veränderungen kompetente technische Unterstützung zur Verfügung (z. B. Monitoring und Supervision) steht.

AKTUELLE PRAXIS IN DER SCHWEIZ

Die Primar- und Sekundarschulen haben erst kürzlich angefangen Befunde aus der Forschung in den **Aufbau von Schulmanagement-Strukturen** zu integrieren. Das wachsende Interesse an Schulentwicklung hängt mit der

schweizweiten Tendenz der letzten 20 Jahre zu teilautonomen Schulen zusammen. In den letzten zehn Jahren haben sich diese Veränderungen beschleunigt. Dies ist weitgehend ein Resultat der besseren Forschungs-, Trainings- und Beratungskapazitäten der pädagogischen Hochschulen. Zusätzlich verfolgt das «Schweizerische Netzwerk gesundheitsfördernder Schulen» das Ziel, an Schulen Präventionsstrategien zur Gesundheitsförderung und zur Verringerung von problematischem Verhalten einzuführen.

- › **«Instrumente für die Qualitätsentwicklung und Evaluation in Schulen» (IQES)** ist ein schweizerisches Schulmanagement-Programm, das den in internationalen Forschungen evaluierten Programmen ähnlich ist. Im Kanton Bern wenden aktuell über 300 Schulen das Programm an. Ziel des Programmes ist die Verbesserung von Leistungen und Ergebnissen, Unterrichts-, Lern- und Schulmanagement-Prozessen sowie Gesundheit und Wohlbefinden der Schüler und Schülerinnen als auch Lehrpersonen. Um dieses Ziel zu erreichen werden 40 Bereiche der Qualitätsentwicklung an Schulen identifiziert, bei denen man ansetzen könnte. Das Programm ist in Buchform (Brägger & Posse, 2007) und online verfügbar. Für die Programmumsetzung sind jedoch Schulung und Supervision erforderlich. Die IQES-Website enthält u. a. ein benutzerfreundliches Selbstevaluationsinstrument und praxisorientierte Dokumente, die als Hilfestellungen für Schulleitungen, Unterrichtsteams und Lehrpersonen heruntergeladen werden können. Die Entwickler des IQES bieten ausserdem Fachwissen und Anleitung für Schulen, die intensivere externe Unterstützung wünschen. Das Support-Team «Schulentwicklung.ch» bietet Training, Evaluationen und Beratung für Lehrpersonen, Schulleitungen, Schulpflegen und Schulbehörden.
- › Mehrere pädagogische Hochschulen, wie die Haute école pédagogique du Canton de Vaud, das Dipartimento formazione e apprendimento già Alta Scuola Pedagogica und die Pädagogische Hochschule Luzern, bieten **Schulung und Beratungsdienste** in Zusammenhang mit Schulmanagement und Schulentwicklung an. Uns sind keine Wirkungsevaluationen in der Schweiz bekannt, die untersuchten, ob Schulentwicklungsprojekte ihr Ziel, problematisches Verhalten an Schulen zu verringern, erreichen.
- › Ein interessantes Programm, das ursprünglich in Australien entwickelt und 2002 an die Verhältnisse im deutschsprachigen Raum angepasst wurde, ist das **Programm «MindMatters»**. Es richtet sich vor allem an die Klassenstufen 5 bis 10, verfolgt aber einen ganzheitlichen Schulansatz und bezieht auch Lehrpersonen, Eltern und das gesamte schulische Umfeld mit ein. Neben der Förderung der psychischen Gesundheit an Schulen hat Mindmatters als Oberziel, eine positive Schulkultur zu entwickeln. Hierbei behandelt es beispielsweise neben der Einbindung der Gesundheitskultur in den Unterricht auch Themen rund um den Aufbau und die Pflege von zwischenmenschlichen Kontakten, den gesundheitsfördernden Umgang mit sich selbst, Stress und dessen Bewältigung oder den Umgang mit Belästigungen oder Mobbing. Die Ziele des Programms umfassen z. B. die

Förderung von Schutzfaktoren, die Verbesserung der Problemlösefähigkeiten, die Förderung von Respekt und Toleranz im Unterricht sowie den Aufbau einer unterstützenden Schulkultur. Von 2004 bis 2006 wurde das Programm in einem Modellversuch im deutschsprachigen Raum umgesetzt und evaluiert. Hierbei waren auch drei schweizerische Schulen beteiligt. Aufgrund der positiven Erfahrungen soll es in weiteren Deutschschweizer Schulen eingeführt werden. Die Evaluationsergebnisse legen nahe, dass die Programmmaterialien nur in Kombination mit einem Einführungskurs abgegeben werden sollten.

SCHLUSSFOLGERUNGEN UND EMPFEHLUNGEN

- › Umfassende Strategien, die auf fundierten theoretischen und empirischen Beweisen basieren, einen strukturierten Ansatz verwenden und qualifizierte externe Experten mit einbeziehen, können das Ausmass von problematischem Verhalten an Schulen signifikant verringern. Üblicherweise bestehen diese Strategien aus Strukturen, die wirksames Lernen sowie konstruktives und prosoziales Verhalten fördern, Störverhalten vorbeugen und mit Vorfällen von problematischem Verhalten effektiv umgehen. Solche Strategien sind deswegen in der Praxis für die Umsetzung zu empfehlen.
- › In der Schweiz unterstützen verschiedene Anbieter Schulen bei der Entwicklung von Schulmanagementstrukturen in unterschiedlicher Intensität. Allerdings fehlen Beweise der Forschung zur Frage, ob die aktuellen Programme in der Schweiz ihre Ziele erreichen. Die Einführung besserer Kontrollsysteme und die gemeinsame Durchführung hochqualitativer Wirkungsstudien mit Bildungswissenschaftlern könnten jedoch vorteilhaft sein für Prozesse der Schulentwicklung.
- › Zudem wäre es nützlich, die aktuellen Modelle der Gesundheitsförderung an Schulen und der Schulentwicklung zu evaluieren und diese mit Programmen zu vergleichen, die in der internationalen Forschung gute Ergebnisse gezeigt haben. Dies könnte helfen, allfällige Lücken im aktuellen Unterstützungssystem zu identifizieren.

**WEITERFÜHRENDE LITERATUR
UND LINKS**

LITERATUR

Brägger, G., & Posse, N. (2007). Instrumente für die Qualitätsentwicklung und Evaluation in Schulen (IQES). Wie Schulen durch eine integrierte Qualitäts- und Gesundheitsförderung besser werden können. Bern: h.e.p. Verlag.

Hundeloh, H. (2012). Gesundheitsmanagement an Schulen: Prävention und Gesundheitsförderung als Aufgaben der Schulleitung. Beltz.

Melzer, W., Schubarth, W., & Ehninger, F. (2004). Gewaltprävention und Schulentwicklung: Analysen und Handlungskonzepte. Julius Klinkhardt Verlag.

LINKS

Comers Schulentwicklungsprogramm > www.schooldevelopmentprogram.org

School-wide Positive Behavioral Interventions & Supports > www.pbis.org

Schweizerisches Netzwerk Gesundheitsfördernder Schulen > www.radix.ch

Instrumente für die Qualitätsentwicklung und Evaluation in Schulen
> www.iqesonline.net

Schulentwicklung.ch > www.schulentwicklung.ch

Programm «MindMatters»

> www.mindmatters-schule.de

> www.radix.ch > Gesunde Schulen > Psychische Gesundheit > MindMatters

7. EFFEKTIVE KLASSENFÜHRUNG

EBENE	BEREICH	ALTERSGRUPPE
› Universell Selektiv Indiziert	Familie › Schule Sozialraum	Vor der Geburt Säuglingsalter (0–1) Frühe Kindheit (1–7) › Mittlere / späte Kindheit (7–9) › Frühadoleszenz (9–13) › Mittlere / späte Adoleszenz (13–18)

ZIELE

Förderung eines konstruktiven Lernumfelds durch Verbesserung der Disziplin im Klassenzimmer, um das Lernen und die psychosoziale Entwicklung zu verbessern

ZIELGRUPPE

Lehrpersonen und Schülerinnen und Schüler

ANGESPROCHENE RISIKEN

Ineffektive Klassenführung, fehlende Disziplin im Klassenzimmer, Überforderung der Lehrperson

ALLGEMEINE WIRKSAMKEIT

Wirksam

Programme für effektive Klassenführung stellen den Lehrpersonen Präventionsstrategien und -techniken zur Verfügung, die helfen, die Disziplin im Klassenzimmer aufrechtzuerhalten, ein förderliches pädagogisches Umfeld zu schaffen und positives Verhalten der Schülerinnen und Schüler zu verstärken. Die aktuellen Forschungsergebnisse legen nahe, dass Verbesserungen in der Klassenführung störendes, unsoziales und aggressives Verhalten im Klassenzimmer eindeutig verringern können.

PROBLEMLAGE

Störendes Verhalten im Unterricht ist an Primar- und Sekundarschulen ein weitverbreitetes Problem. Es behindert das effektive Lernen und kann andere Schülerinnen und Schüler der Klasse zu Fehlverhalten anstiften. Ein hohes Niveau an störendem Verhalten verringert die Zeit in der Klasse, die tatsächlich zum Lernen genutzt wird und führt letztlich zu schlechteren schulischen Leistungen. Wenn die Lehrpersonen ausserdem nicht in der Lage sind die Klasse effektiv zu führen, kann das störende Verhalten eskalieren und durch Lern- und Verstärkungsprozesse auf andere Schülerinnen und Schüler übergreifen. Disziplinprobleme treten häufiger auf, wenn die Lehrpersonen in ihren Erwartungen an das Verhalten im Klassenzimmer nicht explizit sind, die Regeln im Klassenzimmer nicht wiederholt und verstärkt werden, das Verhalten der Schülerinnen und Schüler nicht ausreichend kontrolliert wird, Konsequenzen beim Brechen von Regeln nicht konsequent umgesetzt werden sowie positive Verhaltensweisen nicht ausreichend gelobt und verstärkt werden [1].

ZIELE

Effektive Klassenführung umfasst Strategien und Aktivitäten, mit denen die Lehrpersonen ein Umfeld schaffen, das schulisches, verhaltensbezogenes und emotionales Lernen fördert [2]. Klassenführungs-Programme sind proaktiv und präventiv und sollen verschiedene Kompetenzen und Techniken vermitteln, die den Lehrpersonen helfen ihre Klassen effektiver zu führen, positives Verhalten zu fördern und den Bedarf an Disziplinarmassnahmen zu verringern.

MERKMALE

Programme zur effektiven Klassenführung vermitteln den Lehrpersonen pädagogische (z. B. Anleitungen zum Lehren bestimmter Regeln) und nicht-pädagogische Kompetenzen (z. B. Empfehlungen für die Klassenzimmergestaltung), um unangemessenem Verhalten vorzubeugen, Anstrengungen zu belohnen und damit den Lernprozess zu verbessern.

Durchführungsformat: Abhängig vom Programm kann die Durchführung verschiedene Elemente umfassen. Dazu gehören pädagogische Elemente, wie z. B. Lektionen zur Förderung von gegenseitigem Respekt, klare Unterrichtsregeln und Lernstrategien, die die aktive Mitwirkung der Schülerinnen und Schüler und die Aufrechterhaltung ihrer Aufmerksamkeit fördern. Zudem gehören hierzu auch schulische Unterstützungsstrukturen, die den Lehrpersonen weiteres Informationsmaterial und konstruktives Feedback geben. Die Lehrpersonen werden angeleitet, mit den Bedürfnissen und Verhaltensweisen der Schülerinnen und Schüler angemessen umzugehen, um das Lernen zu fördern.

Durchführungsrahmen: Programme zur effektiven Klassenführung werden von den Lehrpersonen im Klassenzimmer und in der Schule durchgeführt.

Erforderliche Qualifikationen: Fachbücher (z. B. Archambault & Chouinard, 2003; Gilardi, 2010; Eichhorn, 2008) und Online-Dokumente enthalten praxisnahe Anleitungen zu Klassenführung und Schulmanagement. Viele pädagogische Hochschulen und private Organisationen bieten zudem Fortbildungskurse an. Für effektive Programme sind aber in der Regel eine schulweite Bedarfsabklärung, ein von externen Sachverständigen begleiteter Planungsprozess sowie Training und Umsetzung in Zusammenarbeit mit erfahrenen Coaches notwendig. Effektive Programme sind oft für die spezifischen Bedürfnisse der einzelnen Schulen massgeschneidert und ihre Programme basieren auf Theorie und empirischer Forschung. Ein Training erfordert mehrere Tage und kann Beobachtungen des Unterrichts mit anschließenden praktischen Rückmeldungen beinhalten. Im Classroom Organization and Management Program (COMP) z. B. wird eine Lehrperson der Schule zum zertifizierten Trainer ausgebildet, der das Programm vor Ort durchführt und überwacht. Für das Good Behavior Game («KlasseKinderspiel», eine Technik zur effektiven Klassenführung) wird das Gruppentraining normalerweise an einem halben Tag vermittelt; darauf folgen im Verlauf des Jahres mehrere Beobachtungen im Klassenzimmer.

Erforderliche Ressourcen: Die benötigten Ressourcen variieren je nach Durchführungsintensität. Bei einer evidenzbasierten Strategie müssen die Kosten für die Schulung der Lehrpersonen, Lehrmaterialien, Supervision und Beobachtung im Unterricht berücksichtigt werden. Für Schulen kann es kosteneffektiv sein, ein Mitglied des Lehrkörpers zum schulinternen Ausbilder für effektive Klassenführung ausbilden zu lassen.

Programmbeispiel

Das COMP-Programm bietet ein umfassendes System zur Verbesserung der Klassenführung in Primar- und Sekundarschulen [2]. Die Hauptkomponenten von COMP sind die Organisation im Klassenzimmer, Unterrichtsregeln und -abläufe, die Leitung und Handhabung der Schülerarbeit, die Verbesserung der Eigenverantwortung der Schülerinnen und Schüler sowie die Beibehaltung von gutem Benehmen, die Planung und Organisation der Unterrichtseinheiten, ein guter Start ins Schuljahr und die Aufrechterhaltung dieses Elans während des ganzen Schuljahres. Die Lehrpersonen und/oder andere Mitarbeiter der Schule nehmen an einem dreitägigen Workshop teil und absolvieren vier Monate später eine eintägige Follow-up-Sitzung. Die Qualifizierung als COMP-Trainer setzt ein weiteres fünftägiges Training voraus (Oliver et al. 2011). 12 Studien untersuchten die Wirksamkeit von COMP und fanden signifikante Verringerungen des störenden Verhaltens im Klassenzimmer, einen Rückgang der Disziplinarmaßnahmen an der Schule und eine Verbesserung der schulischen Leistungen.

WIRKSAMKEIT

Eine umfassende Übersichtsstudie untersuchte die Wirksamkeit von Klassenführungs-Programmen [1]. Die meisten eingeschlossenen Primärstudien prüften entweder das «Classroom Organization and Management Programm» oder das «KlasseKinderspiel». Die Übersichtsstudie über zwölf

Studien gelangte zum Schluss, dass Klassenführungs-Praktiken problematisches Verhalten, einschliesslich störendes, unangemessenes und aggressives Verhalten im Klassenzimmer, wirksam verringerten. Lehrpersonen, die effektive Klassenführungspraktiken nutzen, können deutliche Verbesserungen des Schülerverhaltens erwarten und damit ein produktiveres Lernumfeld schaffen.

Einflussfaktoren: Die geringe Anzahl an qualitativ hochwertigen Evaluationsstudien begrenzt das Ausmass solider Schlussfolgerungen über die Faktoren, welche die Wirksamkeit von Klassenführungs-Programmen beeinflussen. Oliver et al. [1] weisen auf drei allgemeine Aspekte hin, die wahrscheinlich den Erfolg erhöhen:

- › Umsetzung von Unterstützung und proaktiver Klassenführungs-Planung an der ganzen Schule anstatt Einzelinitiativen;
- › Auswahl von Programmen, die auf Forschung basieren, von qualifizierten Ausbildern durchgeführt werden und von umfassenden Unterstützungsmaterialien begleitet werden;
- › Unterstützung der Lehrpersonen, die Klassenführungs-Initiativen umsetzen, durch ein Performance-Feedback von vertrauenswürdigen und qualifizierten Spezialisten.

AKTUELLE PRAXIS IN DER SCHWEIZ

- › Mehrere **praxisorientierte Handbücher** sind auf Französisch und Deutsch verfügbar (z. B. Archambault & Chouinard, 2003; Haag, Ludwig & Streber, 2012; Eichhorn, 2008). Pädagogische Hochschulen wie die PH Nordwestschweiz, das Dipartimento formazione e apprendimento della Alta Scuola Pedagogica oder die PH Graubünden bieten ausserdem eine breite Palette an **Weiterbildungskursen zu allgemeiner Klassenführung**, Prävention von störendem Verhalten und Förderung von kooperativem Verhalten an. Zusätzlich bieten manche Hochschulen eine umfassendere Unterstützung: Diese reicht von der Beratung für einzelne Lehrpersonen (z. B. Frey, 2010) über Schulführung bis zum Angebot von Klassenführungs-Training vor Ort für die ganze Schule. Insgesamt haben viele Pädagogische Hochschulen gestützt auf Expertenwissen bemerkenswerte Unterstützungssysteme zur Verbesserung der Klassenführung an Primar- und Sekundarschulen eingeführt. Uns sind jedoch keine Ergebnisevaluationen bekannt, die belegen, inwieweit dieses Angebot die Klassenführung tatsächlich effektiv verändert und das Ausmass an störendem und aggressivem Verhalten reduziert hat.
- › Lukas Hohler und Joe Goodbread haben vor kurzem in Zusammenarbeit mit der Zürcher Fachstelle für Gewaltprävention ein Programm namens **«Starke Lehrkräfte»** entwickelt. Es ist kein Klassenführungs-Programm im engeren Sinn, sondern will die Führungs- und Unterrichtskompetenzen der Lehrpersonen stärken. Das Programm umfasst einen eineinhalbtägigen Schulungs-Workshop, in dem die Hauptkonzepte und die prozesso-

rientierte Psychologie vorgestellt werden. Nach sechs Monaten besuchen die Lehrpersonen eine kurze Auffrischungssitzung. Das Pilotprogramm wurde in der Stadt Zürich durchgeführt und kommt derzeit in der Schweiz, Deutschland, Griechenland und Polen zum Einsatz, auch wenn bisher noch keine Ergebnisevaluationen durchgeführt wurden.

- › Das einzige auf Deutsch verfügbare, evidenzbasierte Klassenführungs-Programm ist die Übersetzung bzw. Adaptation des «Good Behaviour Game», bekannt als **«KlasseKinderSpiel»**. Beim KlasseKinderSpiel handelt es sich um eine Strategie, welche die Lehrpersonen dabei unterstützt, positives aufgabenbezogenes Schülerverhalten («on-task») durch positive Bestärkung beim Arbeiten in kleinen Gruppen zu fördern. Das Programm wurde in verschiedenen Altersgruppen getestet und zeigte signifikante positive Effekte auf störendes Verhalten. Das KlasseKinderSpiel wird von der Heilpädagogischen Akademie für Erziehungshilfe und Lernförderung in Köln verbreitet.

SCHLUSSFOLGERUNGEN UND EMPFEHLUNGEN

- › Effektive Klassenführung ist eine zentrale Komponente positiver Schulentwicklung. Internationale Forschungsergebnisse zeigen, dass forschungsbasierte Klassenführungs-Systeme bei der Aufrechterhaltung der Disziplin im Klassenzimmer helfen, da sie zu einem erheblichen Rückgang von störendem Verhalten und von herkömmlichen Disziplinarmaßnahmen und zu einer Steigerung der schulischen Leistungen führen können.
- › Zudem weisen die Forschungsergebnisse darauf hin, dass Schulen von der Verfolgung eines schulweiten Ansatzes, bei dem alle Lehrpersonen und Schulmitarbeiter in der Umsetzung der Klassenführungs-Standards geschult und unterstützt werden, profitieren. Hinsichtlich des Ausmasses der Effektivität von Initiativen einzelner Lehrpersonen gibt es keine ausreichenden Forschungsergebnisse. Wir empfehlen, dass Schulen Programme nutzen, die auf ihre spezifischen Bedürfnisse massgeschneidert sind und ein qualitativ hochwertiges Training sowie Supervision beinhalten.
- › Die Klassenführung bildet in der Schweiz einen festen Bestandteil der Lehrerausbildung. An Schweizer Schulen gibt es jedoch noch kaum schulweite Trainings, die auf einem umfassenden und evidenzbasierten Programm, das durch externe Spezialisten unterstützt wird, aufbauen. Dies liegt z.T. womöglich an einem Mangel an spezialisierten Anbietern. Experten an den Pädagogischen Hochschulen können Schulen, die solche Massnahmen umsetzen wollen, Rat und Unterstützung bieten. Die Wirksamkeit des aktuellen Angebots in der Schweiz ist noch nicht evaluiert worden.
- › Die Klassenführung ist häufig ein zentrales Element von Schulmanagement-Programmen (Kapitel 6) oder Programmen gegen Mobbing (Kapitel 8). Wir empfehlen den Schulen anstelle einer Mischung der verschiedenen Ansätze, ein umfassendes System zu übernehmen, das alle Aspekte berücksichtigt.

WEITERFÜHRENDE LITERATUR UND LINKS

LITERATUR

Archambault, J., & Chouinard, R. (2003). Vers une gestion éducative de la classe, 2^e éd. Boucherville, Québec: G. Morin.

Brägger, G. & Posse, N. (2007). Instrumente für die Qualitätsentwicklung und Evaluation in Schulen (IQES). Wie Schulen durch eine integrierte Qualitäts- und Gesundheitsförderung besser werden können. Bern: h.e.p. Verlag.

Eichhorn, C. (2008). Classroom-Management: wie Lehrer, Eltern und Schüler guten Unterricht gestalten. Klett-Cotta.

Frey, K. (2010). Disziplin und Schulkultur: Akteure, Handlungsfelder, Erfolgsfaktoren. Schulverlag.

Gilardi, R. (2010). Insegnanti in regola. Regole e competenze per la gestione della classe. Molfetta: Edizioni La Meridiana.

Haag, L., & Streber, D. (2012). Klassenführung: Erfolgreich unterrichten mit Classroom Management. Weinheim und Basel: Beltz.

Heilpädagogische Akademie für Erziehungshilfe und Lernförderung (2013). Das Klassekinderspiel – eine effektive Methode des Classroom Managements, www.heilpaedagogische-akademie.de

Melzer, W., Schubarth, W., & Ehninger, F. (2004). Gewaltprävention und Schulentwicklung: Analysen und Handlungskonzepte. Julius Klinkhardt Verlag.

Nolting, H. P. (2012). Störungen in der Schulklasse: ein Leitfaden zur Vorbeugung und Konfliktlösung. Weinheim und Basel: Beltz.

Rüedi, J. (2004). Disziplin in der Schule. Bern: Haupt.

LINKS

Classroom Organization and Management Program > www.comp.org

Good Behavior Game (KlasseKinderSpiel) > www.goodbehaviorgame.com

Programm Starke Lehrkräfte > www.starke-lehrkraefte.net

KlasseKinderSpiel > www.heilpaedagogische-akademie.de > Fortbildungsangebot > Klassekinderspiel.html

8. ANTI-MOBING-PROGRAMME

EBENE	BEREICH	ALTERSGRUPPE
› Universell	Familie	Vor der Geburt
› Selektiv	› Schule	Säuglingsalter (0–1)
Indiziert	Sozialraum	› Frühe Kindheit (1–7)
		› Mittlere / späte Kindheit (7–9)
		› Frühadoleszenz (9–13)
		Mittlere / späte Adoleszenz (13–18)

ZIELE

Mobbing an Schulen reduzieren bzw. stoppen

ZIELGRUPPE

Kinder und Lehrpersonen an Schulen. Manche Programme wenden sich zusätzlich an andere Schulmitarbeiter sowie Eltern

ANGESPROCHENE RISIKEN

Negatives Schulklima, Disziplinlosigkeit in der Klasse, Unterstützung der Täterinnen und Täter durch Gleichaltrige, mangelhafte Durchsetzung/Kontrolle von Regeln und Disziplinarmaßnahmen in der Schule, mangelnde Hilfe für Mobbingopfer

ALLGEMEINE WIRKSAMKEIT

Wirksam

Programme gegen Mobbing versuchen, systematisch aggressives und ausschliessendes Verhalten an Schulen zu stoppen oder zu verringern. Forschungsübersichten ergeben, dass wissenschaftlich abgestützte und gut umgesetzte Programme bedeutsame Effekte auf die Verringerung von Viktimisierung und Mobbing an Schulen haben. Programme erzielen bessere Ergebnisse, wenn sie die folgenden Elemente beinhalten: bessere Pausenplatzaufsicht, Disziplinarmethoden, Klassenführung und -regeln, Lehrertraining, schulweite Anti-Mobbing-Politik, Elterninformation sowie Elternschulung oder -treffen. Programme zur Verhinderung von Cybermobbing werden in Kapitel 20 beschrieben.

PROBLEMLAGE

Bei Mobbing handelt es sich um wiederholte und vorsätzliche Aggression eines oder mehrerer Kinder gegen ein anderes Kind, wobei zwischen Opfer und Täterin bzw. Täter ein Machtungleichgewicht herrscht [1]. Mobbing ist in Kindergärten, in Primar- und Sekundarschulen in der Schweiz ein weit verbreitetes Problem. Internationale Vergleiche liefern Hinweise für ein relativ hohes Ausmass von Mobbing an schweizerischen Schulen. Gemäss den Ergebnissen der «Health Behavior in School-aged Children»-Befragung aus dem Jahr 2006 waren 27 Prozent der 11- bis 15-jährigen Jungen in der Schweiz in Mobbing involviert. Damit belegt die Schweiz den 15. Platz unter den 40 verglichenen Ländern [2].

Manche Schülerinnen und Schüler sind stärker gefährdet, Opfer oder Täterin bzw. Täter von Mobbing zu werden. Kinder mit internalisierenden Problemen wie Depression, zurückgezogenem/unterwürfigem Verhalten, Einsamkeit und Isolierung, einer geringen Kontaktfreude und mangelnden Führungsqualitäten haben ein höheres Opferrisiko. Eine hohe Aggressionsneigung, geringe soziale Kompetenzen und Schwierigkeiten in der Schule sind Risikofaktoren dafür, Täterin bzw. Täter von Mobbing zu werden [3]. Täterinnen und Täter haben aber auch ein erhöhtes Risiko Opfer zu werden.

Ergebnisse aus der Studie z-proso: Die Entwicklung von Mobbing im Laufe der Zeit

Wenn Kinder älter werden, tritt Mobbing weniger häufig auf. In der z-proso-Studie wurden Kinder im 2. Primarschuljahr (im Alter von 8 Jahren) zu ihren gegenwärtigen Mobbing-Erfahrungen befragt. 25 Prozent gaben an, mindestens einmal wöchentlich gemobbt zu werden. Die häufigsten Mobbing-Formen waren Hänseleien und körperliche Angriffe. Im Alter von 15 Jahren berichteten 9% der immer noch an der Umfrage teilnehmenden jungen Menschen, mindestens einmal pro Woche Opfer von Mobbing zu sein. Die fünf berichteten Mobbing-Formen waren Ignorieren und Ausschiessen, Beleidigungen und Spott, körperliche Angriffe, Zerstören von persönlichem Eigentum sowie sexuelle Belästigung. Ergebnisse aus derselben Studie legen nahe, dass das Erleiden von Mobbing gravierende und langfristige Konsequenzen hat, wie u. a. eine höhere Wahrscheinlichkeit von Depressionen und Angststörungen

Quelle: Analyse der Daten des Zürcher Projekts zur sozialen Entwicklung von Kindern und Jugendlichen, z-proso; Averdijk et al., 2011

ZIELE

Anti-Mobbing-Programme zielen darauf ab, die Prozesse und Bedingungen, die Mobbing an Schulen überhaupt erst ermöglichen, zu verändern. Hierbei versuchen sie unter anderem, die stillschweigende Unterstützung der Täterinnen oder Täter zu stoppen, indem sie das Bewusstsein der Kinder für Mobbing und dessen Folgen fördern. Zusätzlich verbessern sie die Fähigkeiten der Kinder, effektiv auf Mobbing zu reagieren. Schliesslich sensibilisieren sie die Lehrpersonen und Eltern für das Problem und bieten ihnen klare Regeln, wie sie bei Mobbing-Fällen eingreifen können.

MERKMALE

Durchführungsformat: Anti-Mobbing-Programme an Schulen umfassen eine Reihe von Aktivitäten. Dazu gehören Unterricht, Rollenspiele, Klassendiskussionen, internetbasiertes Lernen, Beratungsgespräche, Anti-Mobbing-Spiele, Entwicklung von Anti-Mobbing-Leitlinien und Aufsicht auf dem Pausenhof. Bekannte Programme, die in Ergebnisstudien als effektiv befunden wurden, sind z. B. das norwegische «Olweus-Programm gegen Mobbing», «Steps to Respect», ein Programm der amerikanischen Wohltätigkeitsorganisation Committee for Children sowie das australische Programm «Friendly Schools». Programme können in ihrer Länge von einigen Tagen bis hin zu einigen Monaten variieren [4].

Es lassen sich zwei Vorgehensweisen bei der Programmvermittlung unterscheiden: Der gesamtschulische Ansatz bezieht die gesamte Schulgemeinschaft mit ein und fördert Veränderungen auf den Ebenen Schule, Klasse und Einzelperson. Der zweite Ansatz umfasst Lehrplanprogramme, die darauf abzielen im Unterricht Einstellungen und Kompetenzen zu fördern, welche dem Mobbing entgegenwirken. Dieser Ansatz scheint zwar weniger effektiv zu sein als Programme, die auf die ganze Schulgemeinschaft abzielen, erfordert aber weniger Ressourcen und bildet deshalb eine machbare Alternative für Schulen mit begrenzten Mitteln. Während manche Anti-Mobbing-Programme sich vorwiegend an Opfer und Täterin bzw. Täter richten, beziehen breiter ansetzende Strategien auch die zuschauenden Kinder, die Lehrpersonen, die Eltern und die weitere Schulgemeinschaft mit ein. Der Einbezug weiterer Akteure kann die Wirksamkeit der Programme steigern und Mobbing-Opfer unterstützen.

Durchführungsrahmen: Anti-Mobbing-Programme werden an Schulen durchgeführt.

Erforderliche Qualifikationen: Erfolgreiche Anti-Mobbing-Programmen werden generell von ausführlichen, qualitativ hochwertigen Lehrbüchern begleitet und sie erfordern die Ausbildung der Mitarbeitenden einer Schule, in der Regel der Lehrpersonen. Das Training umfasst mehrere Trainingssitzungen, oft über zwei oder drei Tage, und eine später nachfolgende Qualitätskontrolle. In manchen Fällen umfasst das Training eine technische Online-Unterstützung während des ganzen Schuljahres. Während der Ausbildung bekommen die Lehrpersonen Fakten zu Mobbing, Strategien zum Umgang mit Mobbing und Kompetenzen zum Umgang mit Schulsituationen vermittelt, erhalten Feedback sowie die Möglichkeit, sich in spezifischen Fällen von Mobbing beraten zu lassen.

Erforderliche Ressourcen: Bücher und Websites über Mobbingprävention existieren auf Deutsch, Französisch und Italienisch und bieten Lehrpersonen unentgeltliche oder kostengünstige Grundinformationen (e.g. [1, 3, Alsaker, 2012]). Effektive Programme erfordern allerdings zusätzlich Schulung und Supervision durch qualifizierte, zertifizierte Fachleute. Die Programmanbieter stellen eventuell Kosten für Trainingssitzungen, die Zertifizierung

zierung eines lokalen Ausbilders (z. B. Schulpsychologin oder -psychologe), Supervision, Support und verschiedene Materialien in Rechnung.

Programmbeispiel

Eine besonders interessante Entwicklung in der Mobbing-Prävention ist das Programm «KiVa». Es wurde in den letzten Jahren von Christina Salmivalli und Kollegen an der Universität Turku in Finnland entwickelt und vom finnischen Bildungs- und Kulturministerium finanziert. Wie viele erfolgreiche Präventionsprogramme ist KiVa sowohl strukturiert als auch systematisch. Das Forschungsteam entwickelte Materialien für Schulen, Unterrichtseinheiten für alle Klassenstufen, Computerspiele zur Unterstützung der Lehre sowie einen Leitfaden und eine Website für Eltern. In jeder Schule lernt ein aus drei Erwachsenen bestehendes KiVa-Team, wie man mit den individuellen Täterinnen bzw. Tätern und Opfern von Mobbing umgeht. KiVa vermittelt den Kindern, basierend auf drei Grundsätzen aktiv gegen Mobbing vorzugehen: «I know» («Ich weiss»), d. h. verstehen, worum es beim Problem Mobbing geht; «I can» («Ich schaffe es»), d. h. lernen können, aktiv zu werden; «I do» («Ich mache es»), d. h. motivieren, zur Verringerung von Mobbing beizutragen. KiVa wurde an mehreren Hundert Schulen in Finnland erfolgreich umgesetzt und getestet [5]. Es wurde eine signifikante Reduktion von Mobbing gefunden. Kürzlich wurde das Programm auch in den Niederlanden eingeführt.

WIRKSAMKEIT

Im letzten Jahrzehnt untersuchten mehrere Übersichtsstudien die Wirksamkeit von Anti-Mobbing-Programmen. Insgesamt kommen sie zum Schluss, dass Anti-Mobbing-Programme Mobbing reduzieren.

- › Die grösste und aktuellste Übersichtsstudie zur Wirksamkeit von Anti-Mobbing-Programmen ergab praxisrelevante Effekte [4]. Durchschnittlich führten die Programme zu einem Rückgang von Mobbing um 20 Prozent gegenüber der Vergleichsgruppe. Ein ähnlicher Rückgang wurde für die Viktimisierungsrate festgestellt.
- › Weitere Übersichtsstudien zu Anti-Mobbing-Programmen gelangten insgesamt zu ähnlichen, jedoch etwas weniger optimistischen Schlussfolgerungen [6, 7]. Merrell et al. [7] stellten z. B. fest, dass Anti-Mobbing-Programme an Schulen die sozialen Kompetenzen der Schülerinnen und Schüler sowie das Wissen der Lehrpersonen über wirksame Praktiken verbesserten und das Wirksamkeitsempfinden der Lehrpersonen hinsichtlich der eigenen Programmkompetenzen erhöhte. Wie bei Farrington und Ttofi [4] wurde in dieser Übersichtsstudie eine Reduktion von berichteten Opfererfahrungen durch Mobbing festgestellt, jedoch kein Gesamteffekt auf das Begehen von Mobbing.

Einflussfaktoren: Studien zeigen, dass die Wirksamkeit von Anti-Mobbing-Programmen stark variiert. Erkenntnisse aus den Forschungsübersichten legen nahe, dass mehrere Faktoren beeinflussen, ob eine Strategie wirksam ist oder nicht. Wichtige Faktoren für eine bessere Wirksamkeit sind [4]:

- › gesamtschulischer Ansatz mit Einbezug aller Akteure, wobei universelle, selektive und indizierte Elemente kombiniert werden;
- › ausreichende Intensität (Dosierung) und hohe Umsetzungsqualität;

- › die konsequente Durchsetzung von Regeln und Klassenführungspraktiken;
- › Komponenten, die auf eine verbesserte Aufsicht auf dem Spielplatz und Schulgelände abzielen;
- › Einbezug der Eltern durch ein Informationsangebot über Mobbing und Viktimisierung.

AKTUELLE PRAXIS IN DER SCHWEIZ

In der Schweiz wurde Mobbing erst in den letzten 20 Jahren als schulisches Problem erkannt. In zahlreichen Kantonen und Städten haben inzwischen die Schulbehörden Leitlinien zum Umgang mit Mobbing entwickelt. Manche Schulen organisieren zudem Informationsanlässe für Eltern. Dies sind erste wichtige Schritte. Informationskampagnen alleine reichen aber nicht aus, um eine Verhaltensänderung zu erreichen [8]. In der Schweiz haben bisher nur wenige Schulen wissenschaftlich geprüfte Programme übernommen, die sowohl Prävention als auch Intervention umfassen und die Mobbingprävention in den Schulalltag integrieren.

- › Das **Programm «Be-Prox»** (von Françoise D. Alsaker an der Universität Bern entwickelt) ist das einzige auf Forschung basierende Programm, das für die spezifische Zielgruppe der Kindergärten und Primarschulen entwickelt wurde (Alsaker, 2004). Das Programm richtet sich an Eltern, Lehrpersonen, Schülerinnen, Schüler und Schulleitungen. Es bietet eine vier-monatige Supervision für Lehrpersonen, fördert Gruppendiskussionen sowie gegenseitige Unterstützung unter Erwachsenen der Schulgemeinschaft. Das Programm wird auch je nach den Bedürfnissen der Schulen in anderen, weniger aufwändigen Formen angeboten (Alsaker, 2012). Die Evaluation von Be-Prox mit einer Kontrollgruppe zeigte eine Reduktion von Mobbing sowie weitere positive Auswirkungen.
- › Mit Ausnahme von Be-Prox fehlen in der Schweiz standardisierte, evidenzbasierte Programme. Es könnten jedoch mehrere interessante Programme, die in Deutschland entwickelt wurden, auch in der Schweiz umgesetzt werden. **«ProACT + E»** z.B. ist ein Mobbingpräventionsprogramm für Primarschülerinnen und -schüler der 5. Klasse und beruht auf Verhaltensgrundsätzen (Spröber et al., 2008). Es wird von einem Elterntrainingsprogramm begleitet. Eine vergleichsweise kleine wissenschaftliche Evaluation zeigte ermutigende Ergebnisse. Das Programm ist als Buch mit einer CD verfügbar.
- › In Deutschland recht verbreitet ist das **Programm «Fairplayer»** (von Herbert Scheithauer und seinem Team an der Humboldt-Universität Berlin), das 2011 mit dem Europäischen Preis für Kriminalprävention ausgezeichnet wurde. Fairplayer wurde für die Oberstufe entwickelt. Die zentralen Bestandteile des Programms sind ein Lehrplan, mit dem Heranwachsenden soziale Kompetenzen und effektive Methoden zum Umgang mit Mobbing und Gewalt vermittelt werden, ein Trainingsprogramm für

Lehrpersonen sowie eine Webseite mit Informationen und Unterstützung für Mobbing-Opfer und deren Eltern.

- › Für den italienischsprachigen Teil der Schweiz mag das **Programm «Stop al Bullismo»** von Interesse sein. Es basiert auf Grundsätzen, die sich in wissenschaftliche abgestützten Programmen als wichtig erwiesen haben.
- › Neben den Programmen, die direkt auf die Prävention von Mobbing abzielen, können zur Mobbing-Prävention auch Programme herangezogen werden, die sich auf den Aufbau von positiven sozialen Kompetenzen und auf die psychische Gesundheit im Allgemeinen richten und dabei auch die Themen Mobbing oder Belästigung ansprechen. Hier ist z. B. das **Programm «MindMatters»** zu nennen, das ursprünglich in Australien entwickelt und 2002 an die Verhältnisse im deutschsprachigen Raum angepasst wurde. Das Programm hat zwar als oberstes Ziel die psychische Gesundheit an Schulen zu fördern und eine positive Schulkultur zu entwickeln, behandelt aber auch den Umgang mit Mobbing und Belästigung. Für weitere Informationen siehe Kapitel 8.

SCHLUSSFOLGERUNGEN UND EMPFEHLUNGEN

- › Programmen, welche die folgenden Kriterien erfüllen, sollte Priorität eingeräumt werden: Die Programme sollten auf die spezifischen Bedürfnisse massgeschneidert, systematisch und strukturiert sein sowie einen Ansatz verfolgen, der die gesamte Schule einbezieht und hierbei ein qualitativ hochwertiges Training für das gesamte Schulpersonal beinhaltet; sie sollten klare und effektiv durchgesetzte Schulregeln und gute Klassenführungs-Praktiken betonen; alle Schülerinnen und Schülern sollten einbezogen werden und es sollten Kompetenzen für adäquate Handlungsmöglichkeiten gegen Mobbing vermittelt werden; die Programme sollten eine verbesserte Pausenplatzaufsicht beinhalten und sie sollten die Eltern durch Informationen über Mobbing und Viktimisierung mit einbeziehen.
- › Man sollte sich jedoch bewusst sein, dass selbst evidenzbasierte Programme nicht immer zu den erwarteten positiven Ergebnissen führen. Um eine qualitativ hochwertige Umsetzung von Anti-Mobbingprogrammen zu gewährleisten, ist es essentiell, dass Experten die Schulung vornehmen und eine sorgfältige Qualitätskontrolle stattfindet. Informationsanlässe allein genügen nicht, um Mobbing an Schulen zu verringern.
- › Farrington und Ttofi [4] empfehlen eine Akkreditierung der Mobbingprogramme durch nationale oder internationale Gremien, damit die Schulen eine bessere Basis haben, um fachkundige Entscheidungen treffen zu können.
- › Zahlreiche Schulen in der Schweiz haben Anti-Mobbing-Leitlinien und der Umgang mit Mobbing-Situationen wird in der Lehrerbildung häufig thematisiert. Nur wenige Schulen aber setzen evidenzbasierte, strukturierte Programme ein. Einer der Gründe ist ein Mangel an professionellen Anbietern von evidenzbasierten Programmen in Schulen. Die Einführung von sorgfältig ausgewählten, im schweizerischen Kontext evaluierten Programmen mit hohem Qualitätsanspruch für verschiedene Altersgruppen wäre eine wertvolle Ergänzung des aktuellen Angebots an schweizerischen Schulen.

WEITERFÜHRENDE LITERATUR UND LINKS

LITERATUR

Alsaker, F.D. (2004). Quälgeister und ihre Opfer: Mobbing unter Kindern – und wie man damit umgeht. Bern: Hans Huber.

Alsaker, F.D. (2012). Mutig gegen Mobbing: in Kindergarten und Schule. Verlag Hans Huber.

Averdijk, M., Müller, B., Eisner, M., & Ribeaud, D. (2011). Bullying victimization and later anxiety and depression among pre-adolescents in Switzerland. *Journal of Aggression, Conflict and Peace Research*, 3, 103–109.

Gardette, B., & Bellon, J. P. (2012). Harcèlement et brimades entre élèves: La face cachée de la violence scolaire. Editions La Martinière.

Kunz, H. (2011). sicher!gsund! Mobbing in der Schule, St.Gallen, www.zepra.info/sicher-gsund

Menesini, E. (2003). Bullismo: le azioni efficaci della scuola. Percorsi italiani alla prevenzione e all'intervento. Trento: Erickson.

Ministère de l'éducation nationale (2013). Website «Agir contre le harcèlement», www.agircontreharcelementalecole.gouv.fr

Olweus, D. (2002). Gewalt in der Schule: Was Lehrer und Eltern wissen sollten – und tun können. Bern: Huber.

Schultze-Krumbholz, A., Zagorscak, P., Siebenbrock, A. & Scheithauer, H. (2012). Medienhelden: Unterrichtsmanual zur Förderung von Medienkompetenz und Prävention von Cybermobbing. München: Reinhardt Verlag.

Spröber, N., Schlottke, P. F., & Hautzinger, M. (2008). Bullying in der Schule: das Präventions- und Interventionsprogramm ProACT+ E; mit CD-ROM und DVD. München: Beltz.

LINKS

Olweus-Programm für Mobbing-Prävention > www.violencepreventionworks.org

Programm Steps to Respect > www.cfchildren.org/steps-to-respect.aspx

Friendly Schools Programme > www.friendlyschools.com.au

KiVa-Programm (auf Englisch) > www.kivaprogram.net

Niederländische Version des KiVa-Programms > www.kivaschool.nl

Fairplayer-Programm > www.fairplayer.de

Programm Stop al Bullismo > www.stopalbullismo.it/progetti.html

9. SOZIALKOMPETENZTRAININGS

EBENE	BEREICH	ALTERSGRUPPE
› Universell	Familie	Vor der Geburt
› Selektiv	› Schule	Säuglingsalter (0–1)
› Indiziert	Sozialraum	› Frühe Kindheit (1–7)
		› Mittlere / späte Kindheit (7–9)
		› Frühadoleszenz (9–13)
		Mittlere / späte Adoleszenz (13–18)

ZIELE

Verbesserung der Sozialkompetenz, Frühprävention von abweichendem Verhalten

ZIELGRUPPE

Kinder und Jugendliche

ANGESPROCHENE RISIKEN

Aggressionsverhalten, geringe Empathie, schwach ausgeprägte Fähigkeit zur Lösung von zwischenmenschlichen Problemen, Impulsivität, schwach ausgeprägte Kommunikationsfähigkeiten, schwaches schulisches Engagement

ALLGEMEINE WIRKSAMKEIT

Wirksam

Fehlende Sozialkompetenzen sind ein wichtiger Vorläufer von aggressivem Verhalten. Die meisten Sozialkompetenztrainings beruhen auf Theorien über soziales Lernen und Problemlösung. Sie sollen die sozio-kognitiven, sozio-emotionalen und verhaltensbezogenen Kompetenzen von Kindern und Jugendlichen verbessern, damit sie mangelhaft angepasste Verhaltensmuster besser regulieren können. Forschungsübersichten gelangen zum Schluss, dass diese Art von Programmen vielversprechende Auswirkungen auf die Verbesserung der Sozialkompetenzen erzielt und dadurch Aggressionsverhalten vorbeugt.

PROBLEMLAGE

Kinder und Jugendliche, die häufig aggressives Verhalten zeigen, weisen oft Defizite im sozialen und kognitiven Verhalten auf, wie z. B. unzulängliche Problemlösungs- und Konfliktbewältigungskompetenzen, eingeschränkte Fähigkeiten zu effektiver Kommunikation, Respektlosigkeit, unzulängliche Aggressions- und Frustrationsbewältigung, geringe Fähigkeit zum Aufschieben von Belohnungen sowie geringe Selbstbeherrschung.

Ergebnisse aus der Studie z-proso: Sozialkompetenzen und Gewalt

In der z-proso-Studie wurden die sozialen und kognitiven Kompetenzen der vom 7. bis zum 15. Lebensjahr gemessen. Für jede Altersgruppe gilt, dass von den Lehrpersonen als aggressiv beschriebene Kinder gleichzeitig mangelndes prosoziales Verhalten wie z. B. Helfen, Zuhören und Teilen zeigten. Je älter die Kinder waren, desto stärker war dieser Zusammenhang. Zusätzlich kannten und nutzten aggressive Kinder sozial kompetente Problemlösungsstrategien mit einer geringeren Wahrscheinlichkeit, gerieten in Konfliktsituationen eher in Wut und zeigten weniger Rücksicht auf andere.

Quelle: Analyse der Daten des Zürcher Projekts zur sozialen Entwicklung von Kindern und Jugendlichen, z-proso, 2014

ZIELE

Sozialkompetenztrainings fördern die Entwicklung der soziokognitiven und sozioemotionalen Fähigkeiten. Die Trainings beinhalten das Einüben von Fähigkeiten, Emotionen adäquat zu regulieren und Verzerrungen in der eigenen Wahrnehmung zu erkennen, mit dem Ziel, hierdurch Verhaltensänderungen herbeizuführen (z. B. der Eskalation von Konflikten entgegensteuern, kooperative Handlungsmöglichkeiten wählen).

MERKMALE

Sozialkompetenztrainings umfassen zumeist klar strukturierte Lektionen, die von einer ausgebildeten Lehrperson durchgeführt werden sollten. Zu den Trainingspaketen gehören üblicherweise Handbücher für Lehrpersonen sowie zusätzliche Materialien und Arbeitsbücher für die Teilnehmer. Einige bekannte und evaluierte Programme wurden auf Deutsch übersetzt, u. a. «I Can Problem Solve» (IKPL im Deutschen), «Second Step» («Faustlos») und «PATHS» («PFADe»).

Durchführungsformat: Sozialkompetenztrainings bestehen in der Regel aus einem Lehrplan mit Trainingsmodulen zu den relevanten Themen. Diese beinhalten z. B. Emotionen verstehen und darauf reagieren, die Position anderer einnehmen, Empathie, Reflexion über Konfliktlösungsstrategien, Antizipation und Abschätzung von Konsequenzen, Selbstbeherrschung, Aggressionsbewältigung und Lösung von zwischenmenschlichen Problemen [1]. Die Gruppenlektionen (gelegentlich Eins-zu-Eins-Sitzungen) bieten die Gelegenheit, bestimmte Techniken (z. B. Instruktion, Modelling, Rollenspiele, Feedback und Verstärkung) unter realitätsnahen Voraussetzungen anzuwenden. Anzahl und Intensität der Trainingsmodule sind sehr unterschiedlich.

Durchführungsrahmen: Sozialkompetenztrainings werden auf universeller, selektiver oder indizierter Ebene durchgeführt. Die am weitesten verbreitete Durchführung auf universeller Ebene ist der Einbau von Elementen des Sozialkompetenztrainings in den Lehrplan von Kindergärten und Schulen. Selektive und indizierte Massnahmen richten sich an eine Untergruppe von Kindern mit erhöhtem Risiko oder bilden Teil von Präventionsstrategien ausserhalb der Schule (z. B. kombiniert mit Elterntraining). Diese Massnahmen werden in kleineren Gruppen von 6 bis 10 Kindern durchgeführt.

Erforderliche Qualifikationen: Sozialkompetenztrainings werden in der Regel von der Lehrperson oder einer spezialisierten Fachpersonen angeboten. Qualitativ hochwertige Programme erfordern eine entsprechende Schulung. Einige Programme beinhalten Supervision, Auffrischungssitzungen während des Schuljahres, Qualitätskontrollmechanismen und kontinuierliche technische Online-Unterstützung.

Erforderliche Ressourcen: Sozialkompetenzprogramme sind im schulischen Rahmen relativ einfach einzuführen. Bei einigen Programmen beschränkt sich der Aufwand weitgehend auf das Trainingshandbuch und die Lehrmaterialien. Erfolgreiche Programme setzen allerdings grössere Investitionen voraus, darunter Schulungen durch zertifizierte Trainer (normalerweise einen halben bis drei Tage), Qualitätskontrollmassnahmen während der Durchführung und regelmässige Auffrischungssitzungen.

Programmbeispiel

«I Can Problem Solve» (ICPS) ist ein universelles schulisches Programm für 4- bis 12-jährige Kinder. Es soll Kindern helfen, gewaltfreie Konfliktlösungsmethoden zu erlernen, indem interpersonelle kognitive Prozesse und Problemlösungskompetenzen verstärkt werden. ICPS arbeitet mit Spielen, Geschichten, Marionetten, Illustrationen und Rollenspielen. Die Methode soll Kinder dabei unterstützen, die eigenen Gefühle und die der anderen zu verstehen, Alternativlösungen zu finden und sich der möglichen Folgen ihrer Handlungen bewusst zu werden. Bei ICPS lernen Kinder nicht, was sie denken sollen, sondern wie. Jede Lektion dauert 20 Minuten und wird während des Schuljahrs 3- bis 5-mal wöchentlich durchgeführt. Neben den Lektionen enthält ICPS Anregungen zur Integration von Problemlösungsprinzipien in den täglichen Unterricht: Diese Methode nennt sich «ICPS dialoguing». Für jede Altersgruppe sind Arbeitshefte mit einer Beschreibung der Lektionen online verfügbar. Vor der Durchführung ist ein vom Entwickler oder Vertreiber moderierter zweitägiger Workshop erforderlich. Neben den von geschulten Lehrpersonen an den Schulen vermittelten Programmen richtet sich ICPS ebenfalls an die Eltern. ICPS existiert auch auf Deutsch; es wird gegenwärtig in Deutschland im Rahmen des EFFEKT-Programms angeboten. EFFEKT verbindet Sozialkompetenzmassnahmen für Kinder mit Elternschulungen. Die Evaluationsberichte zeigen vielversprechende kurz- und langfristige Ergebnisse, insbesondere wenn beide Komponenten kombiniert werden (www.effekt-training.de).

WIRKSAMKEIT

In den letzten 50 Jahren wurden vor allem in den Vereinigten Staaten zahlreiche Programme zur Förderung der kognitiven, sozialen und emotionalen Kompetenzen evaluiert. Diese Studien legen das Fazit nahe, dass solche Programme auf verschiedenen Ebenen positive Auswirkungen haben.

- › Die neueste Forschungsübersicht untersuchte 213 Evaluationen von universellen schulischen Kompetenztrainings, die soziales und emotionales Lernen fördern [2]. Die Programme fokussierten auf Kinder von 5 bis 18 Jahren. Der Kompetenzanstieg der Schülerinnen und Schüler war im Vergleich zur Kontrollgruppe um 11 Prozent grösser. Die Massnahmen wirkten sich positiv auf das prosoziale Verhalten, die emotionalen Kompetenzen, die Einstellungen und schulischen Leistungen aus; gleichzeitig nahmen problematisches Verhalten, externalisierende Verhaltensweisen und emotionaler Stress ab. Die Ergebnisse entsprechen in etwa früheren Übersichtsstudien [1, 3].
- › Die Auswirkungen wurden meistens unmittelbar nach Beendigung des Programms gemessen. Einige Resultate legen nahe, dass noch 6 bis 12 Monate nach den Programmen eine geringe, aber signifikante Wirkung festzustellen ist (obwohl dies in der schweizerischen Studie z-proso nicht der Fall war; Malti et al., 2011). Längerfristige Wirkungen der Programme wurden jedoch nur in sehr wenigen Studien evaluiert.

Einflussfaktoren: Die Evaluationen beschreiben einige Faktoren, welche die Wirksamkeit von Sozialkompetenzmassnahmen beeinflussen [2, 3]. Verbesserungen erzielten besonders Programme mit folgenden Merkmalen:

- › Hohe Umsetzungsqualität (d.h. sehr nahe am vorgegebenen Programmplan);
- › Sequenzierung (d.h. eine stimmige und koordinierte Reihe von Aktivitäten anstelle einzelner, isolierter Aktivitäten);
- › Aktive Mitarbeit der Schülerinnen und Schüler (d.h. nicht nur Anweisungen, sondern Anwendung von Coaching und Modellierung);
- › Fokus auf bestimmte Kompetenzen mit klar definierten Zielen.
- › Bei Hochrisikokindern, die bereits Defizite zeigen, erzielten Sozialkompetenztrainings die grösste Wirkung.

AKTUELLE PRAXIS IN DER SCHWEIZ

Sozialkompetenztrainings wurden in der Schweiz vor etwa zehn Jahren eingeführt. Mehrere Kindergärten und Schulen bauen sie heute systematisch in ihren Lehrplan ein.

- › Für 3- bis 6-jährige Kinder gibt es mehrere **Sozialkompetenztrainings**. Das Sozialkompetenztraining «Faustlos» (deutsche Übersetzung von «Second Step») wurde vom «Committee for Children» in Seattle in den USA entwickelt. Gegenwärtig arbeiten Kindergärten und Unterstufen in mehreren Städten und Gemeinden in der Schweiz damit. Interessant ist auch das neue Programm «Papilio» von Herbert Scheithauer, ein Sozialkompetenztraining für Kindergartenkinder (drei bis sechs Jahre), das in Wirkungsstudien positive Ergebnisse zeigte. Es nutzt verschiedene aus der Entwicklungsforschung abgeleitete Strategien für Kinder, Lehrpersonen und

Eltern. Bei «Lubo aus dem All» handelt es sich um ein auf sozialkognitive Theorien gestütztes Sozialkompetenztraining für Kinderkrippen und Kindergärten. Eine erste Evaluation zeigte erfolgversprechende Auswirkungen (Hennemann et al., 2011).

- › Im Kanton Zürich arbeiten mehrere Primarschulen gegenwärtig mit dem Programm «PATHS – Promoting Alternative Thinking Strategies» (**«Programm zur Förderung alternativer Denkstrategien, PFADe»**). Beim Programm PFADe handelt es sich um ein evidenzbasiertes Kompetenztraining. Es ist in zwei bis drei halbstündige Sitzungen pro Woche gegliedert, die im Rahmen des schulischen Lehrplans stattfinden können. PFADe soll die emotionalen und sozialen Kompetenzen fördern, um Aggression und Verhaltensprobleme zu verringern und die pädagogischen Abläufe an den Schulen zu verbessern. PFADe wurde als bisher einziges Sozialkompetenztraining in der Schweiz in einer randomisierten Kontrollstudie evaluiert. Die Ergebnisse deuten auf geringfügige positive Einflüsse auf das Aggressionsverhalten ein bis zwei Jahre nach dem Programm hin (Malti et al., 2011). In Klassen, in welchen die Qualität der Durchführung von PFADe hoch war, zeigten sich stärkere Auswirkungen. Langfristige Einflüsse wurden jedoch nicht festgestellt. Im Tessin wird derzeit die italienische Fassung von PFADe evaluiert.
- › Ein interessantes Novum in der Schweiz bildet das **«Interventionsprogramm zur Förderung der Sozial- und Selbstkompetenzen in der Schule» (InSSel)** für Risikokinder in Primar- und Sekundarschulen. Das Programm wurde an der Fachhochschule Nordwestschweiz entwickelt (Neuenschwander & Frank, 2012). Bei InSSel handelt es sich um ein Sozialkompetenztraining für Primar- und Sekundarschülerinnen und -schüler mit hohen psychosozialen Risiken und gravierendem problematischem Verhalten. Das Programm umfasst drei Einheiten von zehn bis zwölf wöchentlichen Sitzungen und besteht aus vier Bausteinen: Anfängliches Engagement der Eltern, Sozialkompetenztraining in kleinen Gruppen, Unterrichtshospitation und Feedback sowie gesamtschulische Massnahmen bei Disziplinarproblemen. Eine erste Evaluationsstudie zum Programm zeigte im Vergleich zur Kontrollgruppe ermutigende Ergebnisse (Neuenschwander & Frank, 2012). In der Interventionsgruppe verbesserten sich Störverhalten im Unterricht, Impulsivität und Sozialkompetenzen – ein Hinweis auf positive Auswirkungen des Programms. Wegen des Studiendesigns und der kleinen Stichprobe lassen sich jedoch keine endgültigen Schlussfolgerungen ziehen.
- › Das **Verhaltenstraining** von Petermann et al. (2007) ist an deutschen Grundschulen verbreitet. Es beruht auf sozialen Lerntheorien und behandelt moralische Fragen, emotionale Kompetenz, Sozialkompetenz sowie Selbst- und Sozialverantwortung. Das Verhaltenstraining existiert in verschiedenen Versionen für Kindergärten, Grundschule und Mittelschule. Die Grundschul-Version umfasst 26 Sitzungen. Im Allgemeinen führt die Lehrperson das Programm in etwa zwei Unterrichtsstunden wöchentlich

durch. Unseres Wissens wurde das Programm in der Schweiz noch nicht umgesetzt.

- › Das **Trainingsprogramm «Mich und Dich verstehen»** ist ein ganzheitliches, Schulen übergreifendes Programm zur emotionalen Sensitivität und der Erweiterung der emotionalen Kompetenzen. Es ist vor allem zur Durchführung in der Schule für Kinder und Jugendliche im Alter zwischen 8 und 12 Jahren gedacht, kann aber auch in Jugendhilfe-Einrichtungen durchgeführt werden. Das Handbuch enthält neben den Grundlagen des Programmes auch einen Proramnteil mit z.B. Übungen und Spielen sowie Kopiervorlagen, die die praktische Umsetzung erleichtern.
- › Das **Programm «MindMatters»** (siehe auch Kapitel 6) wurde ursprünglich in Australien entwickelt, aber 2002 an die Verhältnisse im deutschsprachigen Raum angepasst. Das Hauptziel des Programmes ist die Förderung der psychischen Gesundheit an Schulen und die Entwicklung einer positiven Schulkultur. Unterziele sind unter anderem die Förderung der Bewältigungskompetenzen, genereller Schutzfaktoren des Respekts und der Toleranz im Unterricht sowie die Verbesserung der Problemlösefähigkeiten. Eine Evaluation des Programms im deutschsprachigen Raum, an welchem auch drei schweizerische Schulen beteiligt waren, zeigte positive Erfahrungen, weswegen es nun auch an weiteren schweizerischen Schulen umgesetzt werden soll.
- › Als weiteres interessantes Projekt, in welchem Jugendliche lernen sollen zu debattieren, ist **«Jugend debattiert»** (jeunesse débat/La gioventù dibatte). Im Projekt sollen Jugendliche in demokratische Prozesse eingeführt werden. Hierbei erlernen die Jugendlichen das Beschaffen von Informationen bezüglich einer Sachfrage, die Bildung einer eigenen Meinung und das Vertreten des eigenen Standpunkts sowie das Erkennen und Akzeptieren von unterschiedlichen Meinungen. Lehrpersonen werden ausgebildet, um Debatten in den Unterricht zu integrieren. Die erlernten Kompetenzen können in einem nationalen Debattierwettbewerb getestet werden. Unterrichtsmaterialien wie z. B. Lehrmittel für die Sekundarstufen 1 und 2 werden vom Projekt zur Verfügung gestellt
- › Die Schweizer Jugendhilfeorganisation Pro Juventute hat das **Programm «What's up»** zur Förderung der emotionalen und sozialen Kompetenzen für 10- bis 11-jährige Kinder entwickelt; es umfasst sechs Lektionen zu Empathie, Kommunikation und Selbstkontrolle.

SCHLUSSFOLGERUNGEN UND EMPFEHLUNGEN

Die Forschungsergebnisse der letzten 30 Jahre weisen stark darauf hin, dass Sozialkompetenztrainings aggressives und verletzendes Verhalten effektiv verringern können.

- › In der Praxis sollten die Entscheidungsträger bei der Auswahl und Umsetzung von Sozialkompetenztrainings gründlich prüfen, welches Programm sich für die Zielgruppe eignet. Ausserdem sollten sie die für eine erfolgreiche Durchführung erforderlichen Zeit- und Finanzressourcen kennen und alle Stakeholder in die Planung einbeziehen. Dies kann durch das Lesen der einschlägigen Literatur, das Konsultieren der Programmübersichten auf den in der Einleitung zu diesem Bericht genannten Webseiten und das Einholen des Rats von Experten erreicht werden.
- › Optimale Ergebnisse können erzielt werden, wenn die Teilnehmer das komplette Training absolvieren und die Programme durch gut geschultes Personal, das selbst Unterstützung erhält, sorgfältig umgesetzt werden. Planung und Durchführung der Massnahmen müssen übereinstimmen.
- › Sozialkompetenztrainings sind für Risikogruppen (z.B. mit ADHS, externalisierenden Verhaltensweisen, Disziplinproblemen) besonders hilfreich. Nach unserer Auffassung können strukturierte Massnahmen für Risikokinder die Arbeit der Schulpsychologinnen und Schulpsychologen sowie der schulischen Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter wirksam ergänzen.
- › Sozialkompetenztrainings erzielen eine noch grössere Wirkung, wenn sie mit Präventionsmassnahmen für die Familie oder für die ganze Schule kombiniert werden. Wir glauben, dass die Einführung und Evaluation eines mehrstufigen evidenzbasierten Systems (wie des deutschen Programms «EFFEKT» oder des Programms «Incredible Years») eine wichtige Ergänzung zur aktuellen Praxis darstellt.
- › Es gibt in der Schweiz vereinzelt Wirkungsevaluationen zu Sozialkompetenztrainings. Allerdings ist die Wissensbasis schmal und sollte durch weitere Forschungen ergänzt werden, um herauszufinden, welche Massnahmen bei welchen Zielgruppen am ehesten wirksam sind.

WEITERFÜHRENDE LITERATUR UND LINKS

LITERATUR

Hennemann, T., Hillenbrand, C. & Hens, S. (2011). Kompetenzförderung zur universellen Prävention von Verhaltensstörungen in der schulischen Eingangsstufe. Evaluation des kindorientierten Präventionsprogramms «Lubo aus dem All». Zeitschrift für Grundschulforschung, 4, 113–125.

Jünger, R., & Eisner, M. (2009). Prävention von Problemverhalten durch die Förderung von sozialen Kompetenzen mit dem PFADE Programm. Schweizerische Zeitschrift für Heilpädagogik, 15, 18–24.

Malti, T., Ribeaud, D., & Eisner, M. P. (2011). The effectiveness of two universal preventive interventions in reducing children's externalizing behavior: a cluster randomized controlled trial. Journal of Clinical Child & Adolescent Psychology, 40, 677–692.

Mayer H., Heim P., & Scheithauer H. (2012). Papilio. Ein Programm für Kindergärten zur Primärprävention von Verhaltensproblemen und zur Förderung sozial-emotionaler Kompetenz. Ein Beitrag zur Sucht- und Gewaltprävention. Theorie und Grundlagen. 3. Aufl. Augsburg: Papilio Verlag.

Neuenschwander, M., & Frank, N (2012). «Interventionsprogramm zur Förderung der Sozial- und Selbstkompetenzen in der Schule (InSSel).» Evaluationsergebnisse. Solothurn: Pädagogische Hochschule der Fachhochschule Nordwestschweiz, Institut Forschung und Entwicklung, Zentrum Schule als öffentlicher Erziehungsraum.

Petermann, F., Koglin, U., Natzke, H., & Von Marées, N. (2007). Verhaltenstraining in der Grundschule – Ein Präventionsprogramm zur Förderung emotionaler und sozialer Kompetenzen. Göttingen: Hogrefe.

Schick, A., & Cierpka, M. (2003). Faustlos: Evaluation eines Curriculums zur Förderung sozial-emotionaler Kompetenzen und zur Gewaltprävention in der Grundschule. Kindheit und Entwicklung, 12, 100–110.

LINKS

EntwicklungsFörderung in Familien: Eltern- und Kinder-Training (EFFEKT)

› www.effekt-training.de

Faustlos › www.faustlos.de

Promoting Alternative Thinking Strategies (PATHS) › www.pathstraining.com

Papilio › www.papilio.de

I Can Problem Solve › www.thinkingchild.com

Lubo aus dem All

› www.heilpaedagogische-akademie.de › Fortbildungsangebot › Lubo aus dem All

Programm zur Förderung Alternativer Denkstrategien (PFADe)

› www.gewaltpraevention-an-schulen.ch

Interventionsprogramm zur Förderung von Sozial- und Selbstkompetenzen in der Schule › www.fhnw.ch/ph/zls/inssel/EvaluationInSSel.pdf

Programm «MindMatters»

› www.mindmatters-schule.de

› www.radix.ch › Gesunde Schulen › Psychische Gesundheit › MindMatters

Jugend debattiert › www.jugenddebattiert.ch/de

10. KONFLIKTLÖSUNGS- UND PEER-MEDIATIONSPROGRAMME

EBENE	BEREICH	ALTERSGRUPPE
› Universell	Familie	Vor der Geburt
Selektiv	› Schule	Säuglingsalter (0–1)
Indiziert	Sozialraum	Frühe Kindheit (1–7)
		Mittlere/späte Kindheit (7–9)
		› Frühadoleszenz (9–13)
		› Mittlere /späte Adoleszenz (13–18)

ZIELE

Verbesserung des Wissens und der Fähigkeiten zur Konfliktlösung mit Gleichaltrigen durch die Anwendung von Mediations- und Verhandlungstechniken

ZIELGRUPPE

Jugendliche

ANGESPROCHENE RISIKEN

Aggressives Verhalten, geringe Selbstkontrolle, mangelhafte Problemlösungsfähigkeit, eskalierende Konflikte, negative Schulhauskultur

ALLGEMEINE WIRKSAMKEIT

Wirksam

Programme zur Konfliktlösung und Peer-Mediation beinhalten die Vermittlung von Konflikt- und Verhandlungswissen sowie Kompetenztrainings, um die Erzielung von Einigungen zu erleichtern. Sie gehören zu einer grösseren Gruppe von Massnahmen zur Unterstützung einer positiven Jugendentwicklung. Peer-Mediatorinnen und Peer-Mediatoren werden auf freiwilliger Basis dazu ausgebildet, als dritte, neutrale Partei zu fungieren, um anderen Schülerinnen und Schülern zu helfen, zwischenmenschliche Konflikte mit gewaltfreien Mitteln zu lösen. Forschungsergebnisse legen nahe, dass diese Programme einen kleinen, aber signifikanten Effekt auf das antisoziale Verhalten haben und möglicherweise einen grösseren Effekt auf das Schulklima und die Konfliktlösungskompetenzen der in Mediation ausgebildeten Schülerinnen und Schüler haben.

PROBLEMLAGE

Schülerinnen und Schüler, die häufig in Streitigkeiten auf dem Pausenplatz, Schlägereien, Mobbing, Belästigungen und anderen gewalttätigen Vorfällen involviert sind, zeigen oft eine geringe Selbstkontrolle, einen Mangel an Empathie und Respekt für andere sowie geringe Fähigkeiten, Konflikte konstruktiv anzugehen [1]. Ihre Unfähigkeit, Konflikte zu lösen, kann ihre schulischen Leistungen und ihre gesunde Entwicklung ernsthaft gefährden. Zudem sind bei einem grossen Teil der Fälle von aggressivem Verhalten gegenüber Gleichaltrigen oft Freunde und Zuschauer in unterschiedlichen Rollen involviert. Deren Verhalten hat nachweislich einen Einfluss darauf, ob sich die Täterinnen und Täter in ihrer Aggression bestärkt fühlen (z. B. wenn sie als cool gelten, beliebt sind oder die Zuschauer beeindruckten) oder ob sie versuchen, die Probleme konstruktiv zu lösen (z. B. wenn die anderen um sie herum Normen befürworten, die von aggressivem Verhalten abhalten).

ZIELE

Konfliktlösungs- und Peer-Mediationsprogramme sind darauf ausgerichtet, das Wissen und die Kompetenzen der Schülerinnen und Schüler zur Bewältigung und Lösung von Konflikten zu verbessern, um Schulen sicherer zu machen. Sie zielen darauf ab, bessere Lösungen für zwischenmenschliche Konflikte zu ermöglichen, indem Fähigkeiten wie das Akzeptieren der Ansichten Anderer, gemeinsame Problemlösung und eine effektive Kommunikation verbessert werden. Die Mediation zielt als Prozess einer einvernehmlichen Konfliktbeilegung darauf ab, die Häufigkeit und die Schwere der Streitigkeiten zu senken und die Konfliktlösungskompetenz der Schülerinnen und Schüler sowohl inner- als auch ausserhalb der Schule zu stärken [2, 3]. Peer-Mediation ist für kleinere Vorfälle geeignet (z. B. Beschimpfungen, Eigentumsstreitigkeiten, Gerüchte, Hänseleien, Ausgrenzung), nicht aber für schwerwiegende Ereignisse (z. B. schwere Aggressionen, Verbrechen, Drogenprobleme). Wenn die gleichaltrigen Vermittler ein Problem nicht lösen können, werden sie dazu ermutigt, sich die Unterstützung von Lehrpersonen oder der Schulleitung zu holen, um mit der Situation umzugehen [2].

MERKMALE

Konfliktlösung und Wissensvermittlung durch Gleichaltrige (Peer Education) erfordern ein Training der Fähigkeiten, konstruktiv und sozialkompetent mit Konflikten umzugehen. In Peer-Mediationsprogrammen wird eine Untergruppe von Schülerinnen und Schülern intensiver in Konfliktlösefähigkeiten geschult. In den Vereinigten Staaten, wo diese Programmtypen in den späten 60er-Jahren entwickelt wurden, geht man davon aus, dass etwa 10 000 bis 20 000 Schulen irgendeine Art von Konfliktlösungsprogramm anwenden [4]. In Deutschland entwickelte Ortrud Hagedorn in den 90er-Jahren das Modell der Konfliktlotsen, das dort weithin anerkannt ist.

Durchführungsformat: Programme richten sich an die Gesamtheit der Schule und an Schülerinnen und Schüler, die sich freiwillig bereit erklären, am Mediationsprozess teilzunehmen (entweder als Mediatorinnen bzw. Mediatoren oder als Streitende). Das Lehrpersonal und die Schulleitung sind eingeladen, sich an der Schulung und/oder der Koordination der Peer-Mediatorinnen und -Mediatoren zu beteiligen. Mitarbeiter der Schulen werden auch darin geschult, Verantwortung für die Unterstützung der Mediatorinnen und Mediatoren zu übernehmen und die Grundsätze einer friedlichen Konfliktbeilegung in der ganzen Schule zu verbreiten. Nach der Ausbildung arbeiten die Peer-Mediatorinnen und Mediatoren oft zu zweit, um zwischen den Streitparteien eine Einigung zu erleichtern. Im Allgemeinen erläutern die Mediatorinnen oder Mediatoren allen Beteiligten das Vorgehen und erklären die Regeln und Ziele der Mediation. Als nächstes werden beide Parteien aufgefordert, ihre «Geschichte zu erzählen» und ihre Emotionen und Gefühle auszudrücken, ohne dabei unterbrochen zu werden. Dieses Erzählen ermöglicht es jeder Partei, ihre Standpunkte und ihr Erleben darzulegen und diese durch eine Exploration der Hintergründe des Ereignisses sowie der eigenen Interessen und Bedürfnisse, zu vertiefen. Dadurch wird es den Beteiligten ermöglicht, sich in die andere Partei einzufühlen und deren Sichtweise zu verstehen. Im nächsten Schritt tragen die Parteien, geleitet durch die Mediatorinnen oder Mediatoren, machbare und realistische Lösungen zusammen. Schliesslich wird die vereinbarte Lösung schriftlich festgehalten und von allen Beteiligten unterzeichnet.

Durchführungsrahmen: Konfliktlösungs- und Peer-Mediationsprogramme werden in den Schulräumlichkeiten durchgeführt. Die Mediation kann in der Mittags- oder einer Unterrichtspause in einem Schulbüro stattfinden, das speziell für diesen Zweck eingerichtet ist und in dem die Privatsphäre der Beteiligten gegenüber den anderen Schülerinnen und Schülern gewährleistet ist.

Erforderliche Qualifikationen: Für die Peer-Mediation sind 10 bis 20 Ausbildungsstunden erforderlich. Normalerweise beinhaltet das Ausbildungsprogramm das Verstehen von Konfliktodynamiken, Problemlösungsansätze, positive zwischenmenschliche Kommunikation und Fertigkeiten zur Durchführung von Mediationen (z. B. aktives Zuhören, Paraphrasieren, Umstrukturieren, Fähigkeiten des kritischen Denkens, Einfühlungsvermögen, Vertraulichkeit und urteilsfreies Vermitteln). Die Schulung findet in Gruppen statt, und die Teilnehmenden werden ermutigt, «die Theorie» durch die Anwendung von Techniken wie Rollenspiel, Modellierung und Feedback «in die Praxis umzusetzen» [2, 5].

Erforderliche Ressourcen: Schulen, welche die Einführung eines solchen Programms in Betracht ziehen, entstehen die Kosten für die Schulung der Peer-Mediatorinnen und -Mediatoren sowie der mit der Überwachung der Programmumsetzung betrauten Lehrpersonen. Die Schulungskosten sind teilweise wiederkehrend, da neue Schülerinnen und Schüler neu ausgebildet werden müssen. Für die Unterstützung der Peer-Mediatorinnen oder

-Mediatoren sind auch Ressourcen für die begleitenden Personen (z.B. Lehrpersonen) erforderlich. Eine umfassende Schulung und ein Handbuch sind unerlässlich. Weiter haben die Schulen zu beachten, dass die Konfliktlösungs- und Mediationsprogramme in eine weiter gefasste Schulstrategie mit effektiven Verhaltensprogrammen gegen störendes Verhalten eingebettet werden müssen.

Programmbeispiel

Das Institut «Conflict Resolution Unlimited» (CRU) ist eine gemeinnützige Organisation, die sich auf Schulungsprogramme in den Bereichen Peer-Mediation, interkulturelle Kompetenz und Anti-Mobbing spezialisiert hat. Die Programme richten sich an die Lehrerschaft sowie die Schülerinnen und Schüler und deren Eltern. Sie werden in den USA und in verschiedenen anderen Ländern weltweit in den Grund-, Mittel- und Oberstufen durchgeführt. Ihr Ziel ist es, jungen Menschen wirksame Wege der friedlichen Konfliktlösung aufzuzeigen und sie dabei zu unterstützen, Verständnis und Respekt sowie die Fähigkeit zu entwickeln, in einer multikulturellen Welt mit anderen zusammenzuarbeiten. Das CRU bildet in einer Schule üblicherweise 30 ausgewählte Schülerinnen und Schüler zu Peer-Mediatorinnen und Peer-Mediatoren aus. Die zwölfstündige Schulung umfasst interaktive Präsentationen und Rollenspiele. Das CRU schult ausserdem ausgewählte Lehrpersonen, um die Durchführung des Mediationsprogramms in ihrer Schule zu überwachen. Handbücher und Videos helfen, das Programm aufrechtzuerhalten. Den Eltern vermittelt das CRU-Institut in einer zweistündigen Schulung Fähigkeiten des Konfliktmanagements im Umgang mit ihren Kindern. Die geschulten Peer-Mediatorinnen und Peer-Mediatoren helfen den anderen Schülerinnen und Schülern, im Fall von Konflikten ihre Probleme zu diskutieren und tragfähige Lösungsmöglichkeiten zu entwickeln. Die Mediationsanfragen kommen von der Schulverwaltung, der Lehrerschaft, oder von den Schülerinnen und Schülern. Den Peer-Mediatorinnen und Peer-Mediatoren werden die Fälle von der Lehrperson, die die Programmkoordination wahrnimmt, zugeteilt. Das Programm ermöglicht es, den Verwaltungsaufwand zu verringern, die Zahl der Schulverweise signifikant zu senken und die Schülerinnen und Schüler zu befähigen, wirksam mit Konflikten umzugehen [6]. Die Kosten für das vollständige Schulungsmaterial belaufen sich für zwei Personen auf ungefähr 880 US-Dollar.

WIRKSAMKEIT

Bisher fassen zwei Publikationen die Forschungsergebnisse zur Wirksamkeit der Konfliktlösungs- und Mediationsprogramme zusammen.

- › Die aktuellste Beurteilung kommt zum Schluss, dass die Ausbildung in Konfliktlösung eine wirksame Strategie zur Reduktion von antisozialem Verhalten ist [4]. In dieser Arbeit wurden Studien zur Wirksamkeit von Programmen für Schülerinnen und Schüler im Alter von 6 bis 17 Jahren zusammengefasst. Etwa die Hälfte der 36 einbezogenen Studien war vorwiegend auf die Konfliktlösungskompetenzen Aller ausgerichtet, d.h. allen Kindern einer Schule werden die mit Konfliktlösung zusammenhängenden Kompetenzen vermittelt. In der anderen Hälfte der Studien wurden Peer-Mediationsprogramme untersucht. Insgesamt bewirkten die Programme einen Rückgang des antisozialen Verhaltens. Dies zeigte sich beispielsweise in einer Abnahme der gemobbten Schülerinnen und Schüler von 28 auf 20 Prozent. Die Effekte variierten jedoch bedeutend zwischen den einzelnen Studien und reichten von leicht negativen bis hin zu sehr positiven Effekten. Dies deutet darauf hin, dass Konfliktlösungs-

programme nur unter bestimmten Bedingungen positive Auswirkungen haben (siehe unten).

- › Weiter legen die Studien nahe, dass Peer-Mediations- und Konfliktlösungsprogramme positive Effekte auf das Schulklima haben, die Zahl der erforderlichen Disziplinarmaßnahmen in den Schulen reduzieren und positive Auswirkungen auf die schulischen Leistungen der in Mediation ausgebildeten Schülerinnen und Schüler haben können [5].

Einflussfaktoren: Die Wirksamkeit der Konfliktlösungsausbildung in den Schulen wird in den Studien unterschiedlich beurteilt. Verschiedene Faktoren scheinen die Wirksamkeit zu begünstigen [4]:

- › Es ist weniger wichtig, welches Programm genau umgesetzt wird. Am wichtigsten ist, dass es gut umgesetzt wird.
- › Eine gute Umsetzung beinhaltet ein klar gegliedertes Programmhandbuch, eine konsistente und umfassende Schulung der Leistungserbringer (Lehrer- und Schülerschaft) und eine systematische Überwachung der in der Schule durchgeführten Massnahmen.
- › In der Altersgruppe von 14 bis 17 Jahren wurden positivere Auswirkungen beobachtet als in der Altersgruppe von 10 bis 13 Jahren und in der Altersgruppe von 5 bis 9 Jahren. Dies bedeutet, dass Konfliktlösungsausbildung und Peer-Mediation ab der mittleren Adoleszenz besonders sinnvoll ist, während sie an der Primarschule weniger zweckmässig ist.
- › Eine gute Einbindung in ein umfassendes Präventions- und Interventionsmodell der Schule (Behn, 2006) sowie eine breite Unterstützung und Akzeptanz der Schulmitarbeiter und Schulleitung werden als wichtig angesehen.

AKTUELLE PRAXIS IN DER SCHWEIZ

- › In der Schweiz wurden Konfliktlösungsprogramme erstmals in den frühen 90er-Jahren eingeführt. Die Sekundarschule des **Quartiers Sécheron in Genf** war eine der ersten, die **Peer-Mediationsprogramme** ausprobierte, worauf weitere Schulen im französischsprachigen Teil der Schweiz folgten (Pingeon, 2007). Das von Didier Pingeon, einem Spezialisten für präventive Peer-Mediations- und Konfliktlösungsmethoden, in Genf entwickelte Programm ist insofern einzigartig, als alle Kinder, auch diejenigen, die ein antisoziales Verhalten an den Tag legen, zu Mediatorinnen und Mediatoren ausgebildet werden (Pingeon, 2007). In jüngerer Zeit hat eine Sekundarschule in Neuenburg ein Peer-Mediationsprogramm für Schülerinnen und Schüler der 8. Klasse (13/14 Jahre) eingeführt, das eine dreieinhalb-tägige Schulung ausserhalb der regulären Schulstunden vorsieht (Lambolez, 2010).
- › In der Deutschschweiz hat die Stadt Zürich 2008 die Einführung von **«Konfliktlotsen»** in den Sekundarschulen beschlossen. Mehr als 100 ausge-

wählte Schülerinnen und Schüler wurden während zwei Tagen in Mediation ausgebildet, in mehreren Schulen ist das Modell heute fest eingeführt. Die Mediationsarbeit wird von den Schulsozialarbeiterinnen und -arbeitern sowie der Lehrerschaft unterstützt. Regelmässige Supervisionssitzungen helfen, die Qualität der Programme auf hohem Niveau zu halten.

- › Das **Projekt «Win-Win»** wurde als Pilotprojekt bereits im Jahr 2000 in mehreren Schulen in St.Gallen eingeführt und nutzt die Mediation durch eine neutrale Drittperson, um Konflikte zu lösen. Zentraler Bestandteil ist, dass die Mediatorin bzw. der Mediator keine erwachsene Person, sondern eine gleichaltrige Schülerin bzw. ein gleichaltriger Schüler ist. Neben der Ausbildung ausgewählter Schüler und Schülerinnen zu Konfliktlotsen wird parallel die gesamte Schülerschaft sensibilisiert. Das sich in den folgenden Jahren rasch verbreitende Projekt wird heute vom Mediationsteam St.Gallen als Schulmediationsprogramm «Konflikte konstruktiv lösen – Schulmediation win-win» angeboten und wird auch an anderen Gemeinden in der Deutschschweiz umgesetzt.
- › Ein anderes erfolgreiches Peer-Mediationsprogramm ist **«Peacemaker»**, das vom National Coalition Building Institute angeboten wird. Zurzeit wird es in rund 70 Schulen in der Schweiz durchgeführt. Das Programm umfasst eine Projektwoche über «Gewalt und Frieden», Workshops im Klassenzimmer, Lehrpersonenschulung und die Wahl und Schulung von «Friedensstifter/innen». Eine Prozessevaluation des Peacemaker-Programms zeigte, dass es bei den Lehrpersonen, Schülerinnen und Schülern der umsetzenden Schulen eine breite Akzeptanz geniesst und ein beachtlicher Teil der Befragten das Programm als nützlich ansehen. Im Rahmen der Evaluation wurden Empfehlungen für die weitere Entwicklung und Umsetzung des Peer-Mediationsprogramms gegeben. Es wurde jedoch nicht untersucht, ob das Programm Auswirkungen auf störendes oder aggressives Verhalten hatte.
- › Schliesslich hat das Schweizerische Rote Kreuz um das Jahr 2000 das Präventionsprogramm **«Chili-konstruktive Konfliktbearbeitung»** entwickelt. Das Programm fokussiert in erster Linie darauf, Kindern zu helfen, bessere Konfliktlösefähigkeiten zu entwickeln. Das Angebot umfasst eine Schulung für Kinder und Jugendliche im Bereich Konfliktlösungskompetenzen, Schulungsworkshops für Lehrerinnen und Lehrer sowie Supervision und Coaching. Es kann bei Kindern jeden Alters, vom Kindergarten bis zum Schulaustritt, durchgeführt werden. Die Programmstruktur wurde einer Prozessevaluation (Messmer et al., 2013) unterzogen, die zum Schluss kam, dass das Programm möglicherweise weiter entwickelt und angepasst werden sollte, insbesondere hinsichtlich seiner Einbindung in den Schulalltag.

Keines der zurzeit in der Schweiz verfügbaren Programme wurde einer gründlichen Wirkungsevaluation unterzogen. Es ist unmöglich, zuversichtliche Aussagen darüber zu machen, ob sie hinsichtlich der Reduktion von aggressivem Verhalten effektiv sind.

SCHLUSSFOLGERUNGEN UND EMPFEHLUNGEN

- › Programme, die Konfliktlösungs- und Mediationsprozesse unterstützen, können ein wertvoller Bestandteil der schulweiten Strategie zur Reduktion von Gewalt und Mobbing und zur Förderung eines gesunden Schulklimas sein. Peer-Mediationsprogramme sind auf die Lösung von kleineren Konflikten und die Förderung einer positiven Jugendentwicklung ausgerichtet. Intensivere Massnahmen im Fall von ernsthaften Verhaltensproblemen lassen sich damit nicht ersetzen.
- › Damit Programme erfolgreich sind, sollten sie in eine Schulentwicklungsstrategie eingebunden werden. Für die Einführung ist es wichtig, eine breite Unterstützung von allen Seiten, einschliesslich Eltern, Lehrer- und Schülerschaft sowie ausreichende Ressourcen für eine qualitativ hochwertige Umsetzung zu haben. Um den Erfolg aufrecht zu erhalten, braucht es zudem professionelle Unterstützung, Supervision, fortlaufende Schulung und ein kontinuierliches Monitoring des Erfolges.
- › Wir empfehlen diesen Programmtypus hauptsächlich für die Sekundarstufe, da er nach aktuellen Forschungsergebnissen am ehesten bei dieser Altersgruppe wirksam ist. Es sind weitere Forschungserkenntnisse erforderlich, bevor er für jüngere Kinder empfohlen werden kann.
- › Es gibt aktuell keine gesicherten Hinweise darauf, dass bestimmte Programme besser sind als andere. Grundsätzlich sollten Schulen Programme wählen, die den Erscheinungsformen der Konflikte in ihrer Schule angemessen sind. Zudem sollen Programme Strategien für ein konstruktives Selbstmanagement (emotionale, kognitive und verhaltensbezogene Selbstkontrolle), wirksame Kommunikation, soziale Perspektivenübernahme, kooperative Lösungen zwischenmenschlicher Probleme und Respekt für den Einzelnen und die Gruppe enthalten. Die Programme sollten direkte Wissensvermittlung, angeleitetes kognitiv-verhaltensbezogenes Training von sozialen Kompetenzen sowie die Vermittlung von Techniken der konstruktiven Konfliktbewältigung mit berücksichtigen.

WEITERFÜHRENDE LITERATUR UND LINKS

LITERATUR

Behn, S. (2006). Mediation an Schulen: eine bundesdeutsche Evaluation. Springer.

Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur (2006).

Peer-Mediation in Schulen – Leitfaden. www.bmbf.gv.at > Bildung Schulen > Unterricht und Schule > Peer-Mediation an österreichischen Schulen

Haab Zehrê, K., Neuenschwander, P., Rondi, C., & Lienhard, S. (2013).

Evaluation des Gewaltpräventionsprogramms «Peacemaker» (Beiträge zur sozialen Sicherheit, Forschungsbericht Nr. 5/13). Bern: Bundesamt für Sozialversicherungen.

Jefferys-Duden, K. (2008). Das Streitschlichter-Programm: Mediatorenausbildung für Schülerinnen und Schüler der Klassen 3 bis 6 [mit Schülerarbeitsheft zum Download]. Beltz.

Jefferys-Duden, K. (2012). Das neue Streitschlichterprogramm-Trainingsheft: 5. bis 10. Klasse. Persen Verlag.

Lambolez, S. (2010). La médiation par les pairs au Centre de la Côte à Peseux: Rapport d'Evaluation www.rpn.ch

Pingeon, D., Canellini, S., & Rochat, S. (2007). En découdre avec la violence: la médiation scolaire par les pairs. IES editions, 2007.

Messmer, H., Costantini, S., Heeg, R., Schmid, M., & Steiner, O. (2013).

Evaluation chili – Konstruktive Konfliktbearbeitung. (Beiträge zur sozialen Sicherheit, Forschungsbericht 14/13). Bern: Bundesamt für Sozialversicherungen.

LINKS

Programm Konfliktlotsen > www.konfliktlotsen.de

Konflikte konstruktiv lösen – Schulmediation win-win
> www.mediationsteam-sg.ch > Schule

Gewaltpräventionsprogramm Peacemaker
> www.ncbi.ch > de > Programme > Peacemaker

Chili Konstruktive Konfliktbearbeitung > www.chili-srk.ch

11. SCHULISCHE PROGRAMME ZUR PRÄVENTION VON SEXUELLER GEWALT GEGEN KINDER

EBENE	BEREICH	ALTERSGRUPPE
› Universell	Familie	Vor der Geburt
Selektiv	› Schule	Säuglingsalter (0–1)
Indiziert	Sozialraum	› Frühe Kindheit (1–7)
		› Mittlere / späte Kindheit (7–9)
		› Frühadoleszenz (9–13)
		› Mittlere / späte Adoleszenz (13–18)

ZIELE

Vermittlung von Wissen und Fähigkeiten, als Vorbeugungsmassnahme, um sexuelle Gewalt zu verhindern

ZIELGRUPPE

Schulkinder

ANGESPROCHENE RISIKEN

Fehlender Schutz von Opfern, negative Folgen von Opfererfahrungen, fehlende Einweisung anderer Personen, mangelndes Wissen über Hilfsangebote

ALLGEMEINE WIRKSAMKEIT

Vielversprechend

Schulische Programme zur Prävention von sexueller Gewalt gegen Kinder haben zum Ziel, das Wissen und die Selbstschutzzfähigkeiten zu erhöhen, damit die Kinder potenzielle Gefährdungssituationen meiden und sich in diesen besser schützen können. Trainings können dazu beitragen, dass Opfer sich an Vertrauenspersonen wenden, um Hilfe zu finden. Obwohl Übersichtsstudien darauf hinweisen, dass die Programme Wissen und Selbstschutzzfähigkeiten erhöhen, ist es bisher nicht gesichert, dass sie die sexuelle Gewalt gegen Kinder tatsächlich reduzieren. Zudem gibt es Hinweise darauf, dass die Programme auch gewisse schädliche Auswirkungen haben können.

PROBLEMLAGE

Sexuelle Gewalt gegen Kinder findet am ehesten in Situationen statt, in denen die Kinder besonders gefährdet sind, weil kein Erwachsener da ist, der sie beschützen könnte. Ausserdem ist bekannt, dass nur sehr wenige Kinder, die sexuelle Gewalt erleben, mit Erwachsenen, die intervenieren können, über ihre Erfahrungen sprechen (Averdijk et al., 2012). Möglicherweise sind die Kinder nicht in der Lage, die Missbrauchssituation zu verstehen, und geben sich selber die Schuld für das Widerfahrene.

ZIELE

In Schulen durchgeführte Programme zur Prävention von sexueller Gewalt gegen Kinder verfolgen normalerweise drei Hauptziele: die Vermittlung von Wissen, um Missbrauchsverhalten zu erkennen (z. B. Identifizierung von unangemessenen Berührungen, die Idee «mein Körper gehört mir» vermitteln); die Vermittlung von Selbstschutzzfähigkeiten, um sexuelle Gewalt zu vermeiden (z. B. verhindern, dass Berührungen geheim gehalten werden; zu unangemessenen Berührungen «nein» sagen), die Förderung der Einweisung anderer Personen (z. B. identifizieren, wer helfen kann; betonen, dass das Kind keine Schuld am Missbrauch trägt). Die Programme richten sich hauptsächlich an Primarschulkinder, aber auch bei Vorschulkindern wurden schon Programme durchgeführt. Es existieren ebenfalls Programme für die Oberstufe, wobei hier das Augenmerk stärker auf die Gewalt in romantische Beziehungen, bei Verabredungen oder allgemein unter Gleichaltrigen gerichtet ist (siehe auch Kapitel 12).

MERKMALE

Die durchgeführten Programme umfassen in der Regel Unterrichtseinheiten, die an das Alter der Kinder angepasst und durch einen Ratgeber strukturiert sind.

Durchführungsformat: Die Programme können von verschiedenen Vermittlungspersonen, wie z. B. Klassenlehrpersonen, geschulte Moderatorinnen und Moderatoren, Fachpersonen für psychische Gesundheit, Polizeibeamtinnen und -beamten, Psychotherapeutinnen und -therapeuten durchgeführt werden. Sie können eine bis fünfzehn oder mehr Lektionen umfassen, wobei kürzere Programme häufiger sind. Im Allgemeinen dauern die Lektionen 45 Minuten bis zu einer Stunde. Die meisten Programme konzentrieren sich auf das Wissen über Konzepte von Gewalt gegen Kinder und/oder den Erwerb von Schutzzfähigkeiten. Die Programme wenden verschiedenartige Strategien an. Einige erfordern nur wenig aktive Beiträge der Kinder und stellen den Inhalt z. B. in Form von Vorträgen, Bildkarten, Comicstrips, Puppentheatern oder Filmen vor. Andere Programme versuchen, den Inhalt praktisch umzusetzen, zum Beispiel durch Rollenspiele und das Üben von Schutzverhalten. Die Programme können auch Treffen mit den Eltern oder Informationsmaterial für zu Hause beinhalten.

Durchführungsrahmen: Die hier beschriebenen Programme zur Prävention von sexueller Gewalt gegen Kinder werden in Schulen durchgeführt. Dies bietet den Vorteil, dass alle Kinder erreicht werden können.

Erforderliche Qualifikationen: Die Programmvermittler müssen eine Grundausbildung absolvieren. Normalerweise können diese Ausbildungen in den Schulräumlichkeiten durchgeführt werden und dauern nur wenige Stunden. Im Rahmen der Ausbildung werden den Lehrpersonen und allen anderen, die als Moderatorinnen und Moderatoren tätig sind, Informationen, Trainingsstrategien und Lehrmaterial für die Durchführung der Lektionen zur Verfügung gestellt. In der Regel zeigt das Training den Lehrpersonen und Schulmitarbeitern auch auf, wie man es Kindern leichter machen kann, das ihnen Widerfahrene jemandem anzuvertrauen. Dazu werden einfache Vorgehensweisen vorgestellt, die in solchen Fällen angewendet werden sollten [1].

Erforderliche Ressourcen: Die Kosten variieren je nach Programmanbieter und Bedürfnissen der Schule. Kostenelemente sind die Ausbildung vor Ort, Handbücher und Lehrmaterial. Vor kurzem haben manche Anbieter begonnen, Online-Trainings anzubieten, was praktisch ist, wenn die Ressourcen und die Verfügbarkeit der Lehrerinnen und Lehrer beschränkt sind (z. B. www.speakupbesafe.org).

Programmbeispiel

«Talking about touching» (Deutsch: «Über Berührungen sprechen») ist ein Präventionsprogramm, das vom Committee for Children in Seattle entwickelt wurde. Das Programm ist auf Kinder im Alter von vier bis acht Jahren ausgerichtet und zielt darauf ab, die Schutzfähigkeiten der Kinder zu steigern. Das Programm umfasst die Vermittlung von klaren Regeln darüber, was sichere und unsichere Berührungen sind und bindet diese in einen breiteren Kontext von persönlichen Sicherheitskompetenzen, wie z. B. Sicherheit im Auto und im Strassenverkehr oder Brandschutz ein. Das Programm umfasst fünfzehn Sitzungen, in welchen audiovisuelle Mittel, wie z. B. Fotokarten, Videos und Lieder-/Geschichtenbücher verwendet werden. «Talking about touching» bezieht Kinder, Eltern, Lehrerschaft und die ganze Schulgemeinschaft mit ein (www.cfchildren.org/talking-about-touching.aspx).

WIRKSAMKEIT

Mehrere Übersichtsstudien dokumentieren den Stand des Wissens über Schulprogramme zur Prävention von sexueller Gewalt gegen Kinder. Sie zeigen Folgendes:

- › Insgesamt zeigten Kinder, die an solchen Programmen teilnahmen, unmittelbar nach Programmabschluss moderate bis starke Verbesserungen des Wissens und der Kompetenz [2–4]. Es ist jedoch nicht bekannt, ob die Programme auch mit einem Rückgang der sexuellen Gewalt in Verbindung stehen, da dies selten untersucht wurde. Einige Studien ergaben, dass Opfer von sexueller Gewalt nach der Teilnahme an Programmen vermehrt Erwachsene kontaktieren und um Hilfe suchen. Aufgrund der geringen Zahl von entsprechenden Studien kann dieser Befund aber nicht als gesichert angesehen werden. [5].
- › Die meisten Studien haben ergeben, dass das Wissen während zwei bis fünf Monaten, teilweise sogar über längere Zeit von bis zu einem Jahr,

nach dem Programm erhalten bleibt. Mit der Zeit nimmt jedoch die Effektstärke ab. Die Forschungsergebnisse zur Erhaltung der Schutzfähigkeiten ist uneinheitlich und nicht beweiskräftig [3–5].

- › Einzelne Studien ergaben Hinweise auf schädliche Effekte. So zeigten Kinder verschiedentlich nach der Durchführung des Programms mehr Angst gegenüber Fremden, ein stärkeres Abhängigkeitsverhalten, aggressiveres Verhalten und negative psychologische Reaktionen [4, 5]. Zurzeit ist nicht klar, wie diese Ergebnisse zu interpretieren sind. Einige Forschungsarbeiten legen nahe, dass die Kinder, die über mehr Angst berichteten, das Programm auch als am nützlichsten wahrnahmen. Zudem könnten gewisse Formen von Angst oder Besorgnis in Bezug auf reale Gefahren positiv bewertet werden, weil sie die Kinder motivieren, diese Gefahren zu vermeiden [6]. Diese Erkenntnisse begründen weitere Forschungsarbeiten und Überlegungen zur Frage, welche Auswirkungen als wünschenswert betrachtet werden sollten und welche nicht.

Einflussfaktoren: Mehrere Faktoren scheinen nach aktuellem Wissensstand die Wirksamkeit zu beeinflussen [2, 3, 5].

- › Programme, die eine aktive Beteiligung der Kinder beinhalten (z. B. Rollenspiele, Schulung in und Üben der Selbstschutzzfähigkeiten) sind wirksamer als Programme, die eher passiv sind (Filme, Vorträge).
- › Die Auswirkungen auf das Schutzverhalten in simulierten Risikosituationen scheinen grösser zu sein als die Auswirkungen auf das Wissen. Dies ist jedoch eine vorläufige Schlussfolgerung, da die Auswirkungen auf das Schutzverhalten in nur wenigen Studien untersucht wurden.
- › Eine grössere Anzahl von Unterrichtseinheiten wird mit einer grösseren Effektstärke assoziiert. Dies ist anscheinend nicht darauf zurückzuführen, dass mehr Zeit mit der Prävention verbracht wurde, sondern darauf, dass das Lernen in kleineren Schritten nützlich war.
- › Unklar ist zurzeit, was das optimale Alter für eine hohe Wirksamkeit der Programme ist: Einige Studien kamen zum Schluss, dass bei älteren Kindern eine bessere Wirkung erzielt wird, andere Studien kam zum gegenteiligen Ergebnis oder stellten keinen Unterschied fest.

AKTUELLE PRAXIS IN DER SCHWEIZ

- › In allen Schweizer Schulen wird **Sexualkundeunterricht** in irgendeiner Form an den Primar- und weiterführenden Schulen unterrichtet. Im französisch- und italienischsprachigen Teil der Schweiz ist der Sexualkundeunterricht ein vorgeschriebener Teil des Lehrplanes für Kinder im Alter von sechs bis 15 Jahren und wird von spezialisierten Lehrpersonen, die sich in der **Vereinigung Artanes** (Association romande et tessinoise des éducatrices/teurs, formatrices/teurs, en santé sexuelle et reproductive) organisieren, unterrichtet. Der Lehrplan umfasst an das Alter angepasste Themen, die mit der Prävention von sexueller Gewalt zusammen-

hängen. Im Alter von fünf bis acht Jahren beinhalten diese Themen in den meisten französischsprachigen Kantonen z.B. das Wissen über die verschiedenen Körperteile, Empfindungen in Zusammenhang mit Intimität, die Erkennung von Missbrauchssituationen sowie das Wissen, wem sich ein Kind anvertrauen kann und wo es Hilfe finden kann (Koutaissoff, 2009).

- › Im deutschsprachigen Teil der Schweiz wird der Sexualkundeunterricht von den regulären Lehrpersonen unterrichtet. Der Vorschlag für den zukünftigen Lehrplan des deutschsprachigen Teiles der Schweiz (Lehrplan 21) beinhaltet das Ziel, dass Schulkinder am Ende der obligatorischen Schule in der Lage sein sollten «sexuelle Übergriffe und sexuelle Gewalt als solche erkennen zu können und zu wissen, wie man sich dagegen wehren kann» (Deutschschweizer Erziehungskonferenz, 2012). Es ist jedoch zum aktuellen Zeitpunkt unklar, ob dieses Ziel ein Bestandteil der Endfassung bleiben wird und wie es umgesetzt werden wird. Der Sexualkundeunterricht ist potentiell ein Ort, wo sich präventive Botschaften in Zusammenhang mit Kindesmissbrauch und Gewalt in jugendlichen Partnerschaften vermitteln lassen. Ob er solche Wirkungen tatsächlich erzielt, wurde bisher nicht evaluiert.
- › Ein interessantes Programm gegen den sexuellen Missbrauch von Kindern wurde von der Stiftung Kinderschutz Schweiz, der wichtigsten nationalen Kinderschutzorganisation, unter dem Namen **«Mein Körper gehört mir! – Präventionsparcours für Primarschulen»** entwickelt. Es richtet sich an Kinder der 2. bis 4. Primarschulklasse und beinhaltet eine einwöchige Ausstellung in den Schulen, Unterstützung durch ausgebildete Animatoren, ein zweistündiges Trainingsprogramm für die Lehrpersonen und eine Informationsveranstaltung für Eltern. Das Programm zielt darauf ab, Themen in Zusammenhang mit sexuellem Kindesmissbrauch durch die Betonung von Rechten und Kompetenzen sowie durch den Aufbau von Resilienz anzusprechen, ohne dabei Angst zu verursachen. Ein spezielles Modul wurde für Kinder mit einer Behinderung entwickelt, welche ein erhöhtes Risiko haben, Opfer von sexueller Gewalt zu werden (Averdijk et al., 2012). Seit der Einführung im Jahr 2006 ist das Programm auf reges Interesse gestossen; es ist heute bereits in 13 Kantonen verfügbar. Eine Evaluationsstudie mit 28 Schulen und über 1 600 Kindern wurde in 2006 durchgeführt (Spreyermann, 2007). Der Evaluationsbericht bietet detaillierte Informationen über das positive Feedback von Lehrpersonen, Eltern und Kindern. Das Design der Studie ohne Kontrollgruppe und Vorher-Nachher-Messung lässt aber kaum Schlussfolgerungen über die Effekte des Programms zu. Basierend auf den Rückmeldungen stellt der Bericht fest, dass Kinder auch noch 6 Monate nach der Durchführung die erlernten Fähigkeiten nutzen, aber auch, dass eine kleine Minderheit der Eltern einen Anstieg in der Ängstlichkeit der Kinder beobachten (Spreyermann, 2007: 30).

SCHLUSSFOLGERUNGEN UND EMPFEHLUNGEN

- › Die aktuellen internationalen Forschungsergebnisse zur Wirksamkeit von an Schulen durchgeführten Programmen zur Prävention von sexueller Gewalt gegen Kinder sind nicht schlüssig. Obwohl es deutliche Hinweise dafür gibt, dass diese Programme Kindern Fähigkeiten und Wissen im Zusammenhang mit sexueller Gewalt vermitteln, ist nicht bekannt, ob sie sexuelle Gewalt tatsächlich reduzieren. Zudem wiesen viele der früheren Studien methodologische Mängel auf, wodurch ihre Aussagekraft fraglich ist.
- › Von Bedeutung ist zudem, dass die Programme für die Kinder schädliche Auswirkungen wie etwa vermehrte Ängste haben können. Es ist weitere Forschung dazu notwendig, ob dieser Programmtypus sexuelle Gewalt gegen Kinder reduziert und wie die Erkenntnisse über schädliche Auswirkungen zu interpretieren sind.
- › Wir empfehlen, die Wirksamkeit von vielversprechenden Schweizer Programmen wie z. B. den Kinderparcours und anderen Präventionsmassnahmen wissenschaftlich zu evaluieren. Solche Evaluationen erhöhen das Vertrauen, dass die Projektziele erreicht werden, und bieten eine Chance für weitere Entwicklungen.

WEITERFÜHRENDE LITERATUR UND LINKS

LITERATUR

Averdijk, M., Müller-Johnson, K., & Eisner, M. (2011). Sexuelle Viktimisierung von Kindern und Jugendlichen in der Schweiz. Schlussbericht für die UBS Optimus Foundation.

Deutschschweizer Erziehungskonferenz (2012). Grundsatzpapier zum Themenkreis Sexualität und Lehrplan 21, www.lehrplan.ch

Kunz, D., & Bürgisser, T. (2007). L'éducation sexuelle à l'école – Analyse de la situation. Lucerne: Centre de compétences pour l'éducation sexuelle à l'école, Haute École de Lucerne.

Koutaissoff, D., Ischy, F., So-Barazetti, B., Meystre-Agustoni, G., & Dubois-Arber, F. (2009). Rapport d'évaluation des prestations du service d'éducation sexuelle de Profa en milieu scolaire. Lausanne: Institut universitaire de médecine sociale et préventive.

Spreyermann, C. (2007). Evaluation des Präventionsprojektes «Mein Körper gehört mir!», www.kinderschutz.ch

LINKS

Artanes > www.artanes.ch

Mein Körper gehört mir! > www.kinderparcours.ch

Diverse Materialien, z. B. DVDs, Audio CDs, Bilderbücher, anatomische Puppen und Spiele zum Thema sexueller Gewalt > www.donnavita.de

12. PROGRAMME GEGEN GEWALT IN JUGENDLICHEN PAARBEZIEHUNGEN

EBENE	BEREICH	ALTERSGRUPPE
› Universell	Familie	Vor der Geburt
› Selektiv	› Schule	Säuglingsalter (0–1)
Indiziert	› Sozialraum	Frühe Kindheit (1–7)
		Mittlere/späte Kindheit (7–9)
		› Frühadoleszenz (9–13)
		› Mittlere/späte Adoleszenz (13–18)

ZIELE

Körperliche, emotionale und sexuelle Gewalt in jugendlichen Paarbeziehungen verringern und respektvolle Paarbeziehungen fördern

ZIELGRUPPE

Frühe bis späte Adoleszenz

ANGESPROCHENE RISIKEN

Gewalt und Aggression in sexuellen Beziehungen, gewaltbefürwortende Einstellungen, fehlender Respekt in Paarbeziehungen, geringe soziale Kompetenzen, mangelnder Schutz von möglichen Opfern

ALLGEMEINE WIRKSAMKEIT

Vielversprechend

Programme zur Prävention von Gewalt in jugendlichen Paarbeziehungen oder bei Verabredungen zielen auf die Veränderung von Überzeugungen und Einstellungen ab, welche Gewalt gegenüber Liebespartnern erlauben. Die Programme haben zum Ziel, respektvolle Paarbeziehungen zwischen Jugendlichen zu fördern, die Rücksicht auf Grenzen der anderen Person zu erhöhen, Risikosituationen zu erkennen und die Folgen von Gewalt für Opfer und Täterin bzw. Täter hervorzuheben. Das Wissen zur Wirksamkeit dieser Programme ist aufgrund fehlender Evaluationsstudien noch begrenzt. Es braucht mehr qualitativ hochwertige Evaluationen um besser zu verstehen, was unter welchen Voraussetzungen funktioniert.

PROBLEMLAGE

Unter «Gewalt in jugendlichen Paarbeziehungen» verstehen wir nicht nur Gewalt in bestehenden, festen Paarbeziehungen, sondern auch Gewalt zwischen Ex-Partnern sowie Gewalt bei romantischen Verabredungen und in vorübergehenden Liebes- oder sexuelle Beziehungen. Diese beinhalten heterosexuelle sowie homosexuelle Beziehungen. Typen von Gewalt in solchen Beziehungen beinhalten körperliche, emotionale und sexuelle Gewalt und lassen sich als ein Aspekt der Ausübung von Dominanz und Kontrolle beschreiben. Im Vergleich zur Gewalt in Erwachsenenbeziehungen wurde die Gewalt in jugendlichen Paarbeziehungen erst vor relativ kurzer Zeit zum Thema. Als Reaktion auf die ziemlich hohe Prävalenz dieser Form von Gewalt wurden mehrere Präventionsprogramme zu deren Verringerung entwickelt.

Ergebnisse aus der Schweiz: Prävalenz, Risikofaktoren und Folgen der Gewalt in jugendlichen Paarbeziehungen von Jugendlichen

Die 2011 realisierte schweizerische Optimus Studie über die sexuelle Viktimisierung von Kindern und Jugendlichen lieferte national repräsentative Zahlen zu Gewalt in jugendlichen Paarbeziehungen. Von den 15-jährigen Schweizer Jugendlichen erlitten 4 % der Jungen und 8,5 % der Mädchen mindestens einmal eine sexuelle Viktimisierung mit Körperkontakt durch eine/n (Ex-)Partner/in oder bei einer Verabredung, weitere 7 % der Jungen und 7,5 % der Mädchen erlebten mindestens einmal eine sexuelle Viktimisierung ohne Körperkontakt. In Anbetracht der Tatsache, dass nur ein Teil der Jugendlichen bereits in diesem Alter sexuelle Erfahrung in Paarbeziehungen gemacht hat, sind diese Prozentzahlen erheblich. Die Studie zeigte auch, dass sexuelle Gewalt häufig in Beziehungen vorkommt, in denen auch andere Formen von Gewalt auftreten. Mit grosser Wahrscheinlichkeit wurden Opfer streng erzogen, sind weiblich, sind in Substanzmissbrauch und Kriminalität involviert, leiden an einer körperlichen Einschränkung, gehen häufig aus und haben Kindesmissbrauch erlitten. Jugendliche Täterinnen und Täter von sexueller Gewalt sind mit grosser Wahrscheinlichkeit auch allgemein gewalttätig, männlich, gehen oft aus, wurden streng erzogen und waren Opfer von Kindesmisshandlung.

Quelle: Optimus Studie Schweiz, Averdijk et al., 2012

ZIELE

Programme zur Prävention von Gewalt in jugendlichen Paarbeziehungen haben zum Ziel, den Respekt in Paarbeziehungen zu fördern und Gewalt zwischen Jugendlichen in solchen Beziehungen zu reduzieren und zu stoppen. Zu diesem Zweck sprechen die Programme gesellschaftliche Normen zu Geschlechterrollen, Einstellungen gegenüber Gewalt in Paarbeziehungen, das Setzen persönlicher Grenzen, gesetzliche Rechte, die kompetente Problemlösung in Konfliktsituationen und die sexuelle Gesundheit an. Üblicherweise gründen die Programme auf Theorien, die annehmen, dass veränderte Einstellungen und Normen zur Gewalt in Paarbeziehungen zu Veränderungen im gewalttätigen Verhalten führen.

MERKMALE

Durchführungsformat: Bei der Mehrheit der Programme handelt es sich um schulische Programme, die einen Klassenlehrplan beinhalten. Die Länge

eines Programms reicht von drei Unterrichtseinheiten bis zu insgesamt 30 bis 36 Stunden, die auf 18 bis 20 Lektionen verteilt sind. Die Programme werden oft in die Gesundheitsbildung integriert. Die Klassenprogramme umfassen verschiedene Unterrichtstechniken wie Rollenspiele, Arbeitsblätter, Videos, Spiele, Diskussionen, Theateraufführungen und Gastreferate. Einige Programme beinhalten auch gesamtschulische Massnahmen oder Massnahmen der Gemeinde, wie Unterstützungsgruppen, Krisentelefone und verstärkte Supervision.

Durchführungsrahmen: In der Regel werden die Programme in der Schule durchgeführt. Neben den schulischen Massnahmen gibt es auch Massnahmen auf Gemeindeebene, die gezielt auf stark gefährdete Jugendliche ausgerichtet sind (z. B. Jugendliche, die bei der Kinderschutzbehörde registriert sind).

Erforderliche Qualifikationen: Die Programme werden von externen Fachpersonen, von Lehrpersonen oder Schulmitarbeitern durchgeführt, die eine zusätzliche Ausbildung zum Thema Gewalt in Paarbeziehungen und respektvolle Liebesbeziehungen erhalten. Eine Einbindung der Lehrpersonen sowie des Schulpersonals ermöglicht, die Kosten der Programme zu senken. Dies kann auch langfristig vorteilhaft sein, da die Lehrpersonen das Programm dauerhaft in den Lehrplan aufnehmen können.

Erforderliche Ressourcen: Für die meisten Programme müssen Moderatoren ausgebildet und die Lehrmittel gekauft werden (siehe z. B. [1]). Einige gesamtschulische Programme (wie z. B. das «Schulareal-bezogene» Programm des unten beschriebenen Programms «Shifting Boundaries») sind weniger kostspielig. Für die Schweizer Version des Programms «Safe Dates» («Sortir Ensemble et se respecter»), erhalten die Moderatoren ein 2-Tages-Training, das CHF 520 kostet. Darin inbegriffen ist das Programm-Handbuch. Idealerweise wird das Programm durch zwei Moderatoren (ein männlicher Moderator und eine weibliche Moderatorin) durchgeführt. Die Kosten für die Umsetzung des Programms in Institutionen hängen davon ab, ob die Moderatoren zum Personal der Institution gehören (z. B. Schulpersonal). Die Schweizerische Stiftung Charlotte Olivier prüft derzeit, welche der beiden Arten von Moderatoren effektiver bei der Erreichung der Programmziele ist.

Programmbeispiel

Ziel des Programms «Shifting Boundaries» ist es, die Gewalt in Paarbeziehungen unter Jugendlichen und die sexuelle Belästigung zwischen Gleichaltrigen zu reduzieren. Das Programm wird in Schulen durchgeführt. Es umfasst zwei Komponenten, nämlich eine Komponente im Klassenzimmer und eine «schulareal-bezogene» Komponente. Die Klassenzimmer-Komponente umfasst einen Lehrplan für sechs Unterrichtsstunden, der auf folgende Punkte eingeht: gesetzliche Vorschriften, die Folgen von Gewalt in Paarbeziehungen und zwischen Gleichaltrigen, die Geschlechterrollen, respektvolle Beziehungen, das Setzen und die Kommunikation von persönlichen Grenzen in zwischenmenschlichen Beziehungen sowie die Rolle aller Personen, die Gewalt wahrnehmen, als Intervenierende. Das Unterrichtsprogramm wird von ausgebildetem Schulpersonal durchgeführt. Die schulareal-bezogene Komponente fördert die Prävention durch den Erlass von Zutrittsverboten für bestimmte Räumlichkeiten, eine verstärkte Beaufsichtigung an unsicheren «Hotspots» auf dem Schulareal sowie durch

Plakate, die das Bewusstsein gegenüber Gewalt und das Melden von Ereignissen erhöhen sollen. Das Programm dauert sechs bis zehn Wochen. Nur mit der schulareal-bezogenen Komponente sowie der Kombination der Schulareal-bezogenen mit der Klassenzimmer-Komponente wurden das Erleiden und das Ausüben von sexueller Gewalt verringert. Mit der Klassenzimmer-Komponente allein war dies nicht der Fall [6].

WIRKSAMKEIT

Das Wissen zur Wirksamkeit der Programme zur Prävention von Gewalt in jugendlichen Paarbeziehungen ist noch begrenzt, da erst wenige Studien zu diesem Thema durchgeführt wurden. Tatsächlich haben wir nur eine kleine systematische Übersichtsstudie gefunden. Bei den anderen Studien handelt es sich um beschreibende Übersichtsarbeiten [2, 3]. Aus diesem Grund haben wir hier eine Ausnahme gemacht und mehrere jüngere Evaluationen einbezogen, die eine vorläufige Orientierungshilfe in diesem Bereich bieten können.

- › Die einzige gefundene systematische Übersichtsstudie umfasst dreizehn Studien zu schulischen Präventionsprogrammen in der Mittel- und Oberstufe [4]. Diese Programme verbesserten bei den teilnehmenden Jugendlichen das Wissen über Gewalt in Paarbeziehungen und deren Einstellungen dazu. Die Studie berichtete jedoch nicht über die Effekte auf das tatsächliche Begehen oder die Viktimisierung, was uns hier in erster Linie interessieren würde.
- › Einige jüngere qualitativ hochwertige Evaluationen untersuchten, wie sich die Programme zur Prävention von Gewalt in Paarbeziehungen bei Jugendlichen auf das tatsächliche Begehen und Zum-Opfer-Werden von Gewalt in Paarbeziehungen auswirkten. Sie weisen darauf hin, dass solche Programme in der Tat das Begehen und das Erleiden von Gewalthandlungen in Paarbeziehungen effektiv verringern können [2]. Diese Effekte sind jedoch nicht allgemein gültig: Vier der Studien, die wir untersucht haben, ergaben Hinweise für die Wirksamkeit der Programme sechs Monate bis vier Jahre nach der Durchführung des Programms [1, 5–7]. In einer anderen Studie ergaben sich keine solchen Hinweise [8]. Als weiteres Beispiel zeigte das in Schulen durchgeführte Programm «The Fourth R: Skills for youth relationships» (Deutsch: «Das vierte R: Kompetenzen für Jugendbeziehungen») zweieinhalb Jahre nach der Durchführung bei Jungen, nicht aber bei Mädchen, eine Abnahme der körperlichen Gewalt in Paarbeziehungen [1]: Während in der Interventionsgruppe 6 % der Jungen über körperliche Gewalt in einer Paarbeziehung berichteten, waren es in der Kontrollgruppe 15 %.
- › Eine der Studien wies interessanterweise auf verzögerte Auswirkungen hin: Das Programm «Shifting Boundaries» (Deutsch: «Grenzen verschieben») zeigte unmittelbar nach der Durchführung kaum Effekte, aber sechs Monate später wurde ein Rückgang des Erleidens und der Ausübung von sexueller Gewalt beobachtet [6]. So hatten sechs Monate später die

sexuellen Belästigungen um 26 bis 34 %, körperliche und sexuelle Gewalt in jugendlichen Paarbeziehungen um rund 50 % und sexuelle Gewalt unter Gleichaltrigen um 32 bis 47 % abgenommen.

- › Trotz der erwähnten positiven Ergebnisse der Programme zur Prävention von Gewalt in jugendlichen Paarbeziehungen, gab es Kritik an der Qualität dieser Evaluationsstudien [2]. Zudem zeigten einige Studien widersprüchliche Ergebnisse [5, 6]. Obwohl beispielsweise Jugendliche, die am «Shifting Boundaries»-Programm teilnahmen, angaben, weniger Fälle von sexueller Belästigung (Häufigkeit) erlebt zu haben, war der Anteil der Jugendlichen, die über sexuelle Belästigungen berichteten (Prävalenz), in der Interventionsgruppe höher als in der Kontrollgruppe [6]. Der Grund hierfür bleibt unklar. Möglicherweise hat jedoch das Programm die Schülerinnen und Schüler sensibilisiert, sodass sie eine Viktimisierung eher erkennen.

Zusammenfassend haben ältere Forschungsarbeiten aufgezeigt, dass Programme zur Prävention von Gewalt in jugendlichen Paarbeziehungen das Wissen und die negativen Einstellungen zu Gewalt in Paarbeziehungen verbessern können. Zudem weisen jüngere Evaluationsstudien darauf hin, dass diese Programme auch das Ausüben und das Erleiden von Gewalt in Paarbeziehungen verringern können. Diese Ergebnisse sind vielversprechend und erfordern weitere Evaluationsstudien.

Einflussfaktoren: Über die Faktoren, welche die Wirksamkeit der Programme zur Prävention von Gewalt in jugendlichen Paarbeziehungen beeinflussen, ist zurzeit wenig bekannt. Im Bestreben, eine Orientierungshilfe bereitzustellen, haben wir die vier Programme, die das Ausüben und Erleiden von Gewalt in Paarbeziehungen (oder einige Aspekte davon) wirksam reduzierten, mit dem Programm verglichen, das dies nicht tat.

- › Das erwähnte nicht wirksame Programm «Ending violence» [8] scheint sich von den anderen Programmen dadurch zu unterscheiden, dass es nur drei Unterrichtsstunden umfasste, die von Anwälten gehalten wurden, und dass das Programm vor allem rechtliche Aspekte betonte. Eine vorsichtige Schlussfolgerung könnte daher sein, dass Programme mit einem Schwerpunkt auf rechtlichen Aspekten möglicherweise weniger wirksam sind als Programme, die den Fokus allgemeiner auf respektvolle Beziehungen richten.
- › Zudem scheinen kurze Programme weniger wirksam zu sein als längere. Neben dem Programm «Ending violence» war die Klassenzimmer-Komponente von «Shifting Boundaries», das sechs Lektionen umfasste, ebenfalls ein eher kurzes Programm [6]. Dieses Programm allein war ebenfalls nicht wirksam. Hingegen umfassten die Programme, die einen gewissen Effekt auf den Rückgang der Gewalt in Paarbeziehungen hatten, 10 bis 21 Sitzungen. Neben der Möglichkeit, auf die Themen vertiefter eingehen zu können, bieten längere Programmen auch die Gelegenheit, Themen und Übungen zu wiederholen und besser zu verankern.

- › Vermutlich sind Programme, die in mehreren Kontexten ansetzen (Schule und Gemeinschaft), wirksamer sind als solche, die in nur einem Kontext umgesetzt werden [2]. Dies heisst, dass Gewalt in jugendlichen Paarbeziehungen als eine kontextübergreifende Form der Gewalt gesehen und auch als solche angegangen werden sollte. Weiter legt eine Studie nahe [6], dass vor allem die Ergänzung mit situationsbezogenen, gesamtschulischen Präventionsprogrammen vielversprechend ist. Es ist zwar nicht klar, welche Aspekte der Schulareal-bezogenen Komponente am wirksamsten waren, aber die Kombination von verstärkter Überwachung durch Erwachsene, Zutritts- und Aufenthaltsverboten sowie Plakaten wurde mit einem Rückgang der Gewalt in Paarbeziehungen in Verbindung gebracht.
- › Schliesslich gibt es im Zusammenhang mit im Gruppenformat durchgeführten Behandlungen von stark gefährdeten Jugendlichen einige Anhaltspunkte dafür, dass Jugendliche, die in der Behandlungsgruppe stark eingebunden waren, eine geringere Verringerung des körperlichen Missbrauchs zeigten, als diejenigen, die weniger stark involviert waren [7]. Dies könnte bedeuten, dass das Peergroup-Format für diese Zielgruppe weniger geeignet ist, weil sich stark gefährdete Jugendlichen gegenseitig in ihren negativen Haltungen bestärken [9]. Diese Erkenntnisse sollten jedoch mit Vorsicht behandelt werden, solange es keine weiteren Studien zu diesem Sachverhalt gibt.

AKTUELLE PRAXIS IN DER SCHWEIZ

Ansätze, um Gewalt in jugendlichen Paarbeziehungen im Rahmen einer umfassenden schulischen Präventionsstrategie anzugehen, sind in der Schweiz bisher kaum vorhanden. Es existieren jedoch eine Reihe anderer Angebote, von denen wir im Folgenden einige beschreiben:

- › Es existieren **spezialisierte Webseiten für Jugendliche**, die Informationen und Hilfe im Zusammenhang mit sexuellen Erfahrungen und Gewalt unter Jugendlichen bieten (siehe Links am Ende dieses Kapitels).
- › In vielen Kantonen und Städten gibt es **Fachstellen**, die jugendlichen Opfern von Gewalt in Liebesbeziehungen helfen.
- › Einige Institutionen (z.B. Kanton Luzern, 2010) haben für Bildungsfachpersonen Richtlinien zur Frage erarbeitet, wie mit Fällen von sexuellen Übergriffen umzugehen ist. Gruetter und Ryter (2009) haben für Schulen das **Lehrmittel «Persönliche Grenzen respektieren»** entwickelt. Es wurde für die Sekundarschulen entwickelt, befasst sich mit Problemen, die in Zusammenhang mit sexuellem Mobbing oder Stalking stehen und enthält ausführliches Unterrichtsmaterial. Es wird durch Musterrichtlinien für die Schulleitungen von Sekundarschulen ergänzt.
- › Unseres Wissens ist das einzige zurzeit in der Schweiz verfügbare evidenzbasierte Programm eine französische Adaptation von «Safe dates», einer umfassenden, auf einem Lehrplan basierenden Präventionsstrategie,

für die in den USA positive Effekte gezeigt wurden. Das Programm wurde von der Haute école de travail social Genève unter dem Namen **«Sortir ensemble et se respecter»** (Deutsch: «Gemeinsam ausgehen und sich respektieren») herausgegeben und wird in der Romandie durch mehrere Organisationen angeboten (Hamby et al., 2012; De Puy et al, 2009; Minore & Hofner, 2013). Die ersten Ergebnisse einer Wirkungsevaluation werden in Kürze erwartet.

- › Ein interessantes Projekt zum Thema Geschlechterbilder und Respekt, Selbstbehauptung und Grenzen ist **«Respekt ist Pflicht – für alle»** («Nom de code: Respect – pour toutes et tous!»). Das Projekt spricht Themen wie z.B. Jugendgewalt und Sexismus an und besteht sowohl aus partizipativen Elementen wie auch einer Plakatkampagne. Es verfolgt unter anderem die Ziele, Denkanstösse zu vermitteln, Diskussionen anzuregen und Mädchen und junge Frauen zu stärken. Die Kampagne, die in Zusammenarbeit mit Mädchen und jungen Frauen entwickelt und umgesetzt wird, möchte sexueller, psychischer und körperlicher Gewalt entgegenwirken und das Selbstbewusstsein von Mädchen und jungen Frauen stärken. Zudem setzen sich Mädchen und Jungen (in geschlechtergetrennten Gruppen) in Workshops mit der Thematik auseinander und lernen, mit Hilfe von Bildanalysen und Rollenspielen Kompetenzen zu entwickeln, die ihnen ermöglichen, in Medien vermittelte Geschlechterbilder zu erkennen und reflektieren. Das Projekt wurde nach erfolgreicher Umsetzung in der Deutschschweiz in 2013 gestoppt, wird aber in der Westschweiz weitergeführt.
- › Schliesslich entwickelt die Stiftung Kinderschutz Schweiz zurzeit eine umfassende Präventionsstrategie gegen Kindesmissbrauch, die auch Elemente für die Lehrerausbildung und Informationen für Eltern umfasst.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass in der Schweiz eine Reihe vielversprechender Initiativen für die Prävention von Gewalt in jugendlichen Paarbeziehungen existieren. Evaluationsstudien fehlen jedoch weitgehend und sollten daher vermehrt durchgeführt werden.

SCHLUSSFOLGERUNGEN UND EMPFEHLUNGEN

- › Zur Wirksamkeit von Programmen zur Prävention der Gewalt in jugendlichen Paarbeziehungen wurden bisher nur wenige Evaluationen und Übersichtsstudien veröffentlicht. Insgesamt hat sich gezeigt, dass die Programme das Ausüben und Erleiden von Gewalt in jugendlichen Paarbeziehungen verringern können, die Forschungsergebnisse sind aber bisher für eindeutige Schlussfolgerungen nicht stark genug. Strategien, die bessere Ergebnisse zu erzielen scheinen, sind in einen allgemeineren Rahmen der Gesundheitsbildung eingebettet, umfassen eine relativ grosse Anzahl an Sitzungen und setzen auch gesamtschulische Massnahmen um.
- › In der Schweiz besteht zurzeit ein erheblicher Mangel an (evidenzbasierten) Programmen und Evaluationsstudien in Deutsch, Französisch oder Italienisch. Sekundarschulen, die handeln möchten, wird empfohlen, mit Fachpersonen für Gewaltprävention und Geschlechtergleichstellung zusammenzuarbeiten, um Richtlinien und Handlungspläne zur Prävention von Gewalt in jugendlichen Paarbeziehungen zu entwickeln.
- › In Anbetracht der Tatsache, dass Gewalt in jugendlichen Paarbeziehungen oft nicht isoliert auftritt, sondern in Verbindung mit anderen Formen von Gewalt steht, empfiehlt es sich, das Problem der Gewalt in jugendlichen Paarbeziehungen im Kontext einer breiteren schulweiten Strategie zur Gewalt- und Mobbingprävention anzugehen.

WEITERFÜHRENDE LITERATUR UND LINKS

LITERATUR

Averdijk, M., Mueller-Johnson, K., & Eisner, M. (2012). Sexuelle Viktimisierung von Kindern und Jugendlichen in der Schweiz Schlussbericht für die UBS Optimus Foundation. www.optimusstudy.org

Grütter, K., & Ryter, A. (2008). Persönliche Grenzen respektieren: Module rund um das Thema sexuelle Belästigung für die Lernbereiche Gesellschaft, Sprache und Kommunikation. Bern: Hep

Hamby, S., Nix, K., De Puy, J., & Monnier, S. (2012). Adapting dating violence prevention to francophone Switzerland: A story of intra-western cultural differences. *Violence and Victims*, 27, 33–42.

De Puy, J., Monnier, S. & Hamby, S. (2009). Sortir ensemble et se respecter; Prévention des violences et promotion des compétences positives dans les relations amoureuses entre jeunes. Genève: Editions ies.

Kanton Luzern (2010). Wegleitung für die Prävention und das Vorgehen bei sexueller Ausbeutung von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Einrichtungen. Luzern: Gesundheits- und Sozialdepartement. www.disg.lu.ch

Minore, R., & Honfer, M. C. (2013). Sortir Ensemble et se respecter – SEESR. Assessing the feasibility of the «Sortir Ensemble et se respecter» – SEESR Program among SEESR facilitators in French-speaking Switzerland. Lausanne: Fondation Charlotte Olivier, www.fcho.ch

LINKS

Spezialisierte Webseiten für Jugendliche

- › www.lilli.ch
- › www.telme.ch
- › www.ciao.ch
- › www.tschau.ch
- › www.comeva.ch

Material und Publikationen für die Erarbeitung und Umsetzung von «Persönliche Grenzen respektieren» in Berufsfachschulen › www.equality.ch › [Publikationen](#)

Sortir ensemble et se respecter, Stiftung Charlotte Olivier

- › www.fcho.ch › [Projets](#) › [Projets en cours](#)

«Respekt ist Pflicht – für alle.» («Nom de code Respect – pour toutes et tous!»)

- › www.arip.ch

13. INDIZIERTE SCHULISCHE INTERVENTIONEN AUF INDIVIDUELLER BASIS

EBENE	BEREICH	ALTERSGRUPPE
Universell	Familie	Vor der Geburt
Selektiv	› Schule	Säuglingsalter (0–1)
› Indiziert	Sozialraum	› Frühe Kindheit (1–7)
		› Mittlere / späte Kindheit (7–9)
		› Frühadoleszenz (9–13)
		› Mittlere / späte Adoleszenz (13–18)

ZIELE

Eingehen auf die individuellen Bedürfnisse von störenden und aggressiven Kindern und Jugendlichen in der Schule

ZIELGRUPPE

Kinder und Jugendliche mit hohem Risiko für fortgesetztes aggressives und gewalttätiges Verhalten

ANGESPROCHENE RISIKEN

Störendes Verhalten in der Schule, fehlende Einhaltung von Regeln, aggressives und gewalttätiges Verhalten, Kontakt zu aggressiven Gleichaltrigen, Drogenmissbrauch

ALLGEMEINE WIRKSAMKEIT

Wirksam

Schulkinder, die anhaltendes externalisierendes Problemverhalten zeigen, haben ein erhöhtes Risiko für eine Eskalation von Verhaltensschwierigkeiten, spätere Delinquenz und Gewalt. Indizierte schulische Interventionen werden bei Kindern, bei denen ein sehr hohes Risiko für fortgesetzte Verhaltensschwierigkeiten besteht, auf individueller Basis durchgeführt. Dies ermöglicht einen intensiveren, gezielteren und individualisierten Ansatz, um problematisches Verhalten in der Schule anzugehen. Zwar sind die bislang verfügbaren empirischen Forschungsergebnisse noch beschränkt, doch sie deuten darauf hin, dass diese Interventionstypen externalisierende Probleme in der Schule verringern können. Über die Langzeiteffekte dieser Interventionen ist zurzeit nur wenig bekannt.

PROBLEMLAGE

Kinder, die sich in der Schule problematisch verhalten – dazu gehören fehlendes Befolgen von Regeln, Stören und Aggressionen (verbale und körperliche Konflikte) – weisen ein höheres Risiko auf, diese Verhaltensweisen auch beizubehalten, wenn sie älter sind. Sie stellen eine ständige Belastung für das Schulsystem und das weitere gesellschaftliche Umfeld dar. Zusätzlich zu den universellen und selektiven schulischen Gruppenprogrammen, die ebenfalls entwickelt wurden, um diesen Verhaltensweisen entgegenzuwirken, sind in den Schulen eine grosse Zahl von individuellen Behandlungsmassnahmen eingeführt worden. In der Regel werden die am stärksten gefährdeten Kinder sowie jene mit den schwerwiegendsten problematischen Verhaltensweisen für diese Interventionen ausgewählt.

ZIELE

Individuelle Ansätze reichen von spezifischen Verhaltensänderungsprogrammen bis zu unterstützender Therapie und Beratung. Die individuellen Programme streben die gleichen Ziele und den gleichen Nutzen an wie die Gruppenprogramme. Sie haben aber die Vorteile, dass sich zwischen dem Kind und der Therapeutin oder dem Therapeuten bzw. der Beraterin oder dem Berater eine enge Beziehung entwickeln kann, kein Risiko einer Anstachelung zu aggressivem Verhalten durch Gleichaltrige besteht, die diese Therapie in derselben Gruppe machen, die erlernten Kompetenzen einfach und direkt belohnt werden können und die Kommunikation zwischen Lehrpersonen und Eltern direkter und müheloser erfolgen kann. In manchen Fällen werden die individuellen Massnahmen mit zusätzlichen Elementen wie z.B. der Änderung des schulischen Umfelds, den Einbezug der Eltern, spezielle Hausaufgaben und Sozialkompetenz- und Aggressionsbewältigungstrainings (durchgeführt in kleinen Gruppen) ergänzt.

MERKMALE

Indizierte individuell durchgeführte Interventionen stellen eine intensive Behandlungsmöglichkeit dar und werden bei Kindern eingesetzt, die das höchste Risiko für ein fortgesetztes problematisches Verhalten haben. Die Modalitäten umfassen kognitive, verhaltensbezogene und kognitiv-verhaltensbezogene Ansätze sowie eine breite Auswahl an Beratungs- und Einzeltherapieansätzen (z.B. «Social Relations Training Programme» [Trainingsprogramm für soziale Beziehungen], «Individual Play Therapy» [Spieltherapie im Einzelsetting], «Adlerian Play Therapy» [Spieltherapie nach Adler], «Coping Power Programme» [Programm zur Stärkung der Coping-Fähigkeit], «Solution Focused Therapy» [lösungsorientierte Therapie], «Affective Imagery Training» [affektives imaginatives Training] und «Stay Cool Kids» [«Ich bin ein cooles Kind»]).

Durchführungsformat: Die Kinder werden von den Lehrpersonen und/oder der Schulverwaltung aufgrund von wiederholtem störendem Verhalten

und Anpassungsschwierigkeiten in der Schule ausgewählt und einer entsprechenden Intervention zugewiesen. Eine Einzelsitzung ist je nach Programm unterschiedlich lang, dauert in der Regel jedoch 1–2 Stunden. Für die Dauer bis zu einem Schuljahr finden wöchentliche Einzelsitzungen statt. Die Programmdauer kann je nach Bedürfnissen des jeweiligen Kindes variieren. Ein oder beide Elternteile sind ebenfalls eingeladen, an den Sitzungen ihres Kindes teilzunehmen. Doch im Gegensatz zur Familientherapie ist der Hauptfokus der Intervention immer das Kind.

Der Sitzungsinhalt ist abhängig von den Behandlungsmodalitäten und dem theoretischen Hintergrund der Fachperson, die die Intervention durchführt. Die Mehrheit der Interventionen nutzt die Vorteile des Eins-zu-Eins-Settings, das es ermöglicht, dass sich zwischen der Fachperson und dem Kind eine starke Bindung entwickeln. Auf Basis dieser vertrauensvollen Beziehung gehen die Fachpersonen die Verhaltensschwierigkeiten des Kindes an, wobei sie eine Vielzahl von Ansätzen anwenden, die von direktiven Verhaltenstechniken bis hin zur Spieltherapie reichen können. Zu den Verhaltensansätzen gehört beispielsweise die Fokussierung auf die Regeln, die ein adaptives Verhalten in der Schule ausmachen, wie z. B. Anweisungen befolgen, Handheben, Sprechreihenfolge einhalten, sich selber und die anderen respektieren. Oft werden die Kinder für das Einhalten der Regeln und gutes Verhalten belohnt. Einzelsitzungen können je nach Bedürfnissen des Kindes mit zusätzlichen Elementen ergänzt werden. Dazu können z. B. die Schulung der sozialen Kompetenzen, Aggressionsbewältigung oder Familientherapie gehören.

Durchführungsrahmen: Die Programme werden in den Primar- und Sekundarschulen in Eins-zu-Eins-Settings durchgeführt.

Erforderliche Qualifikationen: Die Programme werden je nach Behandlungsmodalität von ausgebildeten und zertifizierten Fachpersonen, wie Schulpsychologinnen und Schulpsychologen, Beraterinnen und Beratern sowie qualifizierten Lehrpersonen durchgeführt. Die Ausbildung variiert je nach Behandlungsmodalität von einer mehrtägigen Grundausbildung, über mehrmonatigen Ausbildungen mit Zertifizierung bis hin zu Studiengängen. Die Zertifizierung erfordert häufig, dass zuerst einige Behandlungsstunden unter Supervision absolviert werden.

Erforderliche Ressourcen: Der Erfolg der gezielten individuell durchgeführten Interventionen ist abhängig von den Fähigkeiten und Kompetenzen der Fachperson, die die Interventionen durchführt. Die Investition in deren Ausbildung, Zertifizierung und Weiterbildung ist daher essenziell, wenn eine Einführung dieser Programme erwogen wird. Zudem ist für die Durchführung verschiedener dieser Programme das bestehende Schulpersonal nicht ausreichend qualifiziert (z. B. Lehrpersonen, Pflegefachpersonen), was die Anstellung von neuem Personal erfordern kann, welches über eine geeignete spezialisierte Ausbildung verfügt.

Programmbeispiel

Das Ziel von «Solution Focused Brief Therapy» (Deutsch: lösungsorientierte Kurztherapie) besteht darin, Kindern zu helfen, ihre Stärken zu erkennen und auf diesen aufzubauen, um Verhaltensveränderungen zu erleichtern. Probleme werden in kleine, greifbare Ziele heruntergebrochen, für die mögliche Lösungen entwickelt und verfolgt werden. Die Arbeit konzentriert sich auf die Verbindung zwischen Kognition und Verhalten (und weniger auf Emotionen). Negative Kognitions-Verhaltens-Zyklen in der Eltern-Kind-Dyade werden angegangen (z.B. das Kind «lebt sich aus», die Eltern nehmen das Kind als negativ wahr und vermitteln ihm diese Botschaft), wobei die Eltern oft ebenfalls zu den Sitzungen eingeladen werden. Die positiven Verhaltensweisen des Kindes werden gelobt und verstärkt, wobei erwartet wird, dass sich hierdurch die elterliche Wahrnehmung des Kindes verändert, was dann die positiven Veränderungen im Verhalten des Kindes und in der dyadischen Interaktion zwischen Eltern und Kind weiter begünstigen sollte (www.solutionfocused.net). Forschungsübersichten zeigen positive Effekte von «Solution Focused Brief Therapy» als therapeutischer Intervention im schulischen Kontext auf externalisierendes Problemverhalten sowie schulische Leistungen.

WIRKSAMKEIT

Zwei jüngere Übersichtsstudien befassten sich mit der Wirksamkeit von individuell durchgeführten Interventionen für Kinder mit schweren Verhaltensproblemen. Insgesamt weisen sie darauf hin, dass individuell durchgeführte schulbasierte Interventionen einen positiven Effekt auf den Rückgang von Verhaltensproblemen bei Kindern haben können.

- › Forschungsergebnisse belegen, dass individuell durchgeführte schulbasierte Interventionen eine Abnahme der Verhaltensschwierigkeiten bei Kindern bewirken können. Primarschulkinder mit Verhaltensproblemen, bei denen nur eine individuelle Massnahme durchgeführt wurde sowie diejenigen, bei denen auch zusätzliche Behandlungselemente durchgeführt wurden, wiesen im Vergleich zu Kindern, bei welchen keine Massnahmen durchgeführt wurden, weniger problematische Verhaltensweisen auf [1]. Bei der Mehrheit (64 %) der individuellen Interventionen wurden kognitive oder verhaltensbezogene Behandlungsansätze eingesetzt.
- › Forschungsarbeiten speziell zur individualisierten positiven Verhaltensunterstützung («individualized positive behaviour support», IPBS) zeigten ebenfalls positive Effekte, und zwar einen signifikanten Rückgang des problematischen Verhaltens und eine Zunahme des angemessenen Verhaltens in der Schule [2]. IPBS ist ein besonderer Interventionstypus, der nach einer Verhaltensbeurteilung bei stark gefährdeten Kindern eingesetzt wird. Die Interventionen beinhalten eine sorgfältige Einschätzung der individuellen Bedürfnisse des Kindes, begegnen schwierigem Verhalten mit der Vermittlung von alternativen Lebenskompetenzen und werden im vertrauten Umfeld des Kindes umgesetzt. Forschungen zeigen, dass diese positiven Veränderungen bis zu zwei Jahren nach der Intervention erhalten blieben.

Einflussfaktoren: Das aktuelle Wissen über die genaueren Bedingungen, unter denen individuelle therapeutische Interventionen im schulischen Kontext wirksam sind, ist begrenzt. Die existierenden Erkenntnisse legen jedoch Folgendes nahe:

- › Es gibt bislang keine gesicherten Hinweise darauf, dass kognitiv-verhaltenstheoretische Therapien bessere Wirkungen haben als individuelle Beratung; auch scheinen die Wirkungen nicht davon abhängig zu sein, ob bei der Überweisung nur eine Person (z. B. die Lehrperson) die Gefährdungseinschätzung vornahm oder mehrere Personen das Kind beurteilten. Beide Befunde beruhen aber auf einer kleinen Zahl von Studien [1].
- › Jüngere Kinder profitieren von diesem Typus von Interventionen möglicherweise mehr als ältere Kinder, was auf die Bedeutung einer guten Früherkennung hinweist [1].
- › Für die Wirksamkeit von individualisierter positiver Verhaltensunterstützung ist wichtig, dass die Planung und Umsetzung der Interventionen durch ein Team von Fachpersonen, welches Lehrpersonen, Schulsozialerarbeitende und Fachpersonen der Schulpsychologie einschliesst, getragen werden [2].
- › Schweizerische Forschung über die Wirksamkeit von Schulsozialarbeit legt nahe, dass aus Sicht der Schulsozialarbeiterinnen und -arbeiter eine freiwillige Überweisung eine wichtige Voraussetzung für Effektivität und positiv beurteilte Hilfe ist (Baier und Heer, 2011). Um in Fällen von unfreiwilligen Kontakten positive Effekte zu erreichen, empfehlen die Forschenden vorgängig den Aufbau einer vertrauensvollen Beziehung.

AKTUELLE PRAXIS IN DER SCHWEIZ

- › Die wichtigsten Partner der Schulen für die Durchführung von individuellen Interventionen in der Schweiz sind die **schulpsychologischen Dienste**. Sie wurden in den 30er-Jahren als öffentliche Dienste ins Leben gerufen und sind in der Regel dem kantonalen Schuldepartement angegliedert. In einigen Kantonen, beispielsweise im Kanton Zürich, sind sie jedoch auf Gemeindeebene organisiert.
- › Die Hauptverantwortung der schulpsychologischen Dienste liegt in der Indikation besonderer Fördermassnahmen, der Bereitstellung von Unterstützung für Kinder mit Lernschwierigkeiten und der Unterstützung der Schulen in der Erreichung ihrer Präventionsziele. Zentrale Aspekte ihrer Tätigkeit sind zudem psychologische Abklärungen, die Konsultation anderer Fachpersonen und die Überweisung der Kinder an Kinder- und Jugendpsychologinnen und -psychologen. In schwerwiegenden Hochrisikofällen, wie sehr starkem störendem und aggressivem Verhalten, überweisen sie die Kinder an den kinder- und jugendpsychiatrischen Dienst des jeweiligen Kantons. In der Regel arbeiten die Mitglieder der schulpsychologischen Dienste in multidisziplinären **Kriseninterventionsteams**, und die Interventionen werden ausgehend von den spezifischen Umständen ergriffen (wie z. B. bei Verdacht auf Missbrauch).
- › Die schulpsychologischen Dienste arbeiten oft mit den **Schulsozialarbeiterinnen und -arbeitern** zusammen. Die Interventionen und Abklärungen

durch die Schulpsychologinnen und -psychologen, die normalerweise für mehrere Schulen zuständig sind, erfordern die Absprache mit den Eltern. Die Schulsozialarbeiterinnen und -sozialarbeiter hingegen sind in den Schulen anwesend und bieten Kindern und Jugendlichen niederschwellige Unterstützung. Auch die Lehrpersonen spielen eine wichtige Rolle. Während der regulären Schulwoche sind hauptsächlich die Lehrpersonen für die Schülerinnen und Schüler zuständig. Vielfach sind die Klassenlehrpersonen die primären Bezugspersonen und greifen in zahlreichen schwierigen Situationen ein bzw. begleiten die Schülerinnen und Schüler individuell oder in der Gruppe.

- › **Schulpsychologinnen und -psychologen** leisten nur in Ausnahmefällen eigentliche therapeutische Arbeit im Sinne der oben beschriebenen Programmmerkmale. Sie scheinen nur wenige Anleitung für die Auswahl der methodischen Ansätze zu haben, die in konkreten Fällen am geeignetsten und wirksamsten sein könnten. Die Entscheide werden daher meistens gestützt auf die Einschätzung durch das Kriseninterventionsteam, die Ergebnisse verschiedener formaler Beurteilungsinstrumente und die Fachkenntnisse der Schulpsychologinnen und -psychologen getroffen. Die Psychologinnen und Psychologen, die in und mit den schulpsychologischen Diensten arbeiten, haben unterschiedliche therapeutische Hintergründe und verfügen über die Kompetenzen, verschiedene Interventionen durchzuführen. Üblicherweise wenden die meisten Schulpsychologinnen und -psychologen einen breiten systemischen Ansatz an, der das weitere Schul- und Familienumfeld mit einbezieht. Darüber hinaus stützen sich die Kinder- und Jugendpsychologinnen und -psychologen bei ihrer Arbeit auf eine Vielzahl von theoretischen Perspektiven, wie Gestalttherapie, die analytische Psychologie nach Jung, die Psychoanalyse nach Freud, systemische Therapie, Traumatherapie, humanistische Psychotherapie und kognitive Verhaltenstherapie.

SCHLUSSFOLGERUNGEN UND EMPFEHLUNGEN

Weitere Studien sind notwendig, um zu verstehen, was bei individuell durchgeführten Behandlungen für Kinder und Jugendliche funktioniert und warum. Die vorhandenen Forschungsergebnisse legen jedoch Folgendes nahe:

- › Individuelle Interventionen, die bei sehr stark gefährdeten Kindern mit schwerwiegenden Verhaltensproblemen in der Schule durchgeführt werden, stellen eine wirksame Intervention dar, um diese Verhaltensweisen zu verringern. Oft beziehen diese Interventionen die Eltern mit ein, die zumindest einen Teil der Sitzungen besuchen, um sich mit den Bedürfnissen und Schwierigkeiten ihres Kindes auseinanderzusetzen.
- › Welcher spezifische Behandlungsansatz für die Durchführung dieser Interventionen gewählt wird, scheint keinen Einfluss auf Verhaltensveränderungen zu haben. Es ist möglich (was viele Kliniker annehmen), dass das Wichtige an diesen Behandlungen die Beziehung ist, die sich zwischen der Fachperson und dem Kind entwickelt.
- › Für sehr stark gefährdete Kinder mit Persönlichkeitseigenschaften, die zur Entwicklung von Verhaltensschwierigkeiten beitragen oder diese deutlicher erkennbar machen können (z. B. Extraversion) sind möglicherweise stärker individualisierte Behandlungen und ein längerfristiger Einsatz der Intervention erforderlich.

WEITERFÜHRENDE LITERATUR UND LINKS

LITERATUR

Baier, F. & Heeg, R. (2011). Praxis und Evaluation von Schulsozialarbeit. Sekundäranalysen von Forschungsdaten aus der Schweiz. Wiesbaden: VS Verlag.

LINKS

Überblick über die schulpsychologischen Dienste in der Schweiz

› www.schulpsychologie.ch

Schulpsychologische Dienste in den Kantonen, z.B. Waadt oder Zürich

› www.vd.ch › [Autorités](#) › [Départements](#) › [dfjc](#) › [sesaf](#) › [ops](#)

› www.vsa.zh.ch › [Schule & Umfeld](#) › [Gesundheit & Prävention](#) › [Schulpsychologie](#)



INDIZIERTE PROGRAMME

- 14. Mentoringprogramme
- 15. Kognitiv-verhaltenstherapeutische Programme für Straffällige
- 16. Multisystemische Familieninterventionen
- 17. Therapeutische Pflegefamilien

14. MENTORINGPROGRAMME

EBENE	BEREICH	ALTERSGRUPPE
Universell	Familie	Vor der Geburt
› Selektiv	› Schule	Säuglingsalter (0–1)
› Indiziert	› Sozialraum	Frühe Kindheit (1–7)
		Mittlere/späte Kindheit (7–9)
		› Frühadoleszenz (9–13)
		› Mittlere/späte Adoleszenz (13–18)

ZIELE

Vertrauen aufbauen und soziale Kompetenzen durch die Unterstützung einer ausgebildeten Mentorin oder eines ausgebildeten Mentors fördern

ZIELGRUPPE

Jugendliche mit Verhaltensproblemen und/oder schulischen Schwierigkeiten, sozio-ökonomisch benachteiligte Jugendliche, Jugendliche mit Migrationshintergrund

ANGESPROCHENE RISIKEN

Mangelnde soziale Bindungen, Fehlen von erwachsenen Vorbildpersonen, begrenzte soziale Kompetenzen

ALLGEMEINE WIRKSAMKEIT

Wirksam

Mentoringprogramme bieten strukturierte unterstützende Beziehungen zwischen einer erwachsenen Bezugsperson und einem jungen Menschen mit schulischen und/oder Verhaltensproblemen. Sie sind darauf ausgerichtet, die positive Entwicklung von Jugendlichen zu fördern. Studien zeigen, dass Mentoringprogramme Aggression und Verhaltensprobleme verringern können. Zudem können sie sich positiv auf schulische Probleme auswirken.

PROBLEMLAGE

Jugendlichen mit Verhaltensauffälligkeiten fehlen oft positive und unterstützende Bindungen zu einer erwachsenen Person, die als Vorbild dient. Sie bekommen wenig Unterstützung durch die Eltern, erfahren kaum das Gefühl von Zuneigung und Stabilität, oder sind in Familien mit Beziehungsproblemen aufgewachsen. Sie haben auch oft eine wenig tragfähige und vertrauensvolle Beziehung zu ihren Lehrpersonen.

Das Fehlen einer unterstützenden Bezugsperson kann zur Folge haben, dass junge Personen aus einer hohen Risikogruppe es schwierig finden, Entscheidungen zu treffen, die beispielsweise ihre Lehre, Schulausbildung oder Arbeitssuche betreffen.

ZIELE

Mentoringprogramme bieten jungen Personen in schwierigen Situationen die Gelegenheit, einen positiven Kontakt zu einer erfahrenen Person aufzubauen, die über eine längere Zeitperiode hinweg Hilfe und Unterstützung bietet. Mentorinnen und Mentoren helfen, indem sie Verständnis für die Herausforderungen der Jugendlichen haben, Fähigkeiten unterstützen, berufliche Möglichkeiten aufzeigen oder konkret bei der Bewältigung von Alltagsproblemen zur Hilfe stehen. Dadurch werden Bindungen gestärkt, die Sozialkompetenzen der Jugendliche verbessert und das soziale Umfeld der Jugendlichen wird durch neue persönliche Kontakte erweitert. Mentoringprogramme sind ressourcenorientiert. Es wird versucht, eine positive Entwicklung von Jugendlichen zu fördern, statt Defizite zu beseitigen.

MERKMALE

Durchführungsformat: Die gemeinsamen Aktivitäten von Mentorin bzw. Mentor und Jugendliche unterscheiden sich je nach Zielsetzung des Programms. Die Mentorin oder der Mentor und der Jugendliche entscheiden innerhalb der Richtlinien des Programms, was sie machen möchten: Sport, das Besuchen von sozialen Anlässen, das Führen von Gesprächen zu Berufsplanung oder Mithilfe beim Bewältigen persönlicher Schwierigkeiten. Der Zeitaufwand für die Treffen variiert zwischen einer Stunde bis zu sechs Stunden pro Woche. Im Normalfall dauert ein Programm zwei bis sechs Monate. Im Vergleich zu nicht-schulbasierten Mentoringprogrammen werden schulbasierte Mentoringprogramme als organisierter und sicherer beschrieben. Manchmal sind Mentoringprogramme Teil eines umfassenderen Programms, das weitere Komponenten wie Sozialtrainings oder Programme mit den Eltern der Jugendlichen umfasst. Beispiele von Mentoringprogrammen sind das «Buddy-Projekt» in Deutschland und «Big Brothers Big Sisters» in den USA.

Durchführungsrahmen: Die ersten Treffen finden normalerweise in der Schule oder in einem Raum der Gemeinschaft oder Organisation statt.

Einige Mentoringprogramme werden komplett an einem neutralen Ort (etwa in der Schule) durchgeführt; einige beinhalten Exkursionen oder Aktivitäten in Gruppen.

Erforderliche Qualifikationen: Die Programme werden normalerweise durch spezialisierte Organisationen angeboten, die Freiwillige rekrutieren und auswählen. Bei Mentorinnen und Mentoren handelt es sich typischerweise um Erwachsene, aber es gibt auch Programme, wo ältere Jugendliche die Mentorenrolle übernehmen. Gute Mentoringprogramme wählen die Mentorinnen und Mentoren sorgfältig aus, bieten eine umfassende Ausbildung an und unterstützen die Mentorinnen und Mentoren mit Handbüchern und persönlicher fachlicher Beratung und Supervision. Ausser einem tadellosen Leumund sind keine fachlichen Qualifikationen erforderlich.

Erforderliche Ressourcen: Mentoringprogramme sind relativ kostengünstig (siehe z. B. [1]), da das Mentoring im Normalfall von freiwilligen Helfern durchgeführt wird. Allerdings sind beträchtliche Kosten für den Aufbau und Unterhalt eines Mentoringprogramms zu berücksichtigen.

Programmbeispiel

«Big Brothers Big Sisters» ist eine internationale gemeinnützige Stiftung, die in den USA seit 1904 ein Mentoringprogramm anbietet. Inzwischen ist das Programm auch in Deutschland an fünf Standorten etabliert. Das Ziel ist es, Jugendliche aus schwierigen Verhältnissen mit erwachsenen Mentorinnen und Mentoren zusammenzubringen und die schulische (z. B. vermehrte Anwesenheit, bessere Noten) und soziale (z. B. verbesserte Kommunikation und soziale Fähigkeiten) Kompetenz zu fördern. Mögliche Mentorinnen und Mentoren werden eingehend geprüft und ausgebildet. Personen, die ein Interesse daran haben, selbst Mentorin oder Mentor zu werden, müssen zuerst ihre Eignung beweisen. Zu Beginn werden sie zu ihren Interessen und Fähigkeiten interviewt, die zu einem späteren Zeitpunkt in Übereinstimmung mit den Bedürfnissen und Interessen der Jugendlichen gebracht werden. Mentorin bzw. Mentor und Jugendliche treffen sich monatlich zwei bis vier Mal und der Prozess sollte mindestens ein Jahr dauern. Während dieser Zeit erhalten Jugendliche sowie Mentorinnen und Mentoren Unterstützung und Training (www.bbbsi.org; bbbsd.de).

WIRKSAMKEIT

Mentoringprogramme wurden über die letzten 40 Jahre hinweg eingehend untersucht, vor allem in den Vereinigten Staaten. Die Ergebnisse von Übersichtsstudien weisen überwiegend auf positive Wirkungen hin.

- › In der neusten Forschungsübersicht wurde untersucht, ob durch Mentoringprogramme Delinquenz, Aggression und Drogenkonsum reduziert und akademische Leistungen verbessert werden können [2]. Die grössten Auswirkungen wurden hinsichtlich der Verringerung der Aggression und der Delinquenz festgestellt; eine kleinere Wirkung wurde hinsichtlich der Verringerung des Drogenkonsums und die Verbesserung des akademischen Erfolges festgestellt. Auch diese kleineren Wirkungen sind jedoch immer noch für die Praxis relevant: So wurde z. B. eine Reduktion von drogenkonsumierenden Jugendlichen von 30 % auf 22 % festgestellt. Diese positiven Ergebnisse wurden durch eine weitere Forschungsübersicht bestätigt, in

welcher eine Verringerung der Verhaltensprobleme und eine Verbesserung der schulischen Leistungen gefunden wurden [3].

- › Spezifisch für Mentoringprogramme, welche durch Schulen angeboten werden, konnte ein positiver Effekt auf den Selbstwert gefunden werden [1]. Für schulbezogenes Verhalten oder Einstellungen konnten keine Effekte gefunden werden. Angesichts der kleinen Zahl von Studien (sechs) sind aber keine definitiven Schlüsse möglich.

Einflussfaktoren: Aus Forschungsarbeiten zum Thema können mehrere Faktoren abgeleitet werden, welche die Wirksamkeit von Mentoringprogrammen verbessern [2]:

- › eine tragfähige Organisation mit sorgfältiger Auswahl der Mentorinnen und Mentoren;
- › eine mindestens mehrere Stunden umfassende Ausbildung der Freiwilligen, welche diese auf ihre Aufgabe, die einzuhaltenden Regeln, und auf die Bedürfnisse der Zielgruppe vorbereitet;
- › eine begleitende Supervision und Unterstützung der Mentorinnen und Mentoren;
- › eine sorgfältige Tandembildung von Mentorin bzw. Mentor und Jugendlichen auf der Grundlage von ähnlichen beruflichen Interessen, schulischem Hintergrund und Freizeitinteressen;
- › begleitende Informationen und Hilfestellungen, die dem oder der Jugendlichen helfen, soziale, schulische, rechtliche und familiäre Herausforderungen sowie Probleme mit Gleichaltrigen zu meistern;
- › ein Vertreten und Unterstützen des oder der Jugendlichen bei konkreten Problemen in der Schule, mit der Polizei, oder mit der Lehrperson durch die Mentorin oder den Mentor.

Es scheint, dass ausserschulische Programme tendenziell wirksamer sind als schulische Angebote. Ausserdem zeigen sich interessanterweise grössere Auswirkungen, wenn die Mentorin oder der Mentor ein direktes Interesse an der Betreuung hatte, z. B. wenn der Jugendliche an Arbeiten in der Firma der Betreuungsperson oder einem Projekt beteiligt werden konnte [2].

AKTUELLE PRAXIS IN DER SCHWEIZ

Verschiedene Organisationen in der Schweiz bieten Mentoringprogramme für junge Menschen an. Die meisten Programme zielen auf die Unterstützung der Jugendlichen beim Übergang von der Schule zur Lehre oder der ersten Anstellung. Einige Beispiele:

- › Die gemeinnützige Organisation «Boys to men» setzt den Schwerpunkt darauf, die Phase der Adoleszenz für jungen Männer zu vereinfachen und bei der Entwicklung von Selbstbewusstsein sowie dem Entdecken der eigenen Stärken und Fähigkeiten zu helfen. Das Programm wurde 1996 in

den USA gegründet. Die meisten Aktivitäten finden in Gruppen statt und es wird grosses Gewicht auf gemeinsame Abenteuer und sportliche Aktivitäten gelegt. Die Mentorinnen und Mentoren absolvieren ein zweitägiges Training. Kürzlich wurde ebenfalls ein Mentoringprogramm für Mädchen gestartet («girls to women»).

- › Das National Coalition Building Institute (NCBI) Schweiz bietet ein **Mentoringprogramm «Vitamin M»** als Teil eines größeren Programms zur Reduktion von Diskriminierung und Vorurteilen an. Ziel ist es, Jugendlichen bei der Lehrstellen- und Jobsuche zu helfen.
- › Die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft bietet ein Mentoringprogramm namens **«JobCaddie»** an, dessen Zielgruppe hauptsächlich Lernende mit Schwierigkeiten in der Ausbildung oder Schülerinnen und Schüler mit Lernschwierigkeiten sind.
- › Einige Kantone wie Basel-Stadt und Basel-Land («Mentoring für Jugendliche beider Basel»), Zürich («Ithaka»), und Aargau («Junior Mentoring») bieten **Mentoringprogramme für den Übertritt von der Schule in die Lehre** als Teil der Berufsberatung an. Dabei werden als Mentorinnen und Mentoren in erster Linie erfahrene Berufspersonen gesucht, die die Jugendlichen im gesamten Prozess der Lehrstellensuche begleiten. Die Ausbildung dauert zwei Tage und es steht während des Einsatzes eine fachliche Begleitung zur Verfügung. Eine ähnliche Zielsetzung verfolgt das Mentoringprogramm namens **«incluso»** der Caritas für Jugendliche mit Migrationshintergrund.
- › Stärker auf ein direktes berufliches Mentoring ausgerichtet ist das **Programm «LIFT»** (Leistungsfähig durch individuelle Förderung von praktischer Tätigkeit) der Mercator Stiftung. Entscheiden sich die Jugendlichen nach einem Gespräch mit Klassenlehrpersonen oder mit der Schulleitung für eine Teilnahme, machen sie in der schulfreien Zeit mindestens drei Monate lang an zwei bis vier Stunden pro Woche einfache Arbeiten in einem Betrieb der Region. Parallel werden die Schülerinnen und Schüler in Bildungsmodulen in ganz praktischen Fragen geschult: Wie trete ich am Arbeitsplatz auf? Wie benimmt man sich im Arbeitsumfeld? Wie sollte ich mich angemessen kleiden? Auch Bewerbungen und Arbeitsmotivation sind Thema.
- › Wir haben für die Schweiz eine Evaluation (Studer, 2011) zum Erfolg zweier Mentoringprogramme, welche Jugendliche bei der Lehrstellensuche unterstützen, gefunden. Die Studie kam zum Schluss, dass die Beteiligten das Mentoring überwiegend als wertvoll empfanden und die meisten Jugendlichen eine Lehrstelle fanden. Bis zum jetzigen Zeitpunkt wurde jedoch keines der in der Schweiz angebotenen Programme hinsichtlich seiner Auswirkungen auf Verhaltensprobleme evaluiert.

SCHLUSSFOLGERUNGEN UND EMPFEHLUNGEN

- › Mentoringprogramme können einen Beitrag zur Minderung von Verhaltensproblemen und zur Förderung der beruflichen Entwicklung während der Adoleszenz leisten. Wir erachten sie daher als einen sinnvollen Ansatz für Jugendliche mit moderaten Verhaltensauffälligkeiten oder einem erhöhten Risikopotential.
- › Wenn Mentoringprogramme eingesetzt werden, muss auf hohe Umsetzungsstandards geachtet werden. Diese beinhalten: Sorgfältige Rekrutierung der Mentorinnen und Mentoren, umfangreiches Training, bedachtsames Zusammenbringen der Mentorinnen und Mentoren mit den Jugendlichen, Supervision und Unterstützung sowie eine professionell unterstützte Auflösung der Beziehung zwischen der Mentorin bzw. dem Mentor und den Jugendliche.
- › Qualitätsrichtlinien für Mentoringprogramme sind anzustreben. Einige Länder haben detaillierte Richtlinien für erfolgreiche Mentoringprogramme erarbeitet (siehe z. B. [4]). Solche Richtlinien können den Programmen im Sinne der Qualitätssicherung helfen, grössere Wirkungen zu erzielen. Sie vereinfachen für Praktikerinnen und Praktiker ausserdem die Wahl zwischen verschiedenen Programmanbietern.
- › Eine Evaluation von in der Schweiz angebotenen Programmen wäre zu begrüssen. Keines der aktuell umgesetzten Mentoringprogramme war bisher Gegenstand einer Evaluation hinsichtlich der Auswirkungen auf Verhaltensprobleme.

WEITERFÜHRENDE LITERATUR UND LINKS

LITERATUR

Studer, M. (2011). Langzeit-Auswirkungen von Mentoring für Jugendliche beim Übergang Schule – Berufsausbildung: Follow-up der Evaluation des Mentorings «Ithaka» und Evaluation des Mentorings «Incluso» (unveröffentlichter Schlussbericht, www.hfh.ch)

LINKS

Boys to men › www.boystomen.ch

Vitamin M › www.ncbi.ch › de › Programme › Fairness › Bausteine › Vitamin M

JobCaddie › www.jobcaddie.ch

Mentoring für Jugendliche beider Basel

› www.baselland.ch › Direktionen › Bildung, Kultur, Sport › Berufsbildung, Berufsberatung › Berufsintegration › Mentoring
› <http://bbe-bs.ch> › Für Jugendliche und Eltern › Keine Lehrstelle gefunden › Mentoring

Ithaka › www.mentoring.zh.ch

Junior Mentoring › www.junior-mentoring.ch

incluso › www.caritas-zuerich.ch › ich will helfen › Unsere Projekte › incluso

LIFT (Leistungsfähig durch individuelle Förderung von praktischer Tätigkeit)
› www.stiftung-mercator.ch › Projekte › Kinder und Jugendliche › LIFT

15. KOGNITIV-VERHALTENSTHERAPEUTISCHE PROGRAMME FÜR STRAFFÄLLIGE

EBENE	BEREICH	ALTERSGRUPPE
Universell	Familie	Vor der Geburt
Selektiv	Schule	Säuglingsalter (0–1)
› Indiziert	› Sozialraum	Frühe Kindheit (1–7)
		Mittlere/späte Kindheit (7–9)
		› Frühadoleszenz (9–13)
		› Mittlere /späte Adoleszenz (13–18)

ZIELE

Änderung der kognitiven und antisozialen Verhaltensmuster zur Verringerung der Rückfallkriminalität

ZIELGRUPPE

Jugendliche oder erwachsene Straftäterinnen und Straftäter

ANGESPROCHENE RISIKEN

Delinquenz-orientierte Denkmuster, antisoziales Verhalten, antisoziale Lebensweise, antisoziale Altersgenossen, Mangel an sozialen Fähigkeiten

ALLGEMEINE WIRKSAMKEIT

Wirksam

Kognitiv-verhaltenstherapeutische Programme beruhen auf der Idee, dass Straftaten weitgehend das Ergebnis erlernter kognitiver Verzerrungen sind. Die Programme sollen die Rückfallkriminalität reduzieren, indem sie Straftäterinnen und Straftäter lehren, die Denkprozesse und Entscheidungen, die zu Straftaten führen, zu verstehen und zu ändern. Kognitiv-verhaltenstherapeutische Programme richten sich an jugendliche wie auch erwachsene Straftäterinnen und Straftäter und sind daher indizierte Programme. Die vorliegenden Forschungsergebnisse zeigen, dass diese Programme die Rückfallkriminalität reduzieren können.

PROBLEMLAGE

Antisoziale Verhaltenstendenzen sind über den Lebensverlauf hinweg relativ stabil: Zeigen Kinder ein solches Verhalten, bestehen die Probleme in ihrer Jugend oft weiter [1]. Eine schweizerische Studie bei Kindern hat gezeigt, dass Defizite in den sozial-kognitiven Funktionen mit der Entwicklung von aggressivem Verhalten in der Kindheit zusammenhängen [2]. Zudem können diese Probleme bis ins Erwachsenenalter andauern und zu wiederholtem straffälligen Verhalten führen. Anhaltendes straffälliges Verhalten macht wiederum einen grossen Teil der Kriminalitätsprobleme in der Gesellschaft aus. In Grossbritannien werden beispielsweise 28% aller verurteilten Delikte von Wiederholungstäterinnen und -tätern mit 15 oder mehr früheren Verurteilungen oder Verwarnungen begangen [3].

ZIELE

Kognitiv-verhaltenstherapeutische Programme sollen die Rückfallkriminalität durch die Veränderung antisozialer, verzerrter Denkmuster und durch die Förderung von prosozialem Verhalten reduzieren. Diese Programme beziehen daher kognitive wie auch verhaltensbezogene Aspekte des Begehens von Straftaten ein. Zu den verzerrten Wahrnehmungen, welche durch die Programme geändert werden sollen, gehören eine irrtümliche Interpretation von sozialen Situationen, das Abschieben der Schuld auf Andere, die Inanspruchnahme von Normverletzungen und inadäquate moralische Denkmuster [4]. Die Programme richten sich an bekannte Straftäterinnen und Straftäter, Jugendliche wie auch Erwachsene, die vom Strafjustizsystem mit Haft, Bewährung oder bedingter Entlassung sanktioniert wurden.

MERKMALE

Durchführungsformat: Kognitiv-verhaltenstherapeutische Programme gehen von der Annahme aus, dass kriminellem Handeln verzerrte Wahrnehmungen zugrunde liegen, die im Lauf des Lebens gelernt wurden. Zunächst erhalten Straftäterinnen und -täter daher oft Gelegenheit, die zu einer Straftat führenden Denkprozesse zu hinterfragen. Davon ausgehend wird ihnen geholfen, verzerrte Denkmuster zu identifizieren, um dann neue Denk- und Handlungsmuster zu üben [4]. In der Regel werden verschiedene Techniken kombiniert, um den Aufbau von kognitiven Fähigkeiten (z.B. Umgang mit Wut, moralische Argumentation, kritisches Denken, Perspektivenübernahme) zu fördern [4–6]. Hierzu gehören Rollenspiele, Analyse von Dilemma-Situationen, Diskussionen und Denkspiele [6]. Zudem erhalten die Teilnehmenden Gelegenheit, die erworbenen Fähigkeiten zu üben, damit sie Teil ihrer Alltagsroutinen werden. Behandlungen mit evaluierten Programmen dauern in der Regel weniger als 20 Wochen [4]. Kognitiv-verhaltenstherapeutische Interventionen können sowohl eigenständig wie auch als Teil eines grösseren Programms (z. B. mit Einbezug der Familie) durchgeführt werden. International bekannte standardisierte Programme sind «Aggression Replacement Training», «Reasoning and Rehabilitation», «Moral Reconation

Therapy», «Thinking for a Change»-Programm und «Cognitive Interventions Program». Die Programme werden Straftäterinnen und Straftätern mit unterschiedlich hohem Rückfallrisiko angeboten, eignen sich aber weniger für Täterinnen und Täter mit geringer Intelligenz oder mit psychischen Problemen [6]. Zusätzlich können Programmkomponenten angeboten werden wie Stress-Management (einschliesslich Entspannungsstrategien), die Identifikation und Akzeptanz von Emotionen und ihrer Beziehung zu Denkprozessen und Verhalten, psychologische Neutralisierungsstrategien für das Rechtfertigen von Gewaltverhalten sowie Introspektion und Selbstevaluation. Manche Programme benutzen ausserdem Modell-Lernen, wobei das Verhalten von anderen Personen beobachtet und imitiert wird.

Durchführungsrahmen: Die Programme werden sowohl in institutionellen als auch in gemeinschaftlichen Einrichtungen angeboten. Sie werden in der Regel im Rahmen von Gruppensitzungen durchgeführt, wobei einige Programme ergänzend Einzelsitzungen beinhalten.

Erforderliche Qualifikationen: Die Programme werden oft von Fachleuten für psychische Gesundheit oder semiprofessionellen Anbietern durchgeführt. Die Programme unterscheiden sich stark in der erwarteten kognitiv-verhaltenstherapeutischen Schulung sowie bezüglich der erforderlichen psychologischen Vorkenntnisse der Anbieter. Die meisten evaluierten Programme griffen auf Anbieter mit minimaler kognitiv-verhaltenstherapeutischer Schulung und geringen Vorkenntnissen auf dem Gebiet der psychischen Gesundheit zurück [4]. Studien deuten jedoch darauf hin, dass ein höheres Schulungsniveau mit einer höheren Wirksamkeit der Programme einhergeht (siehe unten).

Erforderliche Ressourcen: Angesichts der Wichtigkeit der Umsetzungstreue (siehe unten) müssen vor der Implementierung angemessene Investitionen in die Umsetzungs-Supervision und die Anbieterschulung getätigt werden. Die meisten Standardprogramme sind stark strukturiert und umfassen Hand- und Arbeitsbücher, die durch Programmentwickler angeboten werden und die Umsetzung des spezifischen Programms begleiten.

Programmbeispiel

Das ursprünglich in Kanada entwickelte «Reasoning and Rehabilitation»-Programm vermittelt Jugendlichen und Erwachsenen mit antisozialem oder kriminellm Verhalten kognitive und soziale Fähigkeiten sowie prosoziale Werte. Programmkomponenten beinhalten unter anderem die Verbesserung der Selbstkontrolle, kritisches Denken, positive Sozialkompetenzen, Problemlösung in zwischenmenschlichen Beziehungen und Einfühlungsvermögen. Der Programminhalt wurde für mehrere Untergruppen wie Mädchen und Frauen, Menschen mit psychischen Gesundheitsproblemen sowie Familien und Unterstützungspersonen angepasst. Das Programm umfasst 35 zweistündige Sitzungen, wird in Gruppen von 6 bis 12 Teilnehmenden angeboten und ist stark strukturiert und manualisiert. Struktur und Stoff des Programms werden in einem Handbuch, zusätzlichen Unterlagen und einem Arbeitsbuch dargelegt. Den Programmanbietern werden dreitägige Schulungen zur Programmdurchführung sowie Follow-up- oder Auffrischungssitzungen angeboten. Eine Forschungsübersicht von 16 Studien zur Wirksamkeit von «Reasoning and Rehabilitation» ergab einen durchschnittlichen Rückgang des Rückfallrisikos um 14 % im Vergleich zur Kontrollgruppe [7].

WIRKSAMKEIT

Die Wirksamkeit von kognitiv-verhaltenstherapeutischen Programmen lässt sich wie folgt zusammenfassen:

- › Insgesamt erwiesen sich die Programme bei der Verringerung der Rückfallkriminalität als wirksam [4]. Ungefähr 12 Monate nach dem Programm wiesen Teilnehmende gegenüber Nicht-Teilnehmenden einen Rückgang der Rückfallrate von 25 Prozent auf. Bei teilnehmenden Straftäterinnen und Straftätern mit moderat hohem Rückfallrisiko kann bei einem Programm von sehr hoher Qualität theoretisch sogar eine Abnahme der Rückfallrate von 52 Prozent erwartet werden. Ein solches qualitativ hochwertiges Programm umfasst zwei Sitzungen pro Woche über einen Zeitraum von 16 Wochen, eine hohe Umsetzungsqualität, ein Studiendesign von hoher Qualität sowie die Einbeziehung von Programmkomponenten, welche die Aggressionskontrolle und das Lösen zwischenmenschlicher Probleme ansprechen.
- › Eine Übersichtsstudie untersuchte spezifisch die Wirkung auf 12- bis 22-Jährige, die aufgrund von antisozialem Verhalten in einem Heim untergebracht waren [5]. Zwölf Monate nach dem Programm war das Rückfallrisiko bei den teilnehmenden Jugendlichen im Vergleich zu einer Standardtherapie um durchschnittlich 10 % tiefer. Kognitiv-verhaltenstherapeutische Programme erwiesen sich als gleich wirksam wie alternative Programme, welche sich beispielsweise auf Aufmerksamkeitskontrolle, Stressbewältigung und Diskussionsgruppen konzentrieren.
- › Zwei Forschungsübersichten untersuchten die Wirkung zweier spezieller Arten von kognitiv-verhaltenstherapeutischen Programmen, nämlich «Reasoning and Rehabilitation» [7] und «Moral Reconnection Therapy» [8]. Beide Programme waren mit einem reduzierten Rückfallrisiko verbunden. Das «Reasoning and Rehabilitation»-Programm bewirkte beispielsweise unter den Teilnehmenden eine Verringerung der Rückfallrate von 14 % gegenüber den Nicht-Teilnehmenden.

Einflussfaktoren: Bei folgenden Faktoren wurde ein Zusammenhang mit der Wirksamkeit des Programms nachgewiesen [4]:

- › Die Umsetzungsqualität ist wichtig. Die Programme müssen ein hohes Supervisionsniveau beinhalten und von Anbietern umgesetzt werden, die angemessen in kognitiv-verhaltenstherapeutischen Programmen geschult sind.
- › Unter den verschiedenen Programmkomponenten sind das Lösen zwischenmenschlicher Probleme und die Aggressionskontrolle besonders effektiv. Programmkomponenten, die den Schwerpunkt darauf legen, die Straffälligen für die Auswirkungen ihrer Taten auf die Opfer zu sensibilisieren und so ihr Verhalten zu ändern, sind dagegen weniger effektiv.
- › Es gibt Hinweise darauf, dass vielseitige Programme, bei denen kognitiv-verhaltenstherapeutische Trainings mit anderen Komponenten (z.B.

Beratung, Bewerbungstraining und berufliche Ausbildung, Auseinandersetzung mit Emotionen in psychischen Gesundheitsberatungen) kombiniert werden, effektiver sind als Programme, bei denen das kognitiv-verhaltenstherapeutische Training als alleiniges Programm eingesetzt wird.

- › Forschungsergebnisse deuten derzeit darauf hin, dass unter den namhaften standardisierten Programmen keines durch höhere Wirksamkeit heraussticht. Der allgemeine Grundsatz und Ansatz der kognitiv-verhaltenstherapeutischen Programme scheint daher wichtiger zu sein als die spezifische Programmversion.

AKTUELLE PRAXIS IN DER SCHWEIZ

Das seit 2007 existierende schweizerische Jugendstrafrecht basiert auf dem Prinzip, dass Sanktionen bei minderjährigen Straftäterinnen und Straftätern nicht in erster Linie bestrafen, sondern schützen und erziehen sollten und somit eine Reintegration in die Gesellschaft möglich ist. Daher spielen therapeutische und erzieherische Massnahmen eine wichtige Rolle. Eine Schwierigkeit hier scheint die Problematik zu sein, eine geeignete Platzierung für die Jugendlichen zu finden, da viele Anbieter dieser Massnahmen privat sind und die interkantonale Koordination bisher nicht ausreichend ist. Im Folgenden werden einige Beispiele von verhaltens-kognitiven Programmen für Jugendliche mit Verhaltensauffälligkeiten sowie für jugendliche Straftäterinnen und Straftäter vorgestellt.

- › Der **Kinder- und Jugendpsychiatrische Dienst der Universität Zürich** ist als grösste schweizerische Institution in diesem Bereich sowohl im klinischen Anwendungsbereich als auch in der Forschung engagiert. Speziell für jugendliche Straftäterinnen und Straftäter wurde 2004 die **Fachstelle Kinder- und Jugendforensik** gegründet, die mehrere deliktspezifische **kognitiv-verhaltensorientierte Behandlungsprogramme** anbietet. Dazu gehören das «Therapieprogramm für angemessenes Sexualverhalten» (ThepaS), die «Kurzintervention Illegale Pornographie» (KIP), das «Forensische Therapieprogramm für jugendliche Straftäterinnen und Straftäter mit Gewalt- und Eigentumsdelinquenz» (ForTiS) sowie das «Training emotionaler und sozialer Kompetenzen» (TESOK). Seit 2009 hat die Kinder- und Jugendforensik eine Abteilung für Qualitätssicherung und Evaluation, die sich zum Ziel gesetzt hat, dem Mangel an Forschung im Bereich Behandlungen für junge Straftäterinnen und Straftäter in der Schweiz entgegenzuwirken. Aktuell sind zahlreiche Projekte in der Umsetzung. Eines dieser Projekte evaluiert die Wirksamkeit des Therapieprogrammes für Jugendliche mit Sexualdelikten «ThepaS» mit dem Ziel, das Programm in weiteren Kantonen umzusetzen.
- › Der Forensisch-Psychiatrische Dienst der Universität Bern arbeitet mit dem oben vorgestellten **«Reasoning & Rehabilitation» Programm** und einer Weiterentwicklung für Gewaltstraftäterinnen und Gewaltstraftäter. Zusätzlich wird **«ASAT@Suisse»**, eine an die Schweiz adaptierte Form

des Anti-sexuellen Aggressivitätstrainings «ASAT®» für jugendliche und erwachsene Sexualstraftäterinnen und -straftäter angeboten. Aktuell sollen diese zwei Gruppentherapien im Rahmen eines Modellprojektes des Bundes ins Deutsche und Französische übersetzt und hinsichtlich ihrer Wirksamkeit und Wirtschaftlichkeit evaluiert werden.

- › Einzigartig in der Schweiz ist die Non-Profit-Organisation **«Türöffner – Work and Box»**, die u. a. ein kognitiv-verhaltenstherapeutisches Programm für jugendliche Straftäterinnen und Straftäter anbietet mit dem Ziel, diese Jugendliche wieder in Schule oder Arbeitsmarkt zurückzuführen. Für dieses Ziel werden Methoden der kognitiven Verhaltenstherapie mit Boxen als sozialtherapeutisches Instrument kombiniert.
- › Das in Genf entwickelte, psychopädagogische **Programm «Face à Face ADOS»** soll gewaltbereiten Jugendlichen zwischen 13 und 20 Jahren helfen, konstruktiv mit Gewalt umzugehen, Sozialkompetenzen zu erwerben, und sie somit beim Aufbau zukünftiger positiver Beziehungen unterstützen. Die Jugendlichen sollen hier u. a. lernen, positiver mit ihren Emotionen umzugehen, eine kritische Selbstreflexion und neue Verhaltensweisen im Umgang mit Gewaltsituationen zu entwickeln.
- › Das **Programm «ViFaAdos»** in Waadt richtet sich an verhaltensauffällige Jugendliche zwischen 14 und 18 Jahren, die von einem Jugendgericht zu dieser Massnahme verurteilt wurden. Nach den ersten zwei bis fünf Einzelgesprächen, die der Beurteilung der Lage dienen, werden 12 therapeutische Gruppentreffen durchgeführt. Ziel des Programms ist es, Ärger und Wut besser kontrollieren zu können, gewalttätiges Verhalten zu beenden, sowie Respekt und harmonische Beziehungen zu fördern.
- › Ein weiteres Beispiel aus der Westschweiz ist das Täterprogramm von **Famille Solidaire**, das sich an junge Täterinnen und Täter richtet, die sexuelle Übergriffe begangen haben. Durch das Programm sollen sie Verantwortung übernehmen, die Schwere ihrer Tat erkennen, die Auswirkungen auf das Opfer verstehen und Wiederholungen verhindert werden.
- › Das **Forensische Institut Ostschweiz** (forio) bietet kognitiv-verhaltenstherapeutische Trainings bei der Behandlung von jugendlichen Straftäterinnen und Straftätern an, insbesondere bei sexuellen Delikten und Gewaltstraftaten. Die Massnahmen sind an die Altersstufen und Delikte der Jugendlichen angepasst. Eine Zuweisung durch jugendstrafrechtliche oder vormundschaftliche Institutionen ist hierfür Voraussetzung.

Die Beispiele zeigen, dass sich bei Massnahmen für verhaltensauffällige oder straffällig gewordene Jugendliche positive Entwicklungen abzeichnen. Verstärkt wird auf kognitiv-verhaltenstherapeutische Massnahmen gesetzt. Auch hinsichtlich der Einrichtung von öffentlichen Instituten, die sich damit befassen, entsprechende Massnahmen anzubieten und zu evaluieren, zeigt sich eine positive Entwicklung. Wie die Beispiele zeigen, befinden sich verschiedene Projekte momentan in der Aufbau- und Evaluationsphase mit dem Ziel, national angeboten werden zu können.

SCHLUSSFOLGERUNGEN UND EMPFEHLUNGEN

- › Kognitiv-verhaltenstherapeutische Programme erwiesen sich als vielversprechende Strategie zur Verringerung der Kriminalität, da sie sich sowohl bei Jugendlichen als auch bei Erwachsenen positiv auf die Rückfallrate auszuwirken scheinen.
- › Die Programme sollten eine hohe Umsetzungsqualität gewährleisten und Komponenten beinhalten, die sich auf das Lösen zwischenmenschlicher Probleme und die Aggressionskontrolle konzentrieren, da diese Faktoren wichtig für die Verringerung der Rückfallkriminalität sind.
- › Der Forschungsbedarf liegt hauptsächlich in einer weiteren Untersuchung der Voraussetzungen für den Erfolg der Programme. Dazu gehören verschiedene Straftäterinnen- und Straftätertypen und die beste Umsetzung in der Justizvollzugspraxis [4]. Evaluationen im Schweizer Kontext werden ebenfalls sehr empfohlen.

WEITERFÜHRENDE LITERATUR UND LINKS

LITERATUR

Turgeon, L., & Parent, S. (Hrsg.) (2012). Intervention cognitivo-comportementale auprès des enfants et des adolescents, Tome 2. Québec: Presses de l'Université du Québec.

LINKS

Kinder- und Jugendpsychiatrische Dienst der Universität Zürich › www.kjpd.zh.ch

Forensisch-Psychiatrische Dienst der Universität Bern › www.fpd.unibe.ch

Türöffner – Work and Box › www.workandbox.ch

Face à Face ADOS › www.face-a-face.info

ViFaAdos › www.fjfnet.ch/vifa

Famille Solidaire › www.familles-solidaires.ch › Prestations › Pour les adolescents auteurs d'actes d'ordre sexuel

Forensische Institut Ostschweiz › www.forio.ch

16. MULTISYSTEMISCHE FAMILIENINTERVENTIONEN

EBENE	BEREICH	ALTERSGRUPPE
Universell		Vor der Geburt
Selektiv	› Familie	Säuglingsalter (0–1)
› Indiziert	Schule	Frühe Kindheit (1–7)
	Sozialraum	› Mittlere / späte Kindheit (7–9)
		› Frühadoleszenz (9–13)
		› Mittlere / späte Adoleszenz (13–18)

ZIELE

Veränderung der familiären Interaktionsmuster, damit Hochrisikoverhalten (z. B. Delinquenz, Drogenabhängigkeit) reduziert oder ganz abgelegt wird

ZIELGRUPPE

Kinder/Jugendliche mit stark antisozialem Verhalten und deren Familien, Altersgenossen und Schulen

ANGESPROCHENE RISIKEN

Dysfunktionales Lebensumfeld, antisoziale Lebensweise, antisoziale Altersgenossen, Mangel an sozialen Fertigkeiten, negative Kind-Eltern-Beziehung, mangelnde elterliche Aufsicht, schulische und berufliche Probleme

ALLGEMEINE WIRKSAMKEIT

Wirksam

Multisystemische Familieninterventionen sind Therapien für stark verhaltensauffällige Kinder und Jugendliche. Sie richten sich an die ganze Familie und umfassen manchmal auch Arbeit mit Gleichaltrigen. Ihr oberstes Ziel ist, Veränderungen in der Interaktion und Kommunikation zwischen den Familienmitgliedern herbeizuführen, um den familiären Zusammenhalt zu verbessern, Schwierigkeiten in der Schule oder in einem anderen sozialen Umfeld zu begegnen und eine positive psychosoziale Entwicklung der Kinder zu fördern. Während einige Studien beachtliche positive Langzeiteffekte nachweisen, sind die Ergebnisse vorliegender Übersichtsstudien weniger schlüssig.

PROBLEMLAGE

Jugendliche mit wiederholtem stark aggressivem Verhalten weisen in der Regel mehrere Risikofaktoren für den späteren Lebenserfolg auf. Dazu gehören beispielsweise Probleme mit der psychischen Gesundheit, Schwierigkeiten in der Schule oder am Arbeitsplatz, Drogenmissbrauch und Alkoholkonsum sowie finanzielle Probleme. Diese Risikofaktoren stehen oft in Zusammenhang mit Schwierigkeiten in verschiedenen Umfeldern, einschliesslich dysfunktionalen Familienverhältnissen, die auch die anderen Familienmitglieder beeinflussen.

ZIELE

Familientherapien für Eltern und stark verhaltensauffällige Kinder sind familienbasierte Interventionen zur Identifikation und Reduktion spezifischer Probleme (z. B. Drogenkonsum, Delinquenz) als Symptome oder Zeichen maladaptiver Interaktionen im gesamten familiären Umfeld. Sie beruhen auf sozialökologischen oder systemischen Theorien, entwicklungsorientierten Ansätzen sowie Risiko- und Schutzfaktorenkonzepten. Obwohl manche Interventionen sehr strukturiert sind, werden die Familientherapien massgeschneidert, damit sie auf die Bedürfnisse jeder Familie eingehen. Weitere Personen wie z. B. Lehrpersonen, Mitglieder des Kriminaljustizsystems, Gleichaltrige und andere relevante Mitglieder der Gemeinschaft werden manchmal in die Intervention einbezogen, damit sie zum Aufbau eines positiveren sozialen Umfeldes für Kinder und Familien beitragen.

Es gibt verschiedene familientherapeutische Ansätze. In diesem Kapitel betrachten wir Programme, die auf die Unterstützung von Familien mit stark verhaltensauffälligen Kindern (Kriminalität, Aggression, Drogenkonsum) zugeschnitten sind. Sie richten sich in der Regel an Familien mit Kindern und Jugendlichen im Alter von 10 bis 19 Jahren.

MERKMALE

Familientherapien für verhaltensauffällige Kinder und deren Eltern umfassen verschiedene Ansätze. Einige davon sind stark strukturiert und sind in einem Handbuch festgelegt, andere basieren auf flexibleren Formen (z. B. «Brief Strategic Family Therapy»). In der Regel konzentrieren sich diese Programme auf die Arbeit mit der ganzen Familie und sollten von erfahrenen, qualifizierten Fachleuten durchgeführt werden. Zu den international verbreiteten Ansätzen mit Forschungsergebnissen über positive Auswirkungen gehören die «Brief Strategic Family Therapy» (BSFT), die «Multidimensionale Familientherapie» (MDFT), die «Multisystemische Therapie» (MST) sowie die «Funktionale Familientherapie» (FFT).

Durchführungsformat: Familientherapien werden normalerweise einmal pro Woche durchgeführt, obwohl manche Programme mit häufigeren Sitzungen beginnen. Die Dauer variiert je nach Programm und kann an die Bedürfnisse

der Familie angepasst werden. Der Aufbau einer therapeutischen Beziehung, die Identifikation der Probleme und deren Kontextualisierung innerhalb des familiären und gesellschaftlichen Umfelds sind im Frühstadium jeder Familientherapie wichtig. Darauf folgend werden mangelhafte Interaktionen identifiziert und neue Interaktionsweisen vorgeschlagen und geübt, um die Beziehungen in der Familie zu verbessern sowie Familienkonflikte und andere familiäre Risikofaktoren zu reduzieren, die zum Fehlverhalten des Kindes beitragen. Es werden angemessene Kommunikationsfertigkeiten geübt, um die Beziehungen innerhalb der Familie zu verbessern und den Eltern zu helfen, ihre Betreuungsfähigkeiten zu verbessern, wie z. B. ihrem Kind zuzuhören und auf dessen Bedürfnisse eingehen zu können. Gleichzeitig lernen die Jugendlichen, ihre Eltern zu respektieren. Die Bereitschaft, einander zuzuhören, und der gegenseitige Respekt in der Familie werden gefördert. In der Regel ist das Ziel, die Kompetenzen der Eltern zu verbessern und pragmatische Veränderungen herbeizuführen, die den Jugendlichen Gelegenheit bieten, neue Verhaltensweisen und Wahrnehmungen zu erfahren. Manche Programme setzen das Schwergewicht auf Sitzungen mit allen Familienmitgliedern während andere (wie etwa MDFT) auch Sitzungen mit Eltern und Jugendlichen getrennt vorsehen.

Durchführungsrahmen: In der Regel erfolgen diese spezifischen Familientherapien in einer Einrichtung zur Förderung der psychischen Gesundheit, sie können aber auch in Wohnhäusern oder dazu geeigneten öffentlichen Einrichtungen durchgeführt werden.

Erforderliche Qualifikationen: Angesichts der Komplexität der Programmdurchführung müssen Therapeutinnen und Therapeuten einen höheren Hochschulabschluss (Master oder Doktor) in Psychologie, Sozialer Arbeit oder einem anderen mit der psychischen Gesundheit zusammenhängenden Bereich vorweisen. Zukünftige Therapeutinnen und Therapeuten müssen zudem strukturierte Schulungsseminare absolvieren, die drei bis sieben Tage dauern. Ausserdem wird Therapeutinnen und Therapeuten in Ausbildung oder mit erst kürzlich beendeter Ausbildung kontinuierlich Supervision angeboten.

Um eine möglichst getreue Umsetzung zu gewährleisten, haben die Programmentwickler Behandlungshandbücher sowie strukturierte Schulungsworkshops erarbeitet, die sowohl theoretische als auch praktische Module sowie Ablaufpläne für Supervisions- und Auffrischungssitzungen umfassen. In manchen Fällen, beispielsweise bei der Multisystemischen Therapie und der Funktionalen Familientherapie, wird die Schulung von professionellen Drittparteien, d. h. Privatagenturen mit der Lizenz für das geistige Eigentum am Programm [1], vorgenommen. Je nach Programm können Einzelpersonen oder Gruppen von Fachleuten geschult werden.

Erforderliche Ressourcen: Die meisten grossen evidenzbasierten Programme werden kommerziell verbreitet. Die Verbreitung erfordert eine lokale Struktur zur Schulung und Qualitätskontrolle. In den Dienstleistungen enthalten sind ein umfassendes Training, gestützt durch Schulungsmaterial,

Assessment Tools, Protokolle für die Behandlungsdurchführung, ein qualifiziertes Supportteam, das mit einer kleinen Anzahl Therapeutinnen und Therapeuten arbeitet, sowie periodische Qualitätskontrolle und Supervision.

Programmbeispiel

Die «Funktionale Familientherapie» (FFT) ist ein kurzzeitiges, kultursensibles Familientherapieprogramm, das spezifisch für Risikojugendliche und delinquente Jugendliche entwickelt wurde. Die Therapie wird je nach den spezifischen Bedürfnissen der betroffenen Familie in durchschnittlich 12 Sitzungen über einen Zeitraum von drei bis vier Monaten durchgeführt. Die Sitzungen finden sowohl in Kliniken als auch bei den Betroffenen zu Hause statt, können aber auch in verschiedenen anderen Einrichtungen wie Schulen, Bewährungshilfestellen oder anderen Einrichtungen zur Förderung der psychischen Gesundheit erfolgen. FFT-Therapeuten konzentrieren sich auf die Einschätzung der Stärken und Schwächen oder der Risiko- und Schutzfaktoren innerhalb der Familie und des weiteren sozialen Umfeldes, was die gesunde Entwicklung von Jugendlichen beeinflusst. Diese Faktoren werden dann in der Intervention spezifisch ins Visier genommen und im Laufe der Therapie kontinuierlich evaluiert. Die Intervention besteht aus fünf Hauptphasen: Auseinandersetzung mit Veränderung, Motivation zur Veränderung, Beurteilung der zwischenmenschlichen Beziehungen und Planung der Verhaltensänderung, Verhaltensänderung und Generalisierung derselben in allen Lebensbereichen und Umfeldern. Die Evaluation von FFT-Programmen in den USA und Norwegen deutet auf eine signifikante Abnahme der Rückfallquote von Jugendlichen, sowie auf einen Rückgang der Fremdplatzierungen hin (www.fftinc.com).

WIRKSAMKEIT

In den letzten 30 Jahren wurde mittels einer beträchtlichen Anzahl randomisierter kontrollierter Versuche die Wirksamkeit multisystemischer Interventionen geprüft.

- › Insgesamt deutet die Forschungsevidenz darauf hin, dass diese Interventionen antisoziales Verhalten und damit verbundene Probleme verringern können. Eine kürzlich durchgeführte Übersichtsstudie untersuchte beispielsweise die Wirksamkeit von vier Familientherapien («Brief Strategic Family Therapy», «Funktionale Familientherapie», «Multidimensionale Familientherapie» sowie «Multisystemische Therapie») bei verhaltensauffälligen Jugendlichen im Alter von 11 bis 19 Jahren. Die systemischen Familientherapien scheinen die Wirkung von üblichen Behandlungen und alternativen Therapien zu übertreffen [1]. Es ist derzeit aber unklar, welcher Ansatz der wirksamste ist und ob die Wirkung langfristig anhält.
- › Mehrere Studien haben die Wirksamkeit der «Multisystemischen Therapie» (MST) spezifisch untersucht. MST ist wahrscheinlich die kommerziell am meisten verbreitete systemische Familienintervention zur Reduzierung von Jugenddelinquenz. Leider sind die Ergebnisse widersprüchlich. Während einige Studien zum Schluss kamen, dass MST bezüglich familiärer Beziehungen, Schulpräsenz und Delinquenz [2] wirksam ist, zogen andere das Fazit, dass MST insgesamt nicht wirksamer als andere Angebote ist [3]. Die Wirksamkeit scheint insbesondere davon abzuhängen, ob die Intervention von einem Forscherteam oder von Praktikerinnen und Praktikern umgesetzt wird.

Die meisten Studien zu diesen Programmen wurden in den Vereinigten Staaten durchgeführt. In jüngerer Zeit gab es aber auch mehrere randomisierte Wirkungsevaluationen in Europa. Die Ergebnisse sind tendenziell vielversprechend, wobei gewisse Unterschiede bestehen. In den Niederlanden gelangte man zur Erkenntnis, dass MST wirksamer ist als übliche Behandlungen für die Verringerung von externalisierendem, oppositionellem und gestörtem Verhalten sowie Eigentumsdelikten, jedoch nicht für die Reduktion von Gewalt [4]. Ähnliche positive Ergebnisse wurden in Grossbritannien [5] und Norwegen [6] festgestellt, während eine Studie in Schweden keinen Unterschied zu den üblichen Behandlungen nachweisen konnte [7].

Einflussfaktoren: Aus einschlägigen Studien gehen mehrere Faktoren hervor, die zur Wirksamkeit dieser Art von Programmen beitragen [8, 9]. Diese Faktoren beinhalten:

- › Eingehende Abklärung der Bedürfnisse und Hindernisse zu Beginn, damit das neue Programm zu den klinischen Bedürfnissen der Gemeinschaft und der bestehenden Infrastruktur passt.
- › Sehr kompetentes und gut geschultes lokales Beratungsteam, das in direktem Kontakt zu den Entwicklern des Kernprogramms steht und den Implementierungsprozess beaufsichtigen kann. Es muss in der Lage sein, alle Behandlungs- und Implementierungskomponenten an einem neuen Standort bereitzustellen.
- › Umfassendes Training der Therapeutinnen und Therapeuten, das sowohl eine didaktische Schulung (Lehrmaterial und schriftliche Unterlagen) als auch ein Kompetenztraining inkl. Aufsicht und regelmässige Beratung am Telefon oder im direkten Gespräch, umfasst.
- › Getreue Umsetzung der Behandlung durch die Therapeutinnen und Therapeuten, die durch standardisierte Umsetzungsevaluationen und regelmässige Auffrischungstrainings erreicht werden.

AKTUELLE PRAXIS IN DER SCHWEIZ

- › In Anerkennung des Problems der Fremdplatzierung von Kindern aus sehr dysfunktionalen Familien und in Anbetracht ihrer vielfältigen Bedürfnisse begann man in der Schweiz Mitte der 1980-er-Jahre, **sozialpädagogische Familienbegleitung** anzubieten. Als «aufsuchende» Sozialarbeit, die auf die Bedürfnisse von Familien in vielen verschiedenen Situationen eingeht, steht sie heute in den meisten Regionen der Schweiz zur Verfügung. Aufsuchende Sozialarbeit (resp. aufsuchende Familienarbeit) ist ein Oberbegriff für verschiedene Formen, während sozialpädagogische Familienbegleitung ein v.a. in der Schweiz verbreiteter Zugang ist. Betroffene werden in der Regel von Sozialdiensten oder Kinderschutzorganisationen an die Anbieter solcher Interventionen verwiesen. Die Art der Intervention variiert je nach Bedürfnissen der Betroffenen und Anbieter. Sozialpädagogische Familienbegleitung ist allerdings keine therapeutische Intervention,

die etwa der Funktionalen Familientherapie oder Multisystemischer Therapie entsprechen würde.

- › Kürzlich wurden beachtliche Fortschritte bei der Einführung von evidenzbasierten standardisierten Therapieprogrammen für delinquente Jugendliche erzielt, was teilweise auf die Unterstützung dieser Programme durch das Bundesamt für Gesundheit zurückzuführen ist. **Multisystemische Therapie** wird derzeit vom Kinder- und Jugendpsychiatrischen Dienst des Kantons Thurgau angeboten. Im Kanton Aargau bieten der Kinder- und Jugendpsychiatrische Dienst und der Schulpsychologische Dienst MST als Teil eines Pilotprojekts an.
- › **Multidimensionale Familientherapie** (Spohr et al., 2011) wird in der Schweiz seit 2008 als «thérapie familiale multidimensionnelle» von der Stiftung Phénix in Genf angeboten. Sie wurde vorwiegend für Jugendliche mit Drogen- und Suchtproblemen entwickelt. Eine Zulassung als MDFT-Therapeut erfordert eine zweijährige Schulung. Im Rahmen des Genfer Teils des europäischen Evaluationsprojekts INCANT mit fünf Standorten wurde MDFT mit konventioneller Psychotherapie verglichen (Rigter, 2012). Die Ergebnisse deuten darauf hin, dass die Intervention insgesamt zu einer Verringerung des Cannabiskonsums beiträgt. Die Studie deutet ausserdem auch auf einen Effekt beim Abbau von externalisierendem Verhalten bei Jugendlichen an den fünf beteiligten Standorten hin (Schaub et al. 2014).
- › Die multisystemische Therapie wird auch im Bereich Kinderschutz angewendet. So bietet die Psychiatrische Dienste Thurgau die **multisystemische Therapie Kinderschutz MST CAN** (Child Abuse and Neglect) an für Familien mit von Misshandlung und Vernachlässigung betroffenen Kindern. Mit intensiver aufsuchender Therapie wird versucht, psychiatrische Erkrankungen der Familienmitglieder zu behandeln. Zudem wird unter Einbezug des sozialen Netzwerkes versucht, den Familien zu helfen, ihren Kindern ein sicheres Umfeld zu bieten.
- › Eine interessante Entwicklung in der Schweiz ist die **kompetenzorientierte Familienarbeit (KOFA)**. Das Programm wurde von Prof. Kitty Cassée und Mitarbeitenden entwickelt (2009, 2010a, 2010b) und wird derzeit in mehreren Schweizer Kantonen wie beispielsweise Zürich, Aargau, Solothurn und durch die Fachstelle Kinderbetreuung Luzern in der ganzen Zentralschweiz angeboten. Die KOFA ist ein standardisierter, modularisierter Interventionsansatz für stark belastete Familien, in denen Kindern eine Fremdplatzierung droht, oder wo ein Kind nach einer Fremdplatzierung zur eigenen Familie zurückkehren soll. Sie umfasst eine sechswöchige Intervention mit etwa 70 bis 80 Stunden Kontaktzeit wie auch einen Notfalldienst rund um die Uhr. Zum Programm gehören unter anderem ein standardisiertes Ressourcen- und Bedürfnis-Assessment, kognitive-verhaltenstherapeutische Interventionen zur Änderung der Verhaltensmuster und Beratung zu verfügbaren Diensten und Ressourcen. Eine KOFA-Intervention kostet etwa 10000 bis 15000 CHF (weitgehend mit einer MST-Intervention vergleichbar). Das Programm wurde in einem Vorher-Nach-

her-Design mit 125 Teilnehmenden evaluiert (Cassée et al, 2010b). Bei 33 Familien wurde vor der Intervention eine Fremdplatzierung in Erwägung gezogen. In 76% dieser Fälle konnte die Fremdplatzierung vermieden werden. Die Anbieter werden im Rahmen eines siebentägigen Programms geschult und anschliessend unter Aufsicht gestellt. Da eine Kontrollgruppe fehlt, ist es derzeit schwierig, die Wirksamkeit dieses Programms zu beurteilen.

SCHLUSSFOLGERUNGEN UND EMPFEHLUNGEN

- › Standardisierte multisystemische Interventionen, welche die Familie einbeziehen, sind ein vielversprechender Interventions- und Präventionsansatz für Jugendliche mit schwerwiegendem antisozialem Verhalten. Aber obwohl es eine gewisse Evidenz für die Wirksamkeit von Familientherapien gibt, weist der grösste Teil der Fachliteratur auf mehrere Schwierigkeiten bei der Interpretation der Ergebnisse hin, und manche Resultate sind nicht schlüssig. Die Forschungsgrundlage ist noch dünn. Insbesondere wissen wir sehr wenig über die Vor- und Nachteile verschiedener Programme. Es ist auch noch unklar, ob diese Interventionen wirksam bleiben, wenn sie ausserhalb wissenschaftlicher Versuche, bei denen die Forscherinnen und Forscher genaue Kontrolle über die Umsetzung haben, durchgeführt werden.
- › Es wird empfohlen, dass nur hochspezialisierte und geeignete Therapeutinnen und Therapeuten, die für die Arbeit mit stark belasteten Familien spezifisch geschult sind, diese Interventionen durchführen. Umfassende Schulungen unterstützen die Therapeutinnen und Therapeuten dabei, ein harmonisches Familienleben zu fördern.

WEITERFÜHRENDE LITERATUR UND LINKS

LITERATUR

Cassée, K., Los-Schneider, B. & Spanjaard, H. (2009). KOFA-Manual. Handbuch für die kompetenzorientierte Arbeit mit Familien (2. Aufl.). Bern: Haupt.

Cassée, K. (2010a). Kompetenzorientierung. Eine Methodik für die Kinder- und Jugendhilfe (2. Aufl.). Bern: Haupt.

Cassée, K., Los-Schneider, B., Baumeister, B. & Gavez, S. (2010b). Kompetenzorientierte Familienarbeit KOFA. Schlussbericht. Zürich: Eigenverlag ZHAW, Soziale Arbeit, www.sozialearbeit.zhaw.ch

Henggeler, S., Schoenwald, S., & Borduin, C. (2012). Multisystemische Therapie bei dissozialem Verhalten von Kindern und Jugendlichen. Springer.

Rigter, H., Henderson, C. E., Pelc, I., Tossman, P., Phan, O., Hendriks, V., et al. (2012). Multidimensional family therapy lowers the rate of cannabis dependence in adolescents: A randomised controlled trial in Western European outpatient settings. Drug and alcohol dependence, 130, 85–93.

Spapen, P. (2010). La thérapie familiale multidimensionnelle des adolescent(e)s dépendants du cannabis. Thérapie familiale, 31, 117–132.

Spohr, B., Gantner, A., & Bobbink, J. (2011). Multidimensionale Familientherapie. Jugendliche bei Drogenmissbrauch und Verhaltensproblemen wirksam behandeln. Vandenhoeck & Ruprecht.

Schaub, M., Henderson, C., Pelc, I., Tossman, P., Phan, O., Hendriks, V., Rowe, C., Rigter, H. (2014). Multidimensional family therapy decreases the rate of externalising behavioral disorder symptoms in cannabis abusing adolescents: outcomes of the INCANT trial. BMC Psychiatry, 14:2

LINKS

Brief Strategic Family Therapy > www.bsft.org

Multidimensionale Familientherapie > www.mdft.org

Multisystemische Therapie > www.mstservices.com

Funktionale Familientherapie > www.fftinc.com

Sozialpädagogische Familienbegleitung > www.spf-fachverband.ch

Psychiatrische Dienste Thurgau > www.stgag.ch/psychiatrische-dienste-thurgau

Fachstelle Kinderbetreuung Luzern > www.fachstellekinder.ch

Zentrum Röteli > www.roeteli.ch

Kompetenzorientierte Familienarbeit > www.kofa-winterthur.ch

17. THERAPEUTISCHE PFLEGEFAMILIEN

EBENE	BEREICH	ALTERSGRUPPE
Universell		Vor der Geburt
Selektiv	› Familie	Säuglingsalter (0–1)
› Indiziert	Schule	› Frühe Kindheit (1–7)
	Sozialraum	› Mittlere / späte Kindheit (7–9)
		› Frühadoleszenz (9–13)
		› Mittlere / späte Adoleszenz (13–18)

ZIELE

Bereitstellung eines alternativen Lebens-/Therapiearrangements für Kinder und Jugendliche, bei denen aufgrund schwerwiegender Emotions- oder Verhaltensprobleme ein hohes Risiko für eine Einweisung in eine Heil- oder Jugendvollzugsanstalt besteht

ZIELGRUPPE

Kinder und Jugendliche bis 18 Jahre mit schwerwiegenden psychischen Gesundheitsproblemen, Drogen- und Substanzmissbrauch oder einer von Missbrauch oder Vernachlässigung geprägten Vergangenheit

ANGESPROCHENE RISIKEN

Kindsmissbrauch und -vernachlässigung, instabile Lebensumstände, schwere Verhaltensstörungen und Delinquenz, schwerwiegende psychische und physische Gesundheitsprobleme bei Kindern und/oder Eltern

ALLGEMEINE WIRKSAMKEIT

Vielversprechend

Therapeutische Pflegefamilienprogramme sind strukturierte, unterstützende Intensivprogramme mit einer Dauer von 6 bis 12 Monaten für stark verhaltensauffällige Kinder und Jugendliche. Im Rahmen der Platzierung arbeiten die Programme mit geschulten Pflegeeltern, um eine individualisierte und strukturierte Behandlung von Kindern und Jugendlichen anzubieten, die man sonst in ein Heim oder eine Jugendvollzugsanstalt einweisen würde. Eine Übersichtsstudie deutet auf eine klinisch bedeutsame Verringerung von Verhaltensproblemen und auf Verbesserungen des Engagements in der Schule und am Arbeitsplatz hin, aber man weiss zu wenig darüber, ob man dieselben Effekte in verschiedenen Kinderschutzsystemen replizieren könnte.

PROBLEMLAGE

In der Schweiz leben etwa 15 000 Kinder in Pflegefamilien (Zatti, 2006). Kinder in Pflegefamilien waren oft vielen Risikofaktoren wie z. B. Kindsmissbrauch und Vernachlässigung, sexuellem Missbrauch, Drogenmissbrauch der Eltern oder anderen traumatischen Erfahrungen ausgesetzt. Bei diesen Kindern besteht ein hohes Risiko für negative Entwicklungen einschliesslich Beeinträchtigungen der psychischen Gesundheit, Drogenmissbrauch und kriminelles Verhalten.

Angesichts der ernststen Probleme dieser jungen Menschen, deren hohen Ausmasses an Bedürfnissen und der Belastung für das Sozialhilfesystem sind mehrfache ausserfamiliäre Platzierungen und Institutionalisierungen häufig.

Ergebnisse aus der Studie z-proso: Jugendliche in ausserfamiliärer Platzierung

Unter Zürcher Jugendlichen im Alter von 11 bis 15 Jahren waren 3% mindestens einmal in ausserfamiliärer Betreuung bei Pflegeeltern. Die Fremdplatzierung dauerte in der Regel weniger als sechs Monate. Jugendliche, die ausserhalb ihrer Familie platziert werden, mussten in ihrem Leben bereits eine Reihe von schwierigen Situationen bewältigen. Im Vergleich zu anderen Studienteilnehmenden haben sie vor der Fremdplatzierung 5-mal häufiger eine Trennung ihrer Eltern erlebt, wurden 4-mal häufiger in Zusammenhang mit einem Verbrechen der Polizei gemeldet, und waren 3,5-mal häufiger von zu Hause ausgerissen. Zudem ist es bei ihnen 10-mal wahrscheinlicher, dass sie als Opfer schwere sexuelle Übergriffe erlebt haben, 2,5-mal wahrscheinlicher, dass sie sich selbst körperlichen Schaden zugefügt haben (z.B. Ritzen), und 2-mal wahrscheinlicher, dass sie schon einmal an Selbstmord gedacht haben.

Quelle: Analyse der Daten des Zürcher Projektes zur sozialen Entwicklung von Kindern und Jugendlichen, z-proso, 2014

ZIELE

Therapeutische Pflegefamilienprogramme sind Interventionen, die für Kinder und Jugendliche konzipiert sind, die stark verhaltensauffällig sind, psychische Probleme haben, Missbrauch, Vernachlässigung oder Drogenkonsum und -abhängigkeit erlebt haben. Diese Programme sollen problematisches Verhalten abbauen und den Kindern und Jugendlichen helfen, zu ihren Familien zurückzukehren. Therapeutische Pflegefamilienprogramme beruhen in der Regel auf kognitiven Verhaltens- und Bindungstheorien. Im Rahmen dieser Programme stehen Pflegeeltern bereit, die über die erforderlichen Fertigkeiten für den Umgang mit schwierigem Verhalten verfügen. Sie wenden ein strukturiertes System für das Verhaltensmanagement an, das positives, dem Alter angemessenes Verhalten fördert. Zusätzlich arbeitet ein multidisziplinäres Team aus Fachleuten mit den Pflegeeltern, um eine Verhaltensänderung durch die Förderung positiver Vorbilder und Beziehungen herbeizuführen. Die Intervention beinhaltet engmaschige Aufsicht in der Pflegefamilie, an der Schule und im weiteren Umfeld.

MERKMALE

Das bekannteste therapeutische Pflegefamilienprogramm mit umfassender Forschungsgrundlage ist Multidimensional Treatment Foster Care (MTFC). Es wurde in den 1980-er Jahren am Oregon Learning Centre in den USA entwickelt, aber in jüngerer Zeit auch in Schweden, Dänemark, Norwegen und Grossbritannien eingeführt. Es unterscheidet sich wesentlich von üblichen Platzierungen in Pflegefamilien. Die folgenden Ausführungen gelten in erster Linie für MTFC.

Durchführungsformat: Kinder und Jugendliche werden in der Regel von der Jugendanwaltschaft, der Sozialhilfe oder psychiatrischen Einrichtungen an therapeutische Pflegefamilienprogramme weiterverwiesen. Pflegefamilien dieser Art sind oft eine Alternative zu einer restriktiveren Unterbringung.

Therapeutische Pflegeeltern sind Mitglieder eines Behandlungsteams, dem auch Therapeuten und Therapeutinnen sowie Programm-Supervisoren angehören. Sie sind für die Umsetzung des individuellen Behandlungsplans verantwortlich und dafür geschult, den Jugendlichen die Fertigkeiten und Strategien zu vermitteln, die diese für die Bewältigung ihrer Schwierigkeiten benötigen. Ausserdem besteht eine der Schlüsselaufgaben der Anbieter von therapeutischen Pflegefamilienprogrammen darin, die Jugendlichen mit zusätzlichen Interventionen zur Förderung der psychischen Gesundheit bei der Bewältigung von Schwierigkeiten zu unterstützen. Dazu gehören Verhaltenstrainings und Support für die Pflegeeltern, Familientherapie für die leiblichen Eltern (oder andere spätere Betreuungspersonen), Kompetenztraining für die Jugendlichen, unterstützende Therapie für die Jugendlichen, schulbasierte Verhaltensinterventionen und schulische Unterstützung sowie psychiatrische Beratung inkl. Medikationsmanagement. Ergänzend zu den formellen Interventionen wird eine unterstützende Beziehung zu mindestens einer zusätzlichen erwachsenen Betreuungsperson gefördert, und der Kontakt der Jugendlichen zu Gleichaltrigen mit ähnlichen Problemen wird eingeschränkt.

Angesichts der Intensität dieser Programme und des Ausmasses der Schwierigkeiten der Jugendlichen wird normalerweise nicht mehr als ein Kind in einer Pflegefamilie untergebracht. Die Dauer der Unterbringung variiert je nach den individuellen Bedürfnissen der jeweils betroffenen Jugendlichen, liegt in der Regel jedoch bei sechs bis zwölf Monaten.

Durchführungsrahmen: Das Programm wird in einer Pflegefamilie durchgeführt. Die Betreuung bei einer therapeutischen Pflegefamilie ist stärker strukturiert als bei einer klassischen Pflegefamilie und erfordert die genaue Befolgung des Modellprogrammes.

Erforderliche Qualifikationen: Die Umsetzung von MTFC erfordert einen Akkreditierungsprozess, der die Entwicklung eines Umsetzungsplans, ein viertägiges Training aller beteiligten Fachkräfte und die Unterstützung bei der beginnenden Schulung von Pflegeeltern beinhaltet. Die Pflegeeltern müssen keine früheren Schulungen oder Qualifikationen mitbringen. Sie

erhalten zuerst etwa 20 Stunden direkte Schulung, dann kontinuierlich Unterstützung, Beratung und Supervision durch Fachleute, die nur eine kleine Anzahl an Fällen betreuen. Kriseninterventionsdienste stehen durchgehend zur Verfügung. Standorte, die das Programm anbieten, erhalten kontinuierliche Supervision durch MTFC-Beraterinnen und -Berater.

Erforderliche Ressourcen: Die Einführung von Multidimensional Treatment Foster Care erfordert eine erhebliche Anfangsinvestition in den Aufbau der Infrastruktur und die Schulung der Fachleute, bevor das Programm angeboten werden kann. Therapeutische Pflegeeltern erhalten Bezahlungen zusätzlich zu ihrer normalen Entschädigung für die Pflegeelternschaft. Ausserdem können sie je nach den spezifischen Bedürfnissen der von ihnen betreuten Kindern und Jugendlichen auch spezielle Zuschüsse beziehen. Die Kosten dieser Programme sind mit anderen Arten der Unterbringung vergleichbar. Zu Platzierungen in anderen Institutionen bieten die Programme sogar eine kostengünstigere Alternative [1].

Programmbeispiel

Multidimensional Treatment Foster Care (MTFC) ist ein hoch strukturiertes und evidenzgestütztes Programm zur Behandlung von Jugendlichen welche mehrfache und schwere Delikte begangen haben. Es basiert auf lerntheoretischen und systemischen Theorien. Die Pflegeeltern übernehmen ein engmaschige Kontrolle des Verhaltens des Jugendlichen und achten insbesondere darauf, dass es zu keinen Kontakten mit Gleichaltrigen kommt. Es werden klare Grenzen gesetzt, Regelverletzungen werden konsistent bestraft und positives Verhalten wird belohnt. Die Pflegeeltern erhalten eine ausführliche Ausbildung und werden rund um die Uhr durch Supervisoren betreut, um eine optimale Qualitätssicherung zu erreichen. Pflegeeltern nehmen ausschliesslich ein Kind zur Betreuung auf. Im Vergleich zu herkömmlicher Betreuung in Gruppen zeigten randomisierte Evaluationsstudien einen Rückgang von erneuten Delikten, weniger Gewalt, sowie weniger Fälle von Ausreissen. Aufgrund positiver Evaluationsergebnisse wird MTFC heute auch etwa in Schweden, Norwegen und den Niederlanden angeboten. Es gibt angepasste Versionen für Jugendliche, Schulkinder und Kinder im Vorschulalter (www.mtfc.com).

WIRKSAMKEIT

Unser Wissen darüber, ob und welche Interventionen im Bereich der Fremdplatzierung von Kindern und Jugendlichen mit Verhaltensauffälligkeiten funktionieren oder nicht, ist immer noch stark eingeschränkt.

- › Eine Übersichtstudie zur Wirksamkeit von ausserfamiliären Platzierungen generell gelangte zu der vorsichtigen Schlussfolgerung, dass diese Interventionen einen positiven Effekt auf die Reduzierung von externalisierenden und internalisierenden Problemen haben, und dass Interventionen mit einer starken Verhaltenskomponente und einer familienorientierten Komponente besser als andere zu funktionieren scheinen [2]. Das therapeutische MTFC-Programm schien mehr positive Auswirkungen als die Unterbringung in regulären Pflegefamilien zu haben.
- › Die Wirksamkeit von therapeutischen Pflegefamilienprogrammen wie MTFC wurde recht eingehend untersucht. Frühere Übersichtstudien zogen ein weitgehend positives Fazit (z.B. [3]). Eine jüngere Übersichtstudie

berücksichtigte nur randomisierte Studien, die besonders stichhaltige Schlussfolgerungen ermöglichen [4]. Die Studien evaluierten therapeutische Pflegefamilienprogramme für Kinder und Jugendliche bis 18 Jahre, die in restriktiven Einrichtungen untergebracht waren oder bei denen eine solche Unterbringung erwogen wurde. Sie deuten auf eine signifikante Abnahme der selbstberichteten Straftaten, der Häufigkeit von Ausritten, der Überweisungen an die Strafverfolgungsbehörden und der in Einrichtungen verbrachten Zeit in den 12 bis 24 Monaten nach dem Programmeintritt hin. Verbesserungen wurden auch bezüglich Schulpräsenz, Erledigung der Hausaufgaben und Einsatz am Arbeitsplatz beobachtet. Diese Ergebnisse sollten jedoch mit Vorsicht interpretiert werden, da nur fünf Studien einbezogen werden konnten. Die Autoren der Übersichtsstudie erwähnen auch einen Mangel an unabhängigen Replikationsstudien und fehlende Kenntnisse über die Wirksamkeit in verschiedenen Kontexten und bei unterschiedlichen Zielgruppen.

- › Die jüngsten Studien veranschaulichen dieses Problem: Ein randomisierter Versuch in Schweden, das ein sehr effektives Kinderbetreuungssystem hat, ergab in neun von zehn Problemkategorien stärkere Verbesserungen bei Kindern, die in einer MTFC Intervention teilnahmen, als bei Kindern in normalen Pflegefamilien u. a. bei externalisierenden und internalisierenden Problemen [5]. Zwei Evaluationen in England gelangten dagegen zu weniger optimistischen Schlüssen. Eine erste Studie bei jungen Straftäterinnen und Straftätern ergab zwar einen signifikanten kurzfristigen Effekt auf Wiederholungstaten und kriminelle Aktivitäten im Allgemeinen, aber dieser Effekt verschwand, nachdem die Jugendlichen in ihr Umfeld zurückgekehrt waren [6]. Eine zweite MTFC-Evaluation bei 11- bis 15-Jährigen in England ergab keinen Vorteil im Vergleich zur üblichen Behandlung [7].

Einflussfaktoren: Ein therapeutisches Pflegefamilienprogramm ist eine intensive Intervention für junge Menschen mit ernsten Verhaltensproblemen. Man geht davon aus, dass mehrere Voraussetzungen erfüllt sein müssen, damit solche Interventionen positive Ergebnisse erzielen können [8]. Diese beinhalten:

- › Klare Festlegung von Interventionsablauf, Zielen und erwünschten Ergebnissen
- › Durchdachtes Qualitätssicherungssystem
- › Zusammenarbeit mit und Einbindung in bestehende Dienste
- › Behandlungsteam mit klar definierter Aufgabenverteilung
- › Kontinuierliches Unterstützungssystem für die Pflegeeltern
- › Geringe Anzahl der zu betreuenden Fälle für den Supervisor des Programms
- › Wöchentliche Treffen zwischen den Mitgliedern des Behandlungsteams und den Pflegeeltern

- › Verstärkung positiver Verhaltensweisen, faire Disziplinierung bei Regelverletzungen und straffe Kontrolle der Kontakte zu Gleichaltrigen
- › Vorbereitung der leiblichen Eltern auf die Heimkehr ihres Kindes, inklusive Elternschulung
- › Zusätzlich zu diesen Faktoren deutet die derzeitige Evidenz darauf hin, dass bei Kindern, die wegen Misshandlung von zu Hause weggeholt wurden, eine Pflegeelternschaft durch Verwandte – wenn möglich – gegenüber nicht verwandten Pflegeeltern zu bevorzugen ist [9].

AKTUELLE PRAXIS IN DER SCHWEIZ

Wir konnten keine Evaluationen zur Wirksamkeit des derzeitigen Pflegefamilienangebots in der Schweiz finden. Wir stiessen in der Schweiz auch auf keine Programme, die einen Ansatz nutzen, der sich mit dem Modell des Multidimensional Treatment Foster Care vergleichen lässt. Die folgende Darstellung betrifft deswegen das Pflegekinderwesen in der Schweiz als Ganzes.

- › An Entscheidungen zu **ausserfamiliären Platzierungen** sind normalerweise mehrere Stellen wie Kinderschutzstellen, Jugendanwaltschaften, Sozialämter und Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden beteiligt. Ausserfamiliäre Platzierungen gelten in der Regel als letzter Ausweg, wenn Interventionen innerhalb der Familie gescheitert sind oder eine ausserfamiliäre Unterbringung für das Kindeswohl als notwendig erachtet wird. Die Dauer der Unterbringung kann von einigen Wochen oder Monaten in einer Krisenzeit und mehreren Jahren variieren. Die Ergebnisse der Studie z-proso deuten darauf hin, dass Platzierungen von bis zu 6 Monaten deutlich häufiger als Langzeitplatzierungen sind. Es gibt unterschiedliche Pflegefamilienarrangements, einschliesslich Unterbringung in einer Pflegefamilie an mehreren Tagen pro Woche oder ausserfamiliäre Unterbringung ausschliesslich tagsüber.
- › Die Qualität der Unterbringung und das Mass an Professionalität und Überwachung variierten bis vor kurzem stark. Fünf Organisationen haben schon im 2004 gemeinsam einen **Qualitätsstandard** erarbeitet (siehe Netzwerk IPK, 2013). Per 1. Januar 2013 trat eine (revidierte) Verordnung über die Aufnahme von Pflegekindern (PAVO) in Kraft. Die Revisionen der Vormundschaftsgesetze und der PAVO fördern allgemein die Professionalität und die Qualitätskontrolle in diesem Sektor. Dennoch bleibt der Sektor schwach reguliert und es sind keine zuverlässigen Daten zur Qualität des Angebots an verschiedenen Arten von Pflegefamilienarrangements vorhanden.
- › Die **Pflegekinder-Aktion Schweiz** ist die wichtigste nationale Organisation im Bereich der Pflegefamilienanbieter. Die Organisation unterstützt und schult Pflegeeltern in Fortbildungskursen, gibt die nationale Fachzeitschrift «Netz» heraus und beteiligt sich an der Entwicklung von Qualitätsstandards, der Förderung wissenschaftlicher Forschung und der Schulung

von Fachleuten und lokalen Behördenmitgliedern. Sie unterstützt auch Forschungsarbeiten zur Entwicklung und Qualität von Pflegefamilienangeboten (Gassmann, 2008, 2013).

- › Die Verfahren zur Unterbringung in einer Pflegefamilie variieren in der Schweiz je nach Region stark. Im deutschsprachigen Teil der Schweiz erfolgt ein bedeutender Teil der Platzierungen durch etwa 60 **Pflegefamilienvermittlungsorganisationen** (Keller, 2012). Diese treten als professionelle Vermittler zwischen den weiterverweisenden Stellen und den Pflegeeltern auf und bieten in der Regel Schulung, Support und Qualitätskontrolle an. Es gibt derzeit keine nationalen Standards zur Qualitätssicherung, und es ist schwer abzuschätzen, ob diese Arrangements eine optimale Betreuung bieten. Das Angebot für die Pflegeeltern ist sehr unterschiedlich, umfasst aber üblicherweise zwei bis vier Tage Schulung, monatliche Besuche vor Ort und unterschiedlich starke Supervision. Die Pflegekinder-Aktion Schweiz bietet die intensivste Schulung. Die Ausbildung zur qualifizierten Erziehung von Pflegekindern erfolgt in einem Zeitraum von 2½ Jahren und beinhaltet 210 Stunden (30 Tage) Unterricht sowie verschiedene Arten selbstständiger Arbeit. Seit 2006 gibt es ein vom Fachverband Sozial- und Sonderpädagogik Integras entwickeltes Qualitätslabel für Pflegefamilienvermittlungsorganisationen. Bis jetzt wurden erst drei Organisationen zertifiziert. Eine weitere Initiative in Richtung nationaler Qualitätsstandards wurde von Quality4Children Schweiz als Teil einer europaweiten Strategie zur Einführung von Qualitätsstandards für ausserfamiliäre Unterbringung lanciert.
- › Neben den oben genannten Pflegefamilienvermittlungsorganisationen gibt es auch Organisationen, die das ganze **Case Management** übernehmen und einen Qualitätsstandard verpflichtend und verbindlich für alle leben, wie z. B. bei der Fachstelle Kinderbetreuung Luzern. Diese Organisationen vermitteln nicht, sondern bieten Plätze, übernehmen die Begleitung der Pflegeeltern und der Pflegekinder und bleiben auch nach dem Austritt der Pflegekinder ansprechbar für die ehemaligen Pflegeeltern und Pflegekinder. Die Schulungen der Pflegeeltern sind relativ umfassend und beinhalten nicht nur einen Ausbildungskurs, sondern auch jährliche Fortbildungen für alle Pflegeeltern und Fachberaterinnen. Ebenso gehört ein 24-Stunden-Notfalldienst zum Angebot.
- › Seit den 1970-er Jahren hat sich in der Schweiz eine neue Art von Pflegefamilien, die so genannten **sozialpädagogischen Pflegefamilien**, entwickelt. Bei diesen Familien hat mindestens ein Pflegeelternteil eine professionelle Schulung in Sozial- oder Heilpädagogik absolviert, und ein beträchtlicher Teil des Familieneinkommens wird mit der Pflegeelternschaft erzielt. Professionelle Pflegefamilien betreuen in der Regel mehrere Pflegekinder. Manche dieser Familien sind in Vereinigungen organisiert. Eine solche Vereinigung ist beispielsweise «Contetto – Sozialpädagogische Familien Zürich», die zwanzig sozialpädagogische Pflegefamilien vertritt.

SCHLUSSFOLGERUNGEN UND EMPFEHLUNGEN

- › Zunehmend mehr Forschungsergebnisse zeigen, dass die Zukunft von in Pflegefamilien untergebrachten Kindern durch angemessene und hochqualitative Interventionen positiv beeinflusst werden kann. Ein vielversprechendes Programm für Kinder mit schwerwiegenden Verhaltensproblemen und mehreren Risikofaktoren ist die Unterbringung in einer therapeutischen Pflegefamilie. Dieses Programm unterstützt die Pflegeeltern durch ein strukturiertes Verhaltensmanagement-System, das ein positives, dem Alter angemessenes Verhalten fördert.
- › Es fehlen allgemein zuverlässige Informationen zum derzeitigen Angebot und zu den Qualitätsstandards im Schweizer Pflegefamilien-system. Ausserdem gibt es für diesen Bereich gegenwärtig keine Wirkungsevaluationen irgendeiner Art. Fortschritte könnten sowohl durch wissenschaftlich fundierte Evaluationen des derzeitigen Angebots als auch durch die Einführung und Evaluation neuer Ansätze, die sich in anderen Ländern bewährt haben, erzielt werden.
- › Wir glauben, dass die Entwicklung von überprüfbaren nationalen Qualitätsstandards für verschiedene Arten von Angeboten für gefährdete Kinder eine unerlässliche Strategie ist, um die Wirksamkeit von Interventionen in diesem Bereich zu verbessern.

**WEITERFÜHRENDE LITERATUR
UND LINKS**

LITERATUR

- Gassmann, Y. R. (2008).** Pflegeeltern und ihre Pflegekinder. Waxmann Verlag.
- Gassmann, Y. (2013).** Diversität in der Pflegekinderhilfe. Kinder- und Jugendhilfe in der Schweiz: Forschung und Diskurse, 129–161.
- Integras (2013).** Leitfaden Fremdplatzierung. Zürich: Integras.
- Keller, A. (2012).** Familienplatzierungs-Organisationen in der Schweiz: Bericht zuhanden der Konferenz der kantonalen Sozialdirektorinnen und Sozialdirektoren.
- Netzwerk IPK (2013).** Qualitätsstandard für institutionelle Pflegeplätze.
- Zatti, K. (2006).** Das Pflegekinderwesen in der Schweiz, Soziale Sicherheit, 7, 300–305.

LINKS

- Multidimensional Treatment Foster Care > www.mtfc.com
- Pflegekinder-Aktion Schweiz > www.pflegekinder.ch > [Dokumente](#)
- Integras – Qualitätslabel für Familienplatzierungsorganisationen
> www.integras.ch > [Label FPO](#)
- Quality4children – Standards in der ausserfamiliären Betreuung in Europa
> www.quality4children.ch
- Fachstelle Kinderbetreuung Luzern > www.fachstellekinder.ch
- Contetto – Sozialpädagogische Familien Zürich > www.contetto.ch



PROGRAMME IM FREIZEITBEREICH

- 18. Ausserschulische Betreuung
- 19. Medienbasierte Programme
- 20. Programme gegen Gewalt im virtuellen Raum
- 21. Programme zum Abbau von Vorurteilen und zur Förderung positiver Intergruppeneinstellungen

18. AUSSERSCHULISCHE BETREUUNG

EBENE	BEREICH	ALTERSGRUPPE
› Universell	Familie	Vor der Geburt
› Selektiv	› Schule	Säuglingsalter (0–1)
› Indiziert	› Sozialraum	› Frühe Kindheit (1–7)
		› Mittlere / späte Kindheit (7–9)
		› Frühadoleszenz (9–13)
		› Mittlere / späte Adoleszenz (13–18)

ZIELE

Angebot ausserschulischer Betreuung, Förderung der sozialen und schulischen Kompetenzen sowie Prävention von maladaptivem Verhalten

ZIELGRUPPE

Kinder und Jugendliche im Schulalter

ANGESPROCHENE RISIKEN

Fehlende Beaufsichtigung, unsichere Nachbarschaft, Mitgliedschaft in antisozialen Peer-Gruppen, mangelnde Unterstützung von schulischen und sozialen Kompetenzen

ALLGEMEINE WIRKSAMKEIT

Wirksam (für universelle und selektive Programme)

Ausserschulische Betreuungsprogramme bieten Aufsicht und Betreuung durch Erwachsene für Kinder und Jugendliche, deren Eltern oder Betreuungspersonen in den Stunden nach der Schule nicht zu Hause sind. Diese Programme umfassen verschiedene strukturierte Aktivitäten, die darauf ausgerichtet sind, die sozialen und schulischen Kompetenzen der Kinder zu fördern und maladaptiven Verhaltensweisen vorzubeugen. In neueren Übersichtsstudien aus den USA zur Wirksamkeit von ausserschulischen Programmen wurde eine geringe positive Wirkung auf die Selbstwahrnehmung, den Schulerfolg und die Bindung an die Schule festgestellt. Die Auswirkung der Programme auf die Jugendkriminalität ist weniger eindeutig. Derzeit ist auch unklar, ob diese Ergebnisse auf Europa und die Schweiz übertragbar sind, da erst wenige Forschungsergebnisse zu den Effekten im europäischen Kontext vorliegen.

PROBLEMLAGE

Da immer häufiger beide Elternteile erwerbstätig sind, werden viele Kinder nach der Schule kaum oder gar nicht von Erwachsenen beaufsichtigt. Frühere Forschungsarbeiten haben gezeigt, dass eine mangelnde Beaufsichtigung durch Erwachsene mit einem erhöhten Risiko von Jugendkriminalität und Viktimisierung einhergeht [1, 2]. Viele Fälle von Diebstahl sowie leichter und schwerer Körperverletzung durch Jugendliche treten zudem in den Zeiten nach der Schule auf, etwa zwischen 14 und 18 Uhr an Schultagen. Dies gilt sowohl in den USA wie auch in der Schweiz [3–5; Walser, 2013]. Diese Forschungserkenntnisse weisen darauf hin, dass ein erheblicher Teil der Jugendgewalt möglicherweise auf das Fehlen von geeigneten Aufsichtspersonen zurückzuführen ist, die verhindern würden, dass diese Jugendlichen in Schwierigkeiten geraten. Ausserdem haben abwesende Eltern weniger Möglichkeiten, die Schularbeiten ihrer Kinder zu fördern, was die Gefährdung dieser für einen geringeren Erfolg in der Schule und im Arbeitsleben erhöht. Dies wiederum kann das Delinquenzrisiko erhöhen [6, 7].

ZIELE

Obwohl ausserschulische Programme ursprünglich eingeführt wurden, um Heranwachsenden nach der Schule einen geschützten Rahmen zu bieten, werden sie zunehmend darauf ausgerichtet, die Schulleistungen der Teilnehmenden zu verbessern [8]. Damit verringern diese Programme nicht nur die Zeit, die Jugendliche ohne Aufsicht durch Erwachsene verbringen, sondern bieten auch bereichernde Lern- und Sozialerfahrungen, einschliesslich Nachhilfeunterricht, Trainieren von schulischen und sozialen Kompetenzen sowie Freizeitaktivitäten. Ausserschulische Programme richten sich an Kinder aller Schulstufen, d. h. ab dem Alter von etwa 5 bis zum Alter von 18 Jahren. Manche Programme richten sich vor allem an diejenigen, die gefährdet sind, Täterin bzw. Täter oder Opfer von Gewalt zu werden.

MERKMALE

Durchführungsformat: Die Programme unterscheiden sich in Bezug auf ihre konkreten Ziele. Manche streben eine Verbesserung des Schulerfolgs an, während andere allgemein auf die Förderung der sozialen und persönlichen Entwicklung der Jugendlichen ausgerichtet sind. Folglich sind auch die Durchführungsformate der Programme unterschiedlich: Manche beschränken sich auf schulische Nachhilfe und Hausaufgabenhilfe, während andere ein breites Spektrum an Aktivitäten wie z. B. Sozialkompetenztrainings, Informationen zur Prävention von Risikoverhalten oder auch Sport- und Freizeitaktivitäten umfassen. Entsprechend reichen die Ansätze von Einzelbetreuung (oft beschränkt auf Programme zur schulischen Nachhilfe) bis zu gruppenbasierten Ansätzen. Während manchmal nur rein didaktische Ansätze eingesetzt werden, enthalten andere Programme eine Learning-by-doing-Komponente, bei der die Jugendlichen in Aktivitäten ein-

bezogen werden. Es bestehen sowohl universelle (für alle Jugendlichen unabhängig von ihrem Hintergrund) als auch selektive Programme (für gefährdete Jugendliche, z. B. aus einkommensschwachen Familien oder mit schlechten schulischen Leistungen).

Durchführungsrahmen: Ausserschulische Programme werden ergänzend zur Schulbildung angeboten und finden ausserhalb der regulären Schulstunden statt. Sie können nachmittags im Anschluss an die Schule, an Wochenenden oder in den Ferien (in Form von Sommerschulen) stattfinden. Typischerweise werden sie in Schulen oder Gemeindezentren durchgeführt.

Erforderliche Qualifikationen: Die Betreuungspersonen können Freiwillige oder ausgebildete Fachpersonen sein, welche Qualifikationen im Bereich Beratung und Erste Hilfe oder im Erkennen von problematischem Verhalten erworben haben.

Erforderliche Ressourcen: Programme müssen einen attraktiven Raum, in dem die Aktivitäten stattfinden (im Idealfall mit einem Innen- sowie einem Aussenbereich), haben sowie geeignetes Personal.

Programmbeispiel

Das Programm LA's Best in den Vereinigten Staaten bietet Kindern nach der Schule in einem geschützten Rahmen beaufsichtigte Bildungs-, Förder- und Freizeitaktivitäten an. Es richtet sich an fünf- bis zwölfjährige Kinder in benachteiligten Nachbarschaften und umfasst mehrere Kernaktivitäten, unter anderem Hausaufgabenhilfe, Aktivitäten zur Förderung der schulischen Kompetenzen, Freizeitaktivitäten und nahrhafte Snacks. Diese Kernelemente werden durch eine Vielzahl von Spezialprogrammen wie die Vermittlung von Toleranz und Konfliktlösungskompetenzen, Aktivitäten zur Verbesserung der Einstellungen gegenüber Gleichaltrigen und Familie sowie Sportwettbewerbe ergänzt. Die 1988 lancierten Programme finden auf den Geländen von Schulen in Los Angeles statt und wurden an 194 Schulen eingeführt und (www.lasbest.org/).

WIRKSAMKEIT

Die Übersichtsstudien, in denen Evaluationen zu ausserschulischen Programmen zusammengefasst wurden, beschränken sich auf die Vereinigten Staaten. Gegenwärtig ist nicht bekannt, ob sich die Ergebnisse auf den europäischen Kontext übertragen lassen.

- › Die Erkenntnisse zur Wirkung von ausserschulischen Programmen auf die Jugendkriminalität sind beschränkt. Einzelne Ergebnisse deuten aber darauf hin, dass diese Programme Delinquenz bei Kindern der Mittelstufe, nicht jedoch bei Kindern der Grundstufe reduzieren können [9]. Das in der Studie ausgewertete Programm «Maryland After School Community Grant Program» stellte Aktivitäten in drei Bereichen zur Verfügung, nämlich schulische Unterstützung, Entwicklung der sozialen Fähigkeiten sowie Freizeitaktivitäten. Kinder nahmen an etwa 65 Tagen am Programm teil und erhielten wöchentlich 1,5 bis 2,5 Stunden schulische Unterstützung und Trainings für die Entwicklung der sozialen Fähigkeiten oder des Charakters. Der positive Effekt des Programms scheint hauptsächlich auf veränderte Einstellungen gegenüber Drogenkonsum und auf Hilfe beim

Umgang mit dem Einfluss von Gleichaltrigen zurückzuführen zu sein, nicht jedoch auf die geringere Zeit, welche die Kinder unbeaufsichtigt verbringen oder auf die Teilnahme an konstruktiven Aktivitäten. Forschungsergebnisse legen zudem nahe, dass außerschulische Programme auch finanzielle Vorteile bieten können, da Kosten-Nutzen-Analysen darauf hinweisen, dass sich pro investierten Dollar durchschnittlich USD 2.50 einsparen lassen [10].

- › Etwas mehr ist bekannt hinsichtlich des Effekts von außerschulischen Programmen auf den Bildungserfolg. So konnte gezeigt werden, dass Programme, die (unter anderem) auf die Förderung der persönlichen und sozialen Entwicklung der Jugendlichen ausgerichtet sind, eine positive Wirkung auf die Gefühle und Einstellungen der Jugendlichen sowie auf das Verhalten und ihre schulische Leistungen haben [11]. Insbesondere haben sie einen positiven Effekt auf die Selbstwahrnehmung von Kindern, die Bindung an die Schule, soziale Verhaltensweisen, das Abschneiden in Leistungstests, die Schulnoten und auf die Reduktion von problematischen Verhaltensweisen. Es gab keine Nachweise, dass die Programme den Drogenkonsum verringerten oder die Schulanwesenheit erhöhten.
- › Programme, die spezifisch oder hauptsächlich auf gefährdete Kinder ausgerichtet sind (Kinder, die aus einkommensschwachen Familien stammen, einer Minderheit angehören oder schlechte schulische Leistungen aufweisen), scheinen auch einige Effekte auf die Verbesserung der Lese- und Rechenkompetenz zu haben [12], obwohl diese Erkenntnisse durch Studien mit einem qualitativ hochwertigen Design in Frage gestellt werden, da in diesen kein förderlicher Effekt gezeigt werden konnte [13]. Möglicherweise ist dieses Ergebnis jedoch auf die geringen Teilnehmeraten der Schülerinnen und Schüler in den Programmen zurückzuführen.

Einflussfaktoren: In den außerschulischen Programmen, welche Delinquenz verringern, liegt der Schwerpunkt auf strukturierten Trainings zur Sozialkompetenz und Charakterentwicklung [9].

- › Zudem haben effektive Programme vier zentrale Merkmale gemeinsam [11]: Sie sind nach einem aufbauenden Ansatz strukturiert, der die Programmschritte miteinander verknüpft; sie umfassen aktives Lernen, durch das die Jugendlichen ihre erworbenen Kompetenzen anwenden können; sie sehen spezifisch reservierte Zeit für das Kompetenztraining vor und die Trainingsziele sind klar definiert. Es wurde festgestellt, dass Programme, die nach (allen) diesen Grundsätzen arbeiten, für Kinder förderlich sind, während Programme, die nicht nach diesen Grundsätzen vorgehen, dies nicht sind.
- › Hinsichtlich des Schulerfolgs scheinen die Programme eine Mindestanzahl Stunden (über 45) umfassen zu müssen, damit ein positiver Effekt erzielt wird. Allerdings sind die Ergebnisse bei längeren Programmen nicht zwangsläufig besser [12]. Für die Wirkung auf die schulischen Leistungen ist es unerheblich, ob die Programme nachmittags nach der Schule oder

im Rahmen von Sommerschulen erfolgen. Speziell für die Verbesserung der Leseleistungen wurde mit Programmen, die Einzelnachhilfe bieten, bessere Ergebnisse erzielt als mit Programmen ohne Nachhilfe.

- › Es gibt Hinweise darauf, dass Programme, die vor allem problematische Jugendliche anziehen, kontraproduktiv sind, vor allem, wenn diese Programme keine strukturierte Reihe von Aktivitäten anbieten. Solche Programme können zu mehr, statt weniger Kriminalität führen. Der Grund dafür ist vermutlich, dass das Zusammenbringen dieser Jugendlichen in Gruppen bedeutet, dass sie sich in ihrem problematischen Verhalten gegenseitig verstärken [14].

AKTUELLE PRAXIS IN DER SCHWEIZ

Seit einiger Zeit ist familien- und schulergänzende Kinderbetreuung ein wichtiges Thema in der Schweiz. Der Dachverband der Lehrerinnen und Lehrer ist besorgt um die ansteigende Zahl der Kinder, die nach der Schule oder in Schulzwischenzeiten nicht betreut werden. Er spricht sich für eine geförderte Betreuungszeit aus und befürwortet daher Tagesschulen. Kantone und Gemeinden haben in den letzten Jahren die Kinderbetreuungsangebote ausgebaut. Hierbei spielen auch private Trägerschaften und Arbeitgeber eine grosse Rolle. Ein wichtiger Fokus beim weiteren Ausbau liegt hier vor allem auf der Qualitätssicherung der bestehenden und entstehenden Angebote.

- › Die institutionellen schulergänzenden Betreuungsformen lassen sich im Wesentlichen in **Horte, Mittagstische und Tagesschulen** unterteilen. Horte sind Einrichtungen, in denen Kinder im Kindergarten- und Schulalter ausserhalb der Schulzeiten betreut werden. In der Regel wird eine professionelle Betreuung mit Verpflegung, Unterstützung in schulischen Belangen, Erziehung zu sozialem Verhalten und Freizeitaktivitäten offeriert. Tagesschulen kombinieren Unterrichtszeiten, Freizeitaktivitäten und Mittagessen. Mittagstische bieten Betreuung und Mahlzeit in der Mittagspause. Sie werden häufig von Elterngruppen, privaten oder öffentlichen Vereinigungen oder den Schulen selbst organisiert. In den letzten Jahren kam es zu einem Ausbau von Tagesschulen und Schulen, die eine zusätzliche Kinderbetreuung anbieten. So liegt der Fokus z.B. im Schülerhort der Schule Thayngen bei der Hausaufgabenbetreuung und Freizeitgestaltung, in der Förderung der Selbstständigkeit der Kinder sowie dem sozialen Umgang. Ein Beispiel einer Tagesschule ist die öffentliche Primarschule in Baden, die Kinder in ihrem Lernen, ihrem sozialen Verhalten und ihrer Freizeitgestaltung unterstützt. Ein weiteres interessantes Beispiel ist die Orientierungsschule Insel in Basel, die hauptsächlich Schülerinnen und Schüler mit Migrationshintergrund betreut. Zusätzlich zu Projekten zu Bewegung und Ernährung gibt es dort ein Lernzentrum zur Förderung von speziellen Interessen, Begabungen und Bedürfnissen sowie eine geregelte Tagesstruktur und die Förderung der schulischen und gesellschaftlichen Integration.

- › Je nach Kanton liegt die **Bewilligung, Reglementierung und Aufsicht** von Kinderbetreuungsangeboten beim Kanton oder den Gemeinden, was zu einer Vielzahl an kantonalen und kommunalen Regelungen führt. Das HarmoS-Konkordat, dem mittlerweile 15 Kantone beigetreten sind, verpflichtet die Gemeinden, während der obligatorischen Schule ein bedarfsgerechtes familien- und schulergänzendes Betreuungsangebot umzusetzen.
- › Ein **Überblick über die Betreuungsformen und Anbieter** von Kinderbetreuungen lässt sich auf der Webseite von «Kinderbetreuung Schweiz» finden. Eine weitere wichtige Informationsplattform ist www.netzwerk-kinderbetreuung.ch, die z. B. Aktuelles aus Politik, Wissenschaft und Praxis sowie eine Projektplattform im Bereich Frühförderung beinhaltet. Zentral für die ausserschulische Betreuung von Kindern ist «Bildung+Betreuung», der Schweizer Verband für schulische Tagesbetreuung. Er vernetzt Organisationen, Fachleute und Behörden und will die Qualitätssicherung der Kinderbetreuung verbessern.
- › Der **Verband Kinderbetreuung Schweiz** wurde 2013 gegründet. Der Zusammenschluss der Kindertagesstätten Schweiz (KiTaS) und Tagesfamilien Schweiz (SVT) fördert den Ausbau der familien- und schulergänzenden Kinderbetreuungsangebote sowie deren Qualität. So bietet er zum Beispiel in Zusammenarbeit mit der Jacobs Foundation ein «Qualitätslabel für Kindertagesstätten» (QualiKita) an.
- › Aktuell befinden sich mehrere Projekte in ihrer Umsetzung. Eines hiervon ist bildungskrippen.ch, das sich mit der pädagogischen Qualitätsentwicklung und einem Weiterbildungsangebot für Kindertagesstätten befasst. Hierbei wurde das in Deutschland erprobte «infans»-Konzept an die Schweiz angepasst. Im Kanton Zug wird im Rahmen des Projektes **«Kindertagesstätten machen sich auf den Weg»** die Qualitätsentwicklung von Kindertagesstätten angestrebt. Das Projekt **«Tina und Toni»** der Stiftung Sucht Schweiz fokussiert darauf, die psychosozialen Kompetenzen von Kindern zu fördern. Das Ziel des Projektes, das sich an Einrichtungen wie z. B. Kindertagesstätten richtet, ist es, 4- bis 6-jährigen Kindern in ausserschulischer Betreuung zu unterstützen bei dem Aufbau ihrer Identität, dem Ausdrücken ihrer Gefühle, der Integration in Gruppen und ihrer Fähigkeit Konflikte auszutragen. Ein weiteres Projekt für Kindertagesstätten ist **«Stärkender Lerndialog: Bildungs- und Resilienzförderung im Frühbereich»** des Marie Meierhofer Instituts für das Kind, das von 2009 bis 2013 in 24 Kita-Einrichtungen durchgeführt wurde. Es dient der Förderung und Professionalisierung der Bildung und Qualität in Kinderbetreuungseinrichtungen.
- › Es gibt verschiedene Projekte, die gefährdeten Jugendlichen eine Tagesstruktur bieten. Ein interessantes Projekt für verhaltensauffällige Jugendliche zwischen 14 und 17 ist «Vert.igo» der Stiftung Zürcher Kinder- und Jugendheime. Das Angebot fokussiert auf Persönlichkeitsentwicklung, Bildung und Berufsvorbereitung. Ein ähnliches Programm in der West-

schweiz ist «**MATAS**» (**Modules d'activités temporaires alternatifs à la scolarité**) im Kanton Waadt. Das Angebot für Jugendliche mit Verhaltensauffälligkeiten oder Schulschwierigkeiten dauert ein Trimester, mit Möglichkeit auf Verlängerung. MATAS kombiniert reguläre Schulaktivitäten und pädagogische Programme. Ziel des Programmes ist es, Schulabgänge und ausserfamiliäre Platzierungen der Kinder und Jugendlichen zu vermeiden, sowie Lern- und Schulmotivation und Selbstvertrauen wieder herzustellen. Das indizierte **Programm «Take off»** der Stiftung Jugendsozialwerk Blaues Kreuz ist für Jugendliche ab 12 Jahren, die entweder schulische oder psychische Auffälligkeiten zeigen, aus einer belasteten familiären Situation kommen oder eine fehlende Tagesstruktur haben und delinquentes Verhalten zeigen. Das Ziel des Programms ist es, die Chancen dieser Jugendlichen auf eine bessere Zukunft zu verbessern indem deren Sozial-, Selbst-, und Handlungskompetenzen gefördert werden. Ein weiteres Beispiel ist das **Förderprogramm «LIFT»** (Leistungsfähig durch individuelle Förderung von praktischer Tätigkeit), das Jugendliche ab der 7. Klasse unterstützt, die erschwerende Voraussetzungen für das Finden einer Lehrstelle haben. Neben einem wöchentlichen Arbeitseinsatz in einem Betrieb, besuchen die Jugendlichen begleitende Schulungen, um ihre Sozial- und Selbstkompetenzen zu stärken. Nachdem das Pilotprojekt sehr positive Resonanz erhielt und positiv evaluiert wurde, soll das Programm nun auf die ganze Schweiz ausgedehnt werden. Hierfür wurde 2010 in Bern ein nationales Kompetenzzentrum geschaffen.

- › Das **Programm «Gouvernail»** wurde von REPER im Kanton Freiburg entwickelt und später auf die ganze Westschweiz ausgedehnt. Es richtet sich an Pädagoginnen und Pädagogen, Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen, Lehrpersonen und andere Fachpersonen, die in (sozial-)pädagogischen Organisationen, Bildungs- oder Betreuungseinrichtungen mit Jugendlichen ab 13 Jahren arbeiten. «Gouvernail» bietet den Fachpersonen pädagogische Hilfsmittel und Unterstützung bei der Konzeptualisierung und Umsetzung eines auf die entsprechende Institution angepassten Präventionskonzepts zu den Themen Sucht (z.B. Alkohol, Drogen, Spielsucht) und Gewalt. Für die Fachkräfte und Institutionen bietet das Programm die Möglichkeit Erfahrungen auszutauschen, ihre Kompetenzen zu fördern, Präventionsprojekte zu entwickeln und damit die Unterstützung der Jugendlichen zu verbessern.
- › Die **offene Jugendarbeit** bietet ebenfalls Angebote zur ausserschulischen Betreuung. Die Teilnahme ist für Kinder und Jugendliche freiwillig und kostenfrei. Ein Überblick über kantonale Vernetzungsorganisationen, Institutionen, Treffpunkte und Jugendhäuser kann online verschafft werden (www.doj.ch). Der Dachverband der offenen Kinder- und Jugendarbeit Schweiz bietet auf seiner Website in Deutsch und Französisch zahlreiche weitere Informationen. Ein Beispiel ist das **Projekt «Tschutte & Ufzgi»**, das durch eine erfüllende Freizeitgestaltung Einfluss auf die Lernmotivation nehmen will. Hierbei wird schulisches Lernen mit anderen ausserschulischen Lernformen kombiniert. 2012 wurde der Förderverein

«Sportacademys – Förderverein Bildung und Sport Schweiz» gegründet, der die Errichtung von Angeboten, die schulisches Lernen in der Freizeit mit Sport verbinden, schweizweit vorantreiben möchte. Ein weiteres Beispiel ist das **Pilotprojekt «Platz:Box»** von idée:sport, das mit der Idee ansetzt, dass Kinder und Jugendliche sich oft an öffentlichen Orten aufhalten und dass diese somit ein wichtiger Ort für deren persönliche Entwicklung sowie gesellschaftliche Integration darstellt. Zentral hier ist ein kleiner Baukörper, der an öffentlichen, bisher hauptsächlich ungenutzten Plätzen aufgestellt werden kann und neben der Ausgabe von Spielmaterial und Getränken auch eine kleine Werkstatt bietet. Ein Team betreut den öffentlichen Ort und vermittelt bei Nutzungskonflikten. Ziel des Pilotprojektes ist es, ein einfaches Aussenraum-Betreuungskonzept zu entwickeln, das auch für kleinere Gemeinden finanziell tragbar ist. Das Freizeitzentrum «Centre de loisir» in Neuchâtel ist ein privater, soziokultureller Non-Profit-Verein, der Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen zahlreiche verschiedene Freizeitaktivitäten bietet. Im Rahmen von Projekten und Workshops werden Aktivitäten wie z.B. Musik, Theater oder Tanz angeboten. Hierbei verfolgt das Zentrum fünf Hauptziele, nämlich die soziale Integration (wie z.B. von Randgruppen), die Förderung von Kultur, partizipativer Demokratie und der sozialen Kompetenzen sowie Prävention und Gesundheitsförderung. Ein weiteres soziokulturelles Angebot in der Westschweiz kommt von «FASe», der Genfer Stiftung zur soziokulturellen Animation (Fondation genevoise pour l'animation socioculturelle). Die Stiftung, zu der 37 Zentren in der Region gehören, definiert die Politik dieser Zentren und überwacht deren Umsetzung. Die Zentren bieten mit dem Ziel der Prävention bildungs- und soziokulturelle Aktivitäten für die gesamte Bevölkerung, aber auch speziell für Kinder und Jugendliche, so beispielsweise eine kostenlose Betreuung nach der Schule, an Wochenende und in den Ferien.

- › Ein Projekt, das sich auf indizierter Ebene an bereits auffällige Jugendcliquen richtet, ist «Raumnot» der Abteilung «wertikal» des Blauen Kreuzes. Das Projekt, das aktuell im Kanton Solothurn als Pilotprojekt durchgeführt und getestet wird, will das Nebeneinander von verschiedenen Gruppen im öffentlichen Raum fördern. Es richtet sich an Gemeinden, welche Probleme mit auffälligen Jugendcliquen haben. Bei der Erarbeitung eines individuellen Konzeptes werden die Jugendlichen und deren Bedürfnisse miteinbezogen. Hierbei sollen die Gemeinden auf die auffällig gewordenen Jugendcliquen zugehen und mit ihnen nach Möglichkeiten der Freizeitgestaltung suchen. Die Jugendlichen sollen in ihrer Persönlichkeit gefördert werden und lernen, konstruktiv mit Konflikten umzugehen. Im Falle einer positiven Evaluation des Pilotprojekts soll es auch in anderen Kantonen umgesetzt werden.

Insgesamt versuchen zahlreiche Initiativen den Ausbau und auch die Qualitätskontrollen der Angebote auszuweiten, um vorhandene Lücken zu schliessen. Die Beispiele zeigen weiter, dass nebst präventiven Angeboten im jungen Alter auch gezielte Tagesstrukturangebote für Jugendliche existieren.

tieren, die bereits auffälliges Verhalten zeigen. Angebote, die den ganzen Tag Betreuung anbieten, entwickeln sich derzeit rasch. Es würde sich lohnen, die Angebote in der Schule und im Sozialraum verstärkt miteinander zu verbinden, damit sie die vorhandenen Bedürfnisse nach einer Tagesstruktur, die den ganzen Tag abdeckt, optimal erfüllen. Ein neues Bundesgesetz zu Finanzhilfen für familienergänzende Kinderbetreuung, das im Februar 2013 in Kraft getreten ist, soll für die nächsten Jahre als Impulsprogramm dienen, um den Ausbau der Kinderbetreuung noch weiter zu fördern.

SCHLUSSFOLGERUNGEN UND EMPFEHLUNGEN

- › Die Forschungsergebnisse deuten darauf hin, dass ausserschulische Programme die Kriminalität verringern können. Die Programme haben auch einen kleinen bis moderat positiven Effekt auf die Gefühle und Einstellungen der Jugendlichen sowie auf ihr Verhalten und ihre schulische Leistungen.
- › Bereits umgesetzte Programme sollten versuchen, ihren Erfolg zu steigern indem sie Strategien entwickeln, Jugendliche vermehrt zur Teilnahme zu motivieren. Es hat sich gezeigt, dass gerade gefährdete Jugendliche häufig nicht motiviert sind, teilzunehmen. Ausserdem zeichnen sich effektivere Programme durch einen schrittweisen, aktiven, gezielten und expliziten Ansatz aus und beinhalten Trainings für die Sozialkompetenz- und Charakterentwicklung.
- › Programme sollten das Problem angehen, dass sich gefährdete Jugendliche gegenseitig in ihrem delinquenten Verhalten verstärken lassen. Programme sollten daher klar strukturiert sein und auf eine breite Gruppe von Jugendlichen ausgerichtet sein.
- › Trotz dieser positiven Hinweise möchten wir betonen, dass anhand der aktuell vorliegenden Forschungsergebnisse keine endgültigen Schlussfolgerungen möglich sind. Insbesondere waren die Studien auf die Vereinigten Staaten beschränkt, während für Europa noch keine ausreichenden Nachweise vorliegen. Da die Kriterien für eine gute Praxis kontextspezifisch sind, sind mehr Studien in Europa und der Schweiz erforderlich. Auch zur Langzeitwirkung von ausserschulischen und nachschulischen Programmen liegen noch kaum Erkenntnisse vor. Die Wirkung von nachschulischen Programmen auf Jugendgewalt ist ebenfalls erst begrenzt erforscht. Schliesslich besteht Bedarf an strenger durchgeführten Studien, da bei den bestehenden Arbeiten methodische Einschränkungen festgestellt wurden, wie z. B. geringe Teilnahmeraten der Jugendlichen. In diesem Zusammenhang ist es wichtig festzuhalten, dass eine kleine Übersichtsarbeit streng durchgeführter Studien keine positiven Ergebnisse finden konnte, obwohl auch in diesen Studien die Teilnahmeraten niedrig waren.
- › Da Programme auf den spezifischen Kontext abgestimmt werden müssen, sollten lokale institutionelle und politische Akteure der lokalen Ebene bei der Umsetzung konsultiert und daran beteiligt werden. Erfolgreiche Verhandlungen mit lokalen Akteuren stärken die Wirksamkeit der Programme. Im Allgemeinen wäre es interessant, die Auswirkungen von strukturellen Verbindungen mit externen Partnern auf der Zugänglichkeit und der langfristigen Auswirkungen der Programme zu prüfen.

**WEITERFÜHRENDE LITERATUR
UND LINKS**

LITERATUR

Balzer, L. (2010). Evaluation Jugendprojekt LIFT. Abschlussbericht. Eidgenössisches Hochschulinstitut für Berufsbildung, www.jugendprojekt-lift.ch

Gerodetti, J. & Schnurr, S. (2013). Offene Kinder- und Jugendarbeit in der Schweiz. In Deinet, U., & Sturzenhecker, B. (Hrsg.), Handbuch offene Kinder- und Jugendarbeit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Gutmann, R. & Gerodetti, J. (2013). Offene Jugendarbeit in der Schweiz – Forschung und Entwicklung. Ein systematischer Überblick. In Piller, E. M., & Schnurr, S. (Hrsg.), Kinder- und Jugendhilfe in der Schweiz. Forschung und Diskurse, S. 269–294. Wiesbaden: VS Verlag.

Heeg, R. Gerodetti, J., & Steiner, O. (2013). Zwei kantonale Bestandesaufnahmen offener Jugendarbeit im Licht des aktuellen Forschungsstandes in der Schweiz. In Huber, S. & Rieker, P. (Hrsg.), Offene Kinder- und Jugendarbeit in der Schweiz. Theoretische Perspektiven – Jugendpolitische Herausforderungen – Empirische Befunde, S. 169–186 Weinheim: Beltz Juventa.

Le Garrec, S. (2008). Rapport de la recherche-évaluation «Soif de». Freiburg: Universität Freiburg.

Meili, B. (Hrsg.) (2008). Was haben wir gelernt? 10 Jahre supra-f. Erkenntnisse und Folgerungen für die Frühintervention. Bern: Bundesamt für Gesundheit.

Walser, S. (2013). Freizeitverhalten und Gewalt bei Jugendlichen: eine situative Perspektive (Dissertation). Zürich: Universität Zürich.

LINKS

Schule Thayngen

› www.schule-thayngen.ch › Schule Thayngen › Ausserschulische Betreuung

Konzept Tagesschule Baden › www.schule-baden.ch › Kindergärten und Primarschulen › Tagesschule › Dokumente › Konzept

Orientierungsschule Insel Basel › www.os-insel.ch

Vereinbarkeit von Beruf und Familie – Massnahmen von Kantonen und Gemeinden
› www.berufundfamilie.admin.ch/informationsplattform

Kinderbetreuung Schweiz › www.kinderbetreuung-schweiz.ch

Netzwerk Kinderbetreuung › www.netzwerk-kinderbetreuung.ch

Bildung+Betreuung › www.bildung-betreuung.ch

Verband Kinderbetreuung Schweiz (kibesuisse) › www.kibesuisse.ch

bildungskrippen.ch › www.bildungskrippen.ch

Tina und Toni › www.tinatoni.ch

«Stärkender Lerndialog – Bildungs- und Resilienzförderung im Frühbereich», Marie Meierhofer Institut für das Kind › www.mmi.ch/bildungsprojekt

Erste Ergebnisse › www.mmi.ch/bildungsprojekt/newsletter

«Vert.igo» › www.igo.ch/vertigo.php

Programm «Take off», Stiftung Jugendsozialwerk Blaues Kreuz
› www.jugendsozialwerk.ch › Arbeitsbereiche › Arbeitsintegration › Take off Pratteln

«Leistungsfähig durch individuelle Förderung von praktischer Tätigkeit»
› www.jugendprojekt-lift.ch

Gouvernail › www.gouvernail.ch

Überblick offene Jugendarbeit
› www.jugendarbeit.ch › Institutionen › Offene Jugendarbeit

Dachverband der offenen Kinder- und Jugendarbeit Schweiz › www.doj.ch

«Tschutte & Ufzgi» › www.sportacademys.ch

«Platz:Box», idée:sport
› www.ideesport.ch › Arbeit in Gemeinden › Projekte im Aussenraum › Platz:Box

«Centre de loisir» › www.cdlneuchatel.org

Genfer Stiftung zur soziokulturellen Animation (Fondation genevoise pour l'animation socioculturelle) «FACe» › www.fase-web.ch

19. MEDIENBASIERTE PROGRAMME

EBENE	BEREICH	ALTERSGRUPPE
› Universell	› Familie	Vor der Geburt
› Selektiv	› Schule	Säuglingsalter (0–1)
› Indiziert	› Sozialraum	› Frühe Kindheit (1–7)
		› Mittlere / späte Kindheit (7–9)
		› Frühadoleszenz (9–13)
		› Mittlere / späte Adoleszenz (13–18)

ZIELE

Verbesserung des Verständnisses für und des Umgangs mit körperlichen Gesundheitsproblemen oder Verhaltensproblemen

ZIELGRUPPE

Eltern und Betreuungspersonen von jungen Menschen; Jugendliche oder Kinder

ANGESPROCHENE RISIKEN

Geringe elterliche Kompetenz, problematisches Verhalten des Kindes, problematische Eltern-Kind-Interaktion; mangelhafte kognitive und emotionale sowie Verhaltensanpassung des Kindes, Suchtprobleme

ALLGEMEINE WIRKSAMKEIT

Vielversprechend

Medienbasierte Präventionsprogramme nutzen technische Hilfsmittel (wie DVDs, CD-ROMs, Bücher, Broschüren, Computer, Internetseiten, Manuale, Ton- oder Videokassetten), um Jugendlichen oder ihren Eltern Fähigkeiten zur Reduktion von problematischem Verhalten oder ungesunden Gewohnheiten zu vermitteln. Obwohl Programme für verschiedene gesundheitsbezogene Verhaltensweisen verfügbar sind, konzentrieren wir uns hier auf kindliches problematisches Verhalten und Suchtmittelkonsum. Die neuere Forschung berichtet, dass diese Programme, die auch als «Minimalkontakt-Programme» bezeichnet werden, eine gering bis moderat positive Wirkung haben, die jedoch verbessert werden kann, wenn sie in Kombination mit anderen Kurzzeittherapien eingesetzt werden.

PROBLEMLAGE

Problematische Verhaltensweisen bei Kindern und Jugendlichen sowie risikoreiches Gesundheitsverhalten wie z. B. Substanzkonsum erhöhen die Wahrscheinlichkeit von gewalttätigem Verhalten [1, 2]. Die breite Verfügbarkeit und Nutzung von neuen Technologien wie Computern und Internet haben in den letzten Jahrzehnten neue Möglichkeiten zur Verringerung dieses Risikoverhaltens eröffnet. Zusätzlich können auch «ältere» Medien wie Bücher und Manuale eingesetzt werden, um Informationen, wie sich problematische Verhaltensweisen erfolgreich reduzieren lassen, verfügbar zu machen. Manchmal bieten die Programme, die über solche Medien erfolgen, Vorteile gegenüber individuelleren Therapieformen, da sie relativ günstig und einfach zu wiederholen sind und sich somit für eine breite Umsetzung, auch in abgelegenen Regionen, eignen, sobald ein erfolgreiches Format vorliegt.

Ergebnisse aus der Studie z-proso: Computer- und Internetnutzung

In Zürich haben 71 % der 15-Jährigen einen eigenen Computer mit Internetzugang in ihrem Zimmer zur Verfügung. 39 % verfügen über einen eigenen Fernseher. Ihren Höhepunkt erreicht die Mediennutzung bei diesen Jugendlichen am Wochenende: An einem Samstag verbringen 24 % mehr als drei Stunden täglich mit Chatten oder Surfen im Internet und 17 % verbringen mehr als drei Stunden vor dem Fernseher.

Quelle: Original-Datenanalysen, Zürcher Projekt zur sozialen Entwicklung von Kindern und Jugendlichen, z-proso, 2014

ZIELE

Medienbasierte Programme werden im Bereich der öffentlichen Gesundheit häufig eingesetzt, um ein breites Spektrum von gesundheitsbezogenen Problemen wie Adipositas, Tabakkonsum oder ungeschützten Geschlechtsverkehr zu reduzieren. Wir konzentrieren uns hier auf Massnahmen, die auf problematischem Verhalten und Substanzkonsum ausgerichtet sind. Je nach Ansatz richten sich die Programme an die allgemeine Öffentlichkeit, an Risikogruppen oder an Einzelpersonen, bei denen Probleme bestehen.

MERKMALE

Durchführungsformat: Die Programme können über eine Vielzahl an Medien umgesetzt werden, einschliesslich traditionellen (z. B. Bücher, Leitfäden) sowie auch neuen (z. B. Computer, Internet) Medien. Auch wenn viele Präventionsprogramme eine Komponente enthalten, die über Medien wie z. B. Videos oder Broschüren umgesetzt wird, geht es in diesem Kapitel um Programme, bei denen die Nutzung von Medien im Mittelpunkt steht. Dennoch wird ein Teil der medienbasierten Programme in Kombination mit einer persönlichen Einzeltherapie, Gruppensitzungen oder Nachkontroll-Anrufen durchgeführt. Andere bieten ein vollständig selbst durchgeführtes Programm, das z. B. passive Informationen, interaktive Internetübungen, eine Fernsehserie, Vorschläge für Aktivitäten oder Hausaufgaben umfasst. Viele Programme sehen eine begrenzte Anzahl von Einheiten vor, die typischer-

weise Gesundheitsinformationen, Motivationskomponenten wie z. B. eine personalisierte Risikobeurteilung sowie Kompetenztrainings umfassen [3]. Zusätzlich können per Computer durchgeführte Programme auch die Unterstützung durch Gleichaltrige sowie Chatrooms beinhalten [3].

Durchführungsrahmen: Im Gegensatz zu vielen anderen Präventionsprogrammen wird für die Durchführung medienbasierter Programme nicht zwangsläufig ein spezieller Durchführungsrahmen benötigt. Nachdem die Teilnehmenden Zugang zum Medium erhalten haben, können sie oft von zu Hause aus auf die Komponenten zugreifen und diese ohne Unterstützung durch eine Fachperson durcharbeiten. Bei bestimmten Zielgruppen wie Drogenkonsumierenden können die Programme jedoch auch vor Ort durchgeführt werden.

Erforderliche Qualifikationen: Da selbstständig durchgeführte Programme typischerweise keine Unterstützung durch eine Fachperson erfordern, sind keine spezifischen Schulungen oder Qualifikationen notwendig. Der Umfang der erforderlichen Schulung für die Komponenten, die mit den selbstständig durchgeführten Programmen kombiniert werden, hängt vom Programmtyp ab und kann von einer Basisschulung für die gelegentliche oberflächliche Kommunikation mit Mitarbeitern bis zu einer umfassenden Schulung für die persönliche Einzeltherapie reichen.

Erforderliche Ressourcen: Die Kosten des Programms hängen von dessen Dauer und der Art der eingesetzten Medien ab. In der Regel ist die Umsetzung von medienbasierten Programmen jedoch kostengünstig.

Programmbeispiel

«Family Matters» ist ein universelles Programm zur Prävention des Alkohol- und Tabakkonsums bei Jugendlichen im Alter von 12 bis 14 Jahren in den Vereinigten Staaten. Die Eltern erhalten im Laufe eines Jahres vier Broschüren mit Informationen zum Substanzkonsum von Jugendlichen und den Risikofaktoren. Sie schliessen Vorschläge ein, wie sich dem Substanzkonsum bei ihren Kindern vorbeugen lässt, einschliesslich Familienregeln und wöchentlichen Aktivitäten. Auf jede Broschüre folgt ein Telefongespräch mit einer Gesundheitspädagogin bzw. einem Gesundheitspädagogen, der die Familie zur Durchführung des Programms motiviert und bei Bedarf zusätzliche Informationen gibt. In einem Feldversuch mit 1316 Teilnehmenden hatte das Programm einen kleinen (Reduktion um etwa 5 bis 10%) aber statistisch signifikanten Effekt auf die Wahrscheinlichkeit von Rauchen und Alkoholkonsum 3 und 12 Monate nach der Intervention (familymatters.sph.unc.edu).

WIRKSAMKEIT

- › Medienbasierte Programme für die Eltern von Kindern und Jugendlichen mit Verhaltensproblemen haben sich als vielversprechend erwiesen. Es gibt Forschungsergebnisse, die darauf hinweisen, dass sich Verhaltensprobleme mit diesen Programmen verringern lassen, allerdings bezog diese Übersichtsstudie nur wenige Studien mit ein [4]. Bei den berücksichtigten Programmen handelte es sich um kognitiv-behaviorale Ansätze für Eltern von 2- bis 14-Jährigen, in deren Rahmen Informationen über das kindliche problematische Verhalten und den wirksamen Umgang damit

gegeben wurden. Die Programme wurden mit Hilfe von Tonkassetten, Büchern, Computerprogrammen, Manualen, Videokassetten oder einer Kombination dieser Medien durchgeführt. In der Regel waren keine Fachpersonen daran beteiligt.

- › Weitere Erkenntnisse, welche die Wirksamkeit von medienbasierten Programmen belegen, stammen aus Programmen, die auf die Verringerung von Gesundheitsproblemen bei älteren Zielgruppen ausgerichtet sind. Über einen längeren Zeitraum eingesetzte computergestützte Ansätze haben sich bei der Reduktion des Substanzkonsums (Alkohol und/oder Drogen) gemessen an einem Zeitpunkt, der durchschnittlich 7,5 Wochen nach dem Programm lag, als wirksam erwiesen [3]. Die Dauer der Programme war unterschiedlich. Das typische rein computergestützte Programm umfasste drei 21-minütige Einheiten, während das typische kombinierte Programm aus elf 45-minütigen computergestützten Einheiten in Kombination mit elektronischer Unterstützung durch Gleichaltrige (42 Einheiten von je sechs Minuten) und mit virtuellen Chatrooms (acht Einheiten zu je 60 Minuten) bestand. Ausserdem verringerten computergestützte Programme bei gefährdeten Hochschulstudentinnen und Hochschulstudenten (z.B. mit Alkoholproblemen) den Alkoholkonsum sowohl direkt nach dem Programm als auch mehr als sechs Wochen später [5]. Diese Programme bestanden typischerweise aus einer einmaligen 20-minütigen computerbasierten Aufgabe, welche sich als ebenso wirksam wie andere Programme erwies, beispielsweise die Durchführung mit einer gedruckten Version oder eine kurze Therapie. Schliesslich war bei jungen, drogenkonsumierenden Erwachsenen nach einem computergestützten Programm ein geringerer Drogenkonsum festzustellen als bei einer ähnlich langen traditionellen Therapie [6]. Die Teilnehmenden zeigten sich auch sehr zufrieden mit dem Programm.

Einflussfaktoren: Es liegen erste Erkenntnisse zu den Faktoren vor, welche die Wirksamkeit von medienbasierten Programmen beeinflussen:

- › Die Programme scheinen bei Personen, die höhere Dosen konsumieren und aktuell Alkohol konsumieren, wirksamer den Substanzkonsum zu reduzieren [3].
- › Es gibt Hinweise darauf, dass medienbasierte Programme wirksamer sind, wenn sie zusätzliche Komponenten beinhalten. Zum Beispiel scheinen computergestützte Programme wirksamer zu sein, wenn sie durch persönliche Kontakte ergänzt werden [5]. Weiter scheint bei Eltern, deren Kindern Verhaltensprobleme zeigen, die medienbasierte kognitive Verhaltenstherapie wirksamer zu sein, wenn sie mit Gruppendiskussionen unter Bezug eines Therapeuten kombiniert wird.
- › Die geringe Nutzung medienbasierter Programme ist ein Problem. Faktoren, welche mit einer erhöhten Inanspruchnahme einher gehen, umfassen die Kombination von einer massgeschneiderten individuellen Kommunikation (z.B. persönliches Feedback zu den erzielten Fort-

schritten) mit einer Erinnerung an den (erneuten) Besuch der Website und dem Einsatz von Programmen (z. B. finanzielle Anreize für besuchte Sitzungen) [7]. Interaktive Webseiten (z. B. Quizzes- oder andere Spiele) führten ebenfalls zu einer höheren Inanspruchnahme als passivere Informations-Webseiten. Diese Erkenntnisse stehen teilweise im Einklang mit der Forschung bei erwachsenen Nutzern von internetgestützten Programmen [8], die im vorliegenden Kontext für Eltern von Kindern mit Verhaltensproblemen von Belang sein können. Bei diesen Programmen gingen die Unterstützung durch Gleichaltrige oder Beraterin oder Berater, Kontakte über E-Mail oder Telefon (zur Erinnerung, mit einem Feedback oder als regelmässiger Kontakt mit einer Förderperson) sowie Aktualisierungen der Website (z. B. neue Inhalte, Tipp des Tages) mit einer stärkeren Nutzung des Programms durch die Teilnehmenden einher.

AKTUELLE PRAXIS IN DER SCHWEIZ

In der Schweiz gibt es zu verschiedensten Präventionsthemen medienbasierte Präventionsprogramme. Durch die starke Verbreitung der digitalen Medien sind mittlerweile viele Kurse und Programme vor allem über das Internet weit verbreitet. Im Folgenden werden einige Beispiele kurz vorgestellt.

- › Für Jugendliche werden verschiedene Programme und Beratungen online angeboten. So bietet die Facheinheit feel-ok.ch der Schweizerischen Gesundheitsstiftung RADIX ein Programm für Jugendliche im Internet, welches das wissenschaftlich fundierte Fachwissen des Netzwerks in jugendgerechter Sprache darstellt. [Feel-ok.ch](http://feel-ok.ch) bezweckt u. a. die Prävention von Gewalt, Alkoholproblemen und die Förderung der Gesundheit sowie einen gesunden Umgang mit Stress oder Sexualität. Dazu werden z. B. Informationen, Videoclips, Spiele, Tests mit Resultaten, sowie Tipps zum eigenen Schutz angeboten. Zusätzlich werden didaktische Unterlagen für Lehrpersonen angeboten, sodass das Programm gemeinsam mit den Jugendlichen bearbeitet werden kann. Durch wissenschaftliche Studien wird das Programm ständig optimiert. Eine Internetseite und ein Smartphone-Tool zum Thema Rauchen, Alkohol- und Cannabiskonsum bietet Checken.ch. Das Projekt ist eine Zusammenarbeit der Suchtpräventionsstelle der Stadt Zürich und [okaj Zürich](http://okaj.ch). Jugendliche können hier einen Test machen, der ihnen ein Feedback zu ihrem persönlichen Konsumverhalten sowie weitere Informationen gibt. Mit Hilfe eines Logbuchs sollen Jugendliche bei der Veränderung ihres Verhaltens unterstützt werden. Ein weiteres Beispiel ist die Jugendinformation und Onlineberatung Tschau.ch, die seit 2007 existiert. Neben den Informationen auf der Webseite beantworten Fachleute aus der deutschsprachigen Schweiz individuell Fragen zu zahlreichen Themen rund um das Leben und den Alltag. Zusätzlich steht auch eine Chatberatung zur Verfügung. Themen sind hier z. B. Sexualität, Medienkonsum, oder Wohlbefinden und Gesundheit.

- › Für Eltern werden Kurse und Medienratgeber über das Internet angeboten. Für Eltern von Kindern mit ADHS haben Psychologinnen und Psychologen der Universität Freiburg einen Online-Kurs rund um das Thema Lernen entwickelt. Der neu entwickelte **Kurs «Erfolgreich lernen mit ADS und ADHS»** ist das erste deutschsprachige Trainingskonzept zu diesem Thema. Den Kurs mit 12 Lektionen über 24 Wochen hinweg können Eltern flexibel an ihren eigenen Zeitplan anpassen. Momentan wird er hinsichtlich seiner Wirksamkeit evaluiert. Das von Elternwissen.ch empfohlene **Programm «Schau hin! Was Dein Kind mit Medien macht»** ist ein Medienratgeber für Eltern und Erziehende, der Hinweise zum sinnvollen Umgang der Kinder mit Medien gibt. Die 2003 gegründete Initiative ist eine Kooperation des deutschen Bundesministeriums mit den öffentlich-rechtlichen TV-Sendern und weiteren Partnern. Der Medienratgeber informiert über die elektronische Medienlandschaft und die hier bestehenden Gefahren für Kinder. Neben einer Onlineberatung durch Medienpädagoginnen und Medienpädagogen sowie Tutorialfilmen beinhaltet es interaktive Instrumente, wie z. B. ein kostenloses 30-Tage-Online-Programm, einen Test oder eine App mit Spielideen und Fernsehtipps. Das **Filmprojekt «Lerngelegenheiten»** der Bildungsdirektion des Kantons Zürich zielt auf die frühe Kindesförderung ab. Die 40 kurzen Filme, die vom Marie Meierhofer Institut (MMI) mit Unterstützung eines professionellen Filmteams hergestellt werden, richten sich an Eltern und Betreuungspersonen von Kindern bis zu 4 Jahren. Sie zeigen unterschiedliche Lebenswelten der Kinder und die sich dabei bietenden alltäglichen Lerngelegenheiten sowie die Fördermöglichkeiten durch die Eltern. Sie sind in 12 Sprachen übersetzt auf der Webseite abrufbar.
- › Ein weiteres Projekt nutzt verschiedene Medien zur Gewaltprävention im Schulkontext. Die schweizerische Gesundheitsorganisation RADIX entwickelte mit dem nationalen Gewaltpräventionsprogramm «Jugend und Gewalt» Lektionen zur Prävention von Jugendgewalt für den Unterricht. Dem in 4 Teile gegliederten Schulprogramm liegt der Song und das zugehörige **Video «Opferbrief»** zu Grunde, in dem mehrere bekannte Künstler mitspielen. Mit verschiedenen didaktischen Methoden, Unterlagen und Links werden die Themen Selbstverantwortung, persönliche Verhaltensweise, Zivilcourage und Gewalterfahrung abgedeckt.

Die Beispiele zeigen, dass medienbasierte Programme bereits zu einer Vielzahl an Themen und in unterschiedlichen Formaten in der Schweiz existieren. Ein grosser Teil der Programme wird ausschliesslich über (v.a. digitale) Medien vermittelt, ein anderer Teil nutzt Medien unterstützend als Bestandteil ihrer Prävention. Was bisher im Bereich medienbasierte Prävention vor allem fehlt, sind Evaluationen zur Wirksamkeit der Programmansätze in der Schweiz.

SCHLUSSFOLGERUNGEN UND EMPFEHLUNGEN

- › Zur Verringerung von kindlichen Verhaltensproblemen und Substanzkonsum haben sich medienbasierte Programme als erfolgversprechend erwiesen. Obwohl erst eine beschränkte Anzahl an Studien vorliegt, die die Effekte auf Kinder und Jugendliche evaluiert haben, legt die Forschung bei (jungen) Erwachsenen eine positive Wirkung dieser Programme nahe. Da sich mit medienbasierten Programmen eine grosse Anzahl von Personen zu relativ geringen Kosten erreichen lassen, sind diese Ergebnisse vielversprechend.
- › Bessere Resultate lassen sich erzielen, wenn medienbasierte Programme mit Komponenten kombiniert werden, die eine menschliche Interaktion beinhalten, wie z. B. Gruppendiskussionen mit therapeutischer Unterstützung.
- › Trotz dieser positiven Ergebnisse ist jedoch zu betonen, dass gegenwärtig erst wenige Erkenntnisse zur Wirkung von medienbasierten Programmen vorliegen, vor allem bei Kindern und Jugendlichen. Wir empfehlen daher eine zusätzliche, qualitativ hochwertige Evaluation von Programmen, bevor endgültigere Schlussfolgerungen gezogen werden.

WEITERFÜHRENDE LINKS

LINKS

feel-ok.ch › www.feel-ok.ch

Tschau.ch › www.tschau.ch

Checken.ch › www.checken.ch

Kurs Mit Kindern lernen › www.mit-kindern-lernen.ch

Kurs Erfolgreich lernen mit ADS und ADHS › www.lernen-mit-ads-adhs.ch

Programm Schau hin! Was Dein Kind mit Medien macht › www.schau-hin.info

Präventionsprogramm Jugend und Gewalt › www.jugendundgewalt.ch

Lektionen zur Prävention von Jugendgewalt für den Unterricht,
RADIX mit dem Gewaltpräventionsprogramm Jugend und Gewalt
› www.radix.ch › [Gesunde Schulen](#) › [Gewaltprävention](#) › [Lektionsreihe Opferbrief](#)

Filmprojekt Lerngelegenheiten › www.kinder-4.ch

20. PROGRAMME GEGEN GEWALT IM VIRTUELLEN RAUM

EBENE	BEREICH	ALTERSGRUPPE
› Universell	› Familie	Vor der Geburt
› Selektiv	› Schule	Säuglingsalter (0–1)
Indiziert	› Sozialraum	› Frühe Kindheit (1–7)
		› Mittlere / späte Kindheit (7–9)
		› Frühadoleszenz (9–13)
		› Mittlere / späte Adoleszenz (13–18)

ZIELE

Verringerung des Risikos von Gewaltausübung / Viktimisierung über digitale Medien, Förderung einer sicheren Nutzung der Kommunikationstechnologien

ZIELGRUPPE

Kinder und Jugendliche

ANGESPROCHENE RISIKEN

Cybermobbing, Opfererfahrungen im virtuellen Raum, ungesunde Gewohnheiten bei der Nutzung von elektronischen Geräten (z. B. stundenlange Internetnutzung), mangelnde elterliche Kontrolle der Mediennutzung

ALLGEMEINE WIRKSAMKEIT

Vielversprechend

Der Begriff Cybergewalt deckt ein breites Spektrum von schädlichen Aktivitäten ab, die mittels elektronischer Kommunikation über moderne Medien erfolgen, oft über das Internet und/oder Mobiltelefone. Typischerweise umfasst er Cybermobbing, Schikanierungen, Belästigungen, Stalking und sexuelle Viktimisierung. Seit einiger Zeit werden Präventionsprogramme angeboten, um Jugendliche und ihre Eltern über die Gefahren der modernen Medien aufzuklären und ihnen Möglichkeiten zur Prävention einer Viktimisierung im Cyberspace aufzuzeigen, zum Beispiel durch die Verwendung von spezieller Software oder durch die Reduktion der Preisgabe von persönlichen Daten online. Da Cybergewalt ein relativ neues Phänomen ist, liegen bisher wenige Forschungsergebnisse zur Wirksamkeit von Präventionsmassnahmen hierzu vor. Die existierenden Erkenntnisse deuten darauf hin, dass die bisher evaluierten Programme nur eine beschränkte Wirkung haben.

PROBLEMLAGE

Moderne elektronischen Medien wie Internet und Mobiltelefonie haben nicht nur die Möglichkeiten der zwischenmenschlichen Kommunikation erhöht, sondern auch neue Wege eröffnet, um anderen Schaden zuzufügen. Zum Beispiel können die sozialen Medien und Textnachrichten genutzt werden, um Gleichaltrige zu mobben und öffentlich blosszustellen, um (frühere) Partner zu verfolgen und zu belästigen, um Minderjährige dazu zu bringen, sexuelle Handlungen online durchzuführen, um gesetzlich verbotene Pornografie zu verbreiten und um Pornografie unter 16-Jährigen zugänglich zu machen. Die schädlichen Auswirkungen dieser Handlungen auf die Opfer können erheblich sein: 38 % der Jugendlichen, die online schikaniert wurden, gaben an, sie seien als Folge dessen verzweifelt [1]. Dies belegt, wie wichtig eine erfolgreiche Prävention der Viktimisierung im Cyberspace ist.

Ergebnisse aus der Schweiz: Gewalt im Cyberspace

Erkenntnisse aus der vor kurzem durchgeführten schweizerischen James-Studie zeigen, dass 17 % der Schülerinnen und Schüler sagten, dass sie in Chats oder sozialen Netzwerken im Internet schon einmal «fertiggemacht» wurden und dass 3 % von ihnen bereits die Verbreitung von Beleidigungen über sie im Internet erlebten. An der Studie nahmen 1177 12- bis 19-Jährige in allen drei Sprachregionen der Schweiz teil. Ähnlich wurde in der schweizerischen netTEEN-Studie festgestellt, dass sich 14 % der Schülerinnen und Schüler als Täterin bzw. als Täter an Cybermobbing beteiligt hatten, während 22 % als Opfer davon betroffen waren. Für diese Studie wurden 835 13-Jährige aus den Kantonen Wallis, Thurgau und Tessin befragt. Cybermobbing trat zwar weniger häufig auf als die traditionellen Formen des Mobbings in der realen Welt, kann jedoch aufgrund der öffentlichen Demütigung und der Anonymität der Täterin bzw. des Täters schwerwiegendere Folgen haben.

Quelle: Sticca & Perren, 2012; Sticca et al., 2013; Willemse et al., 2013

ZIELE

Da sich die Nutzung der neuen Technologien und der sozialen Medien für viele Menschen zunehmend zu einem unumgänglichen Teil ihres Lebens entwickelt, besteht die zentrale Strategie der Programme zur Reduktion der Viktimisierung im Cyberspace darin, Aktivitäten im Cyberspace sicherer zu gestalten. Einige Programme sind zusätzlich darauf ausgerichtet, Unterstützung für die Opfer und Täterin bzw. Täter von Cybergewalt anzubieten. Die Programme richten sich in der Regel an Kinder und Jugendliche. Einige konzentrieren sich auf Eltern und Lehrpersonen oder beziehen diese mit ein.

MERKMALE

Durchführungsformat: Programme zur Reduktion der Viktimisierung im Cyberspace lassen sich in drei Typen kategorisieren, die jeweils andere Durchführungsformate haben [2]. Der erste Typus sind psychopädagogische Programme, die Kinder, Jugendliche und/oder ihre Eltern über die Gefahren der elektronischen Kommunikation sowie über Strategien zur Vermeidung einer Viktimisierung informieren. Die Jugendlichen lernen zum Beispiel, auf ihren Profilen in sozialen Netzwerken oder gegenüber Unbekannten

keine sehr persönlichen Informationen preiszugeben und keine potenziell schädlichen Informationen öffentlich zu verbreiten. Die Eltern werden über das Online-Verhalten von Jugendlichen, die damit verbundenen Gefahren sowie über die Möglichkeiten aufgeklärt, wie sie durch verstärkte Aufsicht präventiv handeln können. Die Programme werden sowohl online als auch offline durchgeführt und können Face-to-Face-Präsentationen, Websites, Computerspiele oder Simulationen von Anfragen aus dem Internet umfassen. Zum Zweiten sind Initiativen zu nennen, die den Einsatz von technischen Strategien wie die Installation von Software durch Eltern oder Aufsichtspersonen fördern, um den Zugang zu besonders riskanten Websites für Kinder zu blockieren, Bilder zu filtern oder Filter zum Schutz der Privatsphäre zu implementieren. Drittens bieten therapeutische Programme Hilfe für Personen, die bereits als Opfer oder Täterin bzw. Täter Erfahrungen mit Cybergewalt gemacht haben. Die Sitzungen können online, zum Beispiel in Form von Chatrooms, und/oder in der realen Welt durchgeführt werden, z. B. im Rahmen einer persönlichen Beratung.

Durchführungsrahmen: Der Rahmen der Durchführung hängt von der Art des jeweiligen Programms ab; dies kann z. B. das Zuhause, die Schule und Gemeinschaftszentren sein. Psychopädagogische Programme werden hauptsächlich in der Schule durchgeführt [2].

Erforderliche Qualifikationen: Das Ausmass der erforderlichen Schulung hängt vom jeweiligen Programmtyp sowie von der Zielgruppe ab. Strukturierte psychopädagogische Programme und therapeutische Programme erfordern eine Schulung der Person, die sie durchführt. Da die Informations- und Kommunikationstechnologie sich ständig verändern, sind wiederholte Auffrischkurse hilfreich. Die Umsetzung von technischen Initiativen setzt voraus, dass die Eltern oder Schulen über grundlegendes Wissen verfügen, wie diese Software heruntergeladen (wenn sie nicht schon vorinstalliert ist) und genutzt wird.

Erforderliche Ressourcen: Die Kosten der Umsetzung lassen sich nur schwer abschätzen, da sie vom jeweiligen Programm abhängen.

Programmbeispiel

«Childnet», eine gemeinnützige Organisation aus Grossbritannien, zielt darauf ab Kinder, Jugendliche, Eltern, Lehrpersonen und die allgemeine Öffentlichkeit im sicheren Umgang mit dem Internet zu unterstützen. Die pädagogischen Angebote für Schülerinnen und Schüler beziehen sich auf verschiedene Themen, einschliesslich Cybermobbing, Sexting und Cybergrooming und werden in interaktiven Sitzungen angeboten, von denen typischerweise pro Tag maximal vier 30- bis 60-minütige Einheiten stattfinden. Es werden auch Schulungen für Eltern und Lehrpersonen angeboten. Eine weitere Aktivität von Childnet ist die Koordination des Safer Internet Day in Grossbritannien. Eine weitere Ressource bietet die Website kidSMART, die Jugendliche, Eltern und Lehrpersonen über die Risiken und die sichere Erforschung spezifischer Internetaktivitäten informiert. Die Website steht in verschiedenen Sprachen zur Verfügung, u. a. auch auf Deutsch. Evaluationen zeigen für Komponenten von Childnet einen Wissenszuwachs bei den Kindern. Es gibt aber kein gesichertes Wissen, ob auch eine Verhaltensänderung erwirkt wird (www.childnet.com, www.kidsmartearlylearning.org/DE/).

WIRKSAMKEIT

Die grosse Mehrheit der Programme zur Prävention oder Reduktion der Viktimisierung im Cyberspace wurde bisher nicht evaluiert. Unseres Wissens liegt nur eine relevante Übersichtsstudie vor, in welcher die Forschungsergebnisse aus früheren Studien zusammengefasst wurden [2]:

- › Diese Übersichtsstudie bezog sich auf drei Evaluationen, die pädagogische Programme untersucht hatten. Die Forschungsübersicht ergab, dass Jugendliche, die an einem Programm zur Prävention von Cybergewalt teilgenommen hatten, nach Abschluss des Programms ein grösseres Wissen zum sicheren Umgang mit dem Internet aufwiesen als andere Jugendliche.
- › Allerdings führten diese Präventionsprogramme nicht zu einem weniger riskanten Verhalten im Internet. Zum Beispiel verzeichneten die Jugendlichen, bei denen das Programm durchgeführt worden war, und diejenigen, bei denen sie nicht durchgeführt worden war, ähnliche Raten bezüglich Besuchen von unangemessenen Websites, der Weitergabe von persönlichen Passwörtern und der Preisgabe von persönlichen Informationen online.
- › Ausserdem berichteten die Jugendlichen, die an dem Programm teilgenommen hatten, nicht über weniger Vorfälle von Cybermobbing als diejenigen, die nicht an dem Programm teilgenommen hatten.

Einflussfaktoren: Gegenwärtig liegen kaum gesicherte Erkenntnisse darüber vor, mit welchen Programmelementen sich Cybergewalt erfolgreich reduzieren lässt. Forscherinnen und Forscher unterstreichen besonders in Bezug auf das Cybermobbing die folgenden Aspekte und betonen dabei die zentrale Rolle der Schule und der Eltern als Schlüsselfiguren bei der Prävention von Cybermobbing sowie die Förderung der Kompetenzen der Kinder [3, 4]:

- › Präventionsstrategien gegen das Cybermobbing müssen in schulische Ansätze gegen Mobbing allgemein integriert werden. Aktivitäten, die das Bewusstsein für Cybermobbing und dessen Folgen fördern, sollten in den Lehrplan eingebaut werden. Hierdurch lassen sich nicht nur die traditionellen Formen des Mobbings wirksam eindämmen, sondern kann auch Cybermobbing verringert werden [5].
- › Täterinnen und Täter von Cybermobbing scheinen weniger Gewissensbisse zu haben als traditionelle Mobbing-Täterinnen bzw. -Täter. Es könnte daher wichtig sein, auf die gravierenden negativen Folgen des Cybermobbings für die Opfer hinzuweisen, um bei Mobbing-Täterinnen bzw. -Tätern und Zuschauern Empathie und Verständnis zu fördern.
- › Da das Cybermobbing raschen Veränderungen unterworfen ist (z. B. neue Technologien und neue soziale Medien), können die Lehrpersonen über Diskussionsrunden mit und Forschungsprojekte ihrer Schülerinnen und Schüler auf dem Laufenden gehalten werden. Zudem sollte die Supervision der Kinder durch Lehrpersonen und Eltern bei der Nutzung elektronischer Kommunikation gefördert werden.

- › Der virtuelle Raum kann nicht nur zur Ausübung, sondern auch zur Bekämpfung von Cybergewalt genutzt werden. Zum Beispiel können Opfer virtuelle Unterstützung von Gleichaltrigen erhalten.

AKTUELLE PRAXIS IN DER SCHWEIZ

In der Schweiz gibt es zahlreiche Massnahmen, um Kinder und Jugendliche in ihrem sicheren Umgang mit digitalen Medien zu fördern und sie vor den Gefahren des Internets zu schützen. Im Bereich des Jugendmedienschutzes variieren die Kantone stark in ihrem Fokus. Abhängig von ihren Strategien sind die zuständigen kantonalen Stellen in unterschiedlichen Bereichen, wie z. B. Bildung oder Gesundheitsförderung/Prävention angesiedelt. Im Folgenden wird ein kurzer Überblick über wichtige Programme und aktuelle Entwicklungen gegeben.

- › Der Bund setzt sich für den Jugendmedienschutz ein und hat 2010 den Auftrag zur Umsetzung des **Nationalen Programms Jugend und Medien** erteilt. Das BSV setzt das Projektvorhaben in Zusammenarbeit mit der Jacobs Foundation, der Swisscom AG sowie der Swiss Interactive Entertainment Association um. An der Umsetzung sind u. a. auch verschiedene Bundesstellen, Universitäten, Medienbranchen, sowie Jugend-, Familien- und Kinderschutzorganisationen beteiligt. Das Ziel des Programmes ist es, den sicheren Umgang von Kindern und Jugendlichen mit digitalen Medien zu fördern. Das Informationsportal für Eltern, Lehr- und Fachpersonen bietet Informationen, Tipps und Unterstützung zum Thema an. Ausserdem können Angebote zum Thema, wie z. B. Kurse, Beratungsstellen oder Lehrmittel in der ganzen Schweiz aufgefunden werden. Bis Ende 2014 werden 7 Modellprojekte in allen Regionen der Schweiz umgesetzt und evaluiert. Zusätzlich soll sich eine Projektgruppe ein Bild von den Selbstregulierungsaktivitäten der Medienbranche, als auch der Regulierungsaktivitäten der Kantone verschaffen. Basierend auf den Empfehlungen will der Bundesrat je nach Ergebnis Regulierungsmassnahmen initiieren.
- › Verschiedene Internetseiten bieten Informationen über die Gefahren des Internets. So bietet z. B. die Schweizerische Kriminalprävention auf ihrer **Webseite** safersurfing.ch Artikel, Adressen und Broschüren zum Thema an. Ein Beispiel ist die **Informationsbroschüre «My Little Safebook»**, die in Versionen für Eltern und Jugendlichen verfügbar ist und sich mit den Gefahren und Schutzmöglichkeiten rund um das Internet befasst. Auch das Projekt **«ElternWissen-Digitale Medien»** von Elternbildung CH bietet Informationen für Eltern und Fachpersonen sowie weiterführende Links zu Referaten und Kursen rund um das Thema digitale Medien. Die Fachinheit feel-ok.ch der Schweizerischen Gesundheitsstiftung RADIX (siehe auch Kapitel 19) bietet ein Programm für Jugendliche im Internet, welches das Fachwissen des Netzwerks in jugendgerechter Sprache darstellt. In der Unterrubrik Cybermobbing bietet es u. a. Videoclips, Tests und Tipps zum eigenen Schutz. Zusätzlich werden didaktische Unterlagen für Lehrpersonen z. B. zum Thema Cybermobbing zur gemeinsamen Bearbei-

tung mit den Jugendlichen angeboten. Ein weiteres Beispiel ist die **Webseite** Cybersmart.ch der Berner Gesundheit, eine Informationsplattform rund um das Thema Internetnutzung. Unter den Hauptrubriken Gambling, Games, Sex im Netz, E-Communications und Gewalt bietet es Informationen, Hilfe und Präventionstipps für Familien, Schulen und Jugendliche.

- › Verschiedene Organisationen bieten ausserdem umfassendere Angebote, wie z. B. Veranstaltungen und Kurse. So bietet z. B. Swisscom, ein Partner des nationalen Programms Jugend und Medien, **Kurse an für Schülerinnen und Schüler**, Eltern und Lehrpersonen zur Steigerung der Medienkompetenz. Eine Evaluation der Fernfachhochschule Schweiz zeigte z. B. dass die Schülerinnen und Schüler sich der Gefahren besser bewusst waren und lernten, wie sie ihre Persönlichkeitsrechte besser verteidigen (Werlen & Bergamin, 2013). Der **Verein** Zischtig.ch hat sich die Förderung der Prävention im Bereich der neuen Medien zum Ziel gesetzt. Er leistet Präventionsarbeit für Schulen, bietet Elternbildung und engagiert sich direkt in der Jugendarbeit. Mit einer breiten Palette an Angeboten deckt er u. a. Elternabende und Weiterbildungen für Lehr- und Fachkräfte im Bereich Prävention, aber auch Kurzprogramme in Kooperation mit Schulsozialarbeiterinnen und -arbeitern oder dem Jugenddienst der Polizei, ab. Ferner werden neben weiterführender Literatur auch Kindersicherungen für unterschiedliche Betriebssysteme empfohlen. **Pro Juventute** bietet zu Mediennutzung, Persönlichkeitsschutz oder Cybermobbing sowohl Workshops für Kinder und Jugendliche der Mittel- und Oberstufe an, als auch Veranstaltungen für Eltern. Zusätzlich können Merkblätter für Eltern, Lehrpersonen oder Kinder und Jugendliche heruntergeladen werden. Ein weiteres Beispiel ist das **Programm «fit4chat»** der Polizei Luzern, das Informationen für Kinder, Eltern und Lehrpersonen rund um die Gefahren des Internets, speziell jedoch von Chats, bietet. Neben Regeln und Tipps, werden auch Hinweise auf potentielle Gefahren und Anlaufstellen, die Hilfe anbieten, gegeben. Auch werden Eltern und Lehrpersonen mit Materialien, Broschüren und der Unterstützung durch Fachpersonen bei der Abhaltung von Elternveranstaltungen, sowie Lehrpersonen bei der Durchführung einer Unterrichtseinheit zum Thema unterstützt. Für die Westschweiz ist die **Fachstelle fri-tic** der Pädagogischen Hochschule Freiburg, ein Kompetenzzentrum für alle Aspekte rund um Medien, ein interessantes Beispiel. Für alle Schulen des Kantons bieten sie Ausbildung und Beratung an. Ein Projekt befasst sich mit den Gefahren im Internet und der Wichtigkeit, sich mit den Schülerinnen und Schüler präventiv mit dem Thema auseinanderzusetzen. Im Rahmen dessen wurde eine «Internet Ch@rta» entwickelt, welche Schulen als Hilfsmittel auf verschiedenen Ebenen einsetzen können. Es werden z. B. Weiterbildungen für die Lehrpersonen oder Materialien angeboten, die im Unterricht eingesetzt werden können.
- › In manchen Kantonen und Städten werden Programme direkt an Schulen durchgeführt. Ein Beispiel ist ein Projekt der gemeinnützigen Einrichtung **«Action Innocence»** im Kanton Genf, welches Kinder im Internet schützen will. Es beinhaltet mehrere Elemente: Das **Präventionsprogramm «Surfer**

avec prudence sur Internet» («Vorsicht beim Surfen im Internet») wird seit 2003 in den 5. Primarschulklassen an allen öffentlichen Schulen im Kanton Genf (und in anderen Westschweizer Kantonen auf Anfrage) von Psychologinnen und Psychologen durchgeführt. Seit 2006 arbeitet «Action Innocence» auch mit den Schülerinnen und Schülern der Sekundarstufe. Zusätzlich werden für Eltern Vorträge sowie Workshops für Fachpersonen wie z.B. Lehrpersonen, Erzieher, oder Kindergärtnerinnen angeboten. Daneben wird eine **Webseite und ein interaktives Spiel** für Kinder sowie eine Internetseite mit Informationen für Eltern zum Thema angeboten. Ausserdem werden umfassende Präventions- und Sensibilisierungskampagnen mit Plakaten und TV-Spots durchgeführt. Ein weiteres Beispiel ist ein seit 2011 an Genfer Schulen durchgeführtes **Pilotprojekt zum Thema Mobbing und Cybermobbing** des Genfer Erziehungsdepartements. Das in drei Teile unterteilte Projekt, das sich erst in seiner Anfangsphase befindet, verfolgt die Ziele, eine Studie zu Opfererfahrungen durchzuführen sowie darauf aufbauend Präventions- und Interventionsmassnahmen auszuwählen.

- › Auch die Polizei spielt in der Schweiz eine wichtige Rolle bei der Prävention von Gewalt im Bereich der neuen Medien. Häufig bieten die **Präventionsabteilungen der Polizeistellen** spezialisierte Massnahmen an. Ein Beispiel ist die Informationswebsite der Kantonspolizei Waadt. Neben Themen wie z.B. Gewalt, Alkohol oder Drogen gibt es auf der Website zahlreiche Informationen rund um die Gefahren des Internets. Zusätzlich führen sie Präventionsaktionen durch, wie z.B. Konferenzen für Eltern oder Jugendliche. Im Rahmen dieser Aktionen führt die Polizei in allen 6. Klassen des Kantons ein Präventionsprogramm durch, das auch auf die Sicherheit im Internet eingeht.
- › Obwohl die meisten Programme allgemein Gefahren rund um das Internet ansprechen, gibt es auch Programme, die sich auf spezifische Formen von Gewalt konzentrieren. So hat die Kampagne **«schau genau!»** der Stadt Zürich die Verhinderung von sexueller Ausbeutung und Missbrauch im Internet zum Ziel. Die Kampagne, die von der Fachstelle für Gewaltprävention in Zusammenarbeit mit der Stadtpolizei und der Organisation und Informatik Zürich durchgeführt wird, stellt Schulen Materialien zur Bearbeitung in Schulklassen zur Verfügung und bietet auf ihrer Internetseite Informationen, Tipps und Adressen für Jugendliche und Erwachsene.

Insgesamt gibt es in der Schweiz viele Massnahmen im Bereich des Jugendmedienschutzes. Auch der Bund setzt mit dem nationalen Programm «Jugend und Medien» ein deutliches Zeichen. Neben Projekten, die sich an Kinder und Jugendliche richten, setzen viele Programme bei Eltern und Erziehungsberechtigten an. Zusätzlich zu Onlinere Ressourcen setzen manche Projekte vor allem auf das Klassenzimmer und beziehen Lehrpersonen und Eltern mit ein. Evaluationen der erzielten Wirkungen fehlen bisher.

SCHLUSSFOLGERUNGEN UND EMPFEHLUNGEN

- › Gegenwärtig liegen noch kaum Erkenntnisse zur Wirksamkeit von Programmen gegen Cybergewalt vor. Die bestehende Forschung konzentriert sich auf (sehr wenige) pädagogische Programme für Jugendliche und legt nahe, dass diese Programme zwar das Wissen der Jugendlichen zum sicheren Umgang mit dem Internet erhöhen, aber möglicherweise nicht dazu führen, dass sich diese im Internet sicherer verhalten.
- › Allerdings lässt der gegenwärtige Kenntnisstand noch keine endgültigen Schlussfolgerungen zu. Angesichts des festen Platzes, den die elektronische Kommunikation im heutigen Leben einnimmt und der negativen Folgen der Cybergewalt für die Opfer, ist es sehr wichtig, weiter zu untersuchen, wie sich die sichere Nutzung elektronischer Kommunikation fördern lässt.

WEITERFÜHRENDE LITERATUR UND LINKS

LITERATUR

Berger, R. & Steiner, O. (2013). Beratung bei Cyberbullying. In Pauls, H., Stockmann, P. & Reicherts, M. (Hrsg.), Beratungskompetenzen für die psychosoziale Fallarbeit. Ein sozialtherapeutisches Profil, S. 261–276. Freiburg i. Br.: Lambertus Verlag.

Perren, S. (2011). Entwicklungsprobleme im Autonomierungsprozess: Moderne Freiheiten und ihre potentiellen Risiken im Jugendalter. In S. Albisser & C. Bieri Buschor (Hrsg.), Sozialisations- und Entwicklungsaufgaben von Heranwachsenden, S. 183–202: Schneider Verlag.

Steiner, O. (2009). Neue Medien und Gewalt. Expertenbericht 04/09. Bern: Bundesamt für Sozialversicherungen.

Steiner, Olivier (2011). Cyberbullying. Unsichtbare Gewalt im Jugendalter. Suchtmagazin, 6, 25–27.

Sticca, F., & Perren, S. (2012). Is cyberbullying worse than traditional bullying? Examining the differential roles of medium, publicity, and anonymity for the perceived severity of bullying. *Journal of Youth and Adolescence*, 42, 739–750.

Sticca, F., Ruggieri, S., Alsaker, F., & Perren, S. (2013). Longitudinal risk factors for cyberbullying in adolescence. *Community & Applied Social Psychology*, 23, 52–67.

Werlen, E., & Bergamin, P. (2013). Evaluation der Wirksamkeit des Swisscom Medienkurses für Schüler und Schülerinnen der Oberstufe. Fernfachhochschule Schweiz.

Willemse, I., Waller, G., Süss, D., Genner, S., Huber, A. L. (2013). James – Jugend, Aktivitäten, Medien – Erhebung Schweiz. Zürich: Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften, www.psychologie.zhaw.ch

LINKS

Nationales Programm Jugend und Medien > www.jugendundmedien.ch

Schweizerische Kriminalprävention > www.safersurfing.ch

My little Safebook (für Jugendliche und für Erwachsene)
> www.skppsc.ch > Downloads > Internet > Soziale Netzwerke

ElternWissen-Digitale Medien, Elternbildung.ch
> www.elternwissen.ch/ew_digitaledien.html

Fachstelle feel-ok.ch, Schweizerischer Gesundheitsstiftung RADIX > www.feel-ok.ch

Cybersmart.ch > www.cybersmart.ch

Medienstark, Swisscom in Zusammenarbeit mit Elternbildung.ch
> www.swisscom.ch/de/medienstark.html

Zischtig.ch > www.zischtig.ch

Pro Juventute > www.projuventute.ch

«fit4chat», Polizei Luzern > www.fit4chat.ch

Fachstelle fri-tic der Pädagogischen Hochschule Freiburg > www.fri-tic.ch

Action Innocence > www.actioninnocence.org

Für Kinder und Jugendliche
> www.kiloo.org, www.netcity.org, www.surferprudent.org

Für Eltern > www.filtr.info

Pilotprojekt des Genfer Erziehungsdepartements
> www.jugendundgewalt.ch > Projekte > Pilotprojekte > Mobbing und Cybermobbing

Kantonspolizei Waadt > www.petitchaperonrouge.com

«schau genau!» > www.schaugenau.ch

21. PROGRAMME ZUM ABBAU VON VORURTEILEN UND ZUR FÖRDERUNG POSITIVER INTERGRUPPENEINSTELLUNGEN

EBENE	BEREICH	ALTERSGRUPPE
› Universell	Familie	Vor der Geburt
Selektiv	› Schule	Säuglingsalter (0–1)
Indiziert	› Sozialraum	› Frühe Kindheit (1–7)
		› Mittlere / späte Kindheit (7–9)
		› Frühadoleszenz (9–13)
		› Mittlere / späte Adoleszenz (13–18)

ZIELE

Vorurteile reduzieren und positive Einstellungen gegenüber anderen Gruppen (z. B. andere ethnische Gruppen, Menschen mit Behinderung, ältere Menschen) fördern

ZIELGRUPPE

Kinder und Jugendliche im Alter von etwa 3 bis 18 Jahren

ANGESPROCHENE RISIKEN

Vorurteile und Intoleranz gegenüber Anderen, Rassismus, wenig Kontakt zu fremden Gruppen, geringe Empathie

ALLGEMEINE WIRKSAMKEIT

Vielversprechend

Programme zum Abbau von Vorurteilen und zur Förderung positiver Intergruppenbeziehungen zielen ab auf negative Überzeugungen, Einstellungen und letztlich Verhaltensweisen sowie auf die Toleranz gegenüber den Mitgliedern anderer Gruppen, wie z. B. anderer ethnischer Gruppen, Menschen mit Behinderung und ältere Menschen. Die verfügbaren Forschungsergebnisse weisen darauf hin, dass diese Programme einen geringen bis moderaten, aber praktisch signifikanten, vorteilhaften Effekt auf Intergruppeneinstellungen haben.

PROBLEMLAGE

Die Schweiz weist europaweit eine der höchsten Zuwanderungsraten auf. Die in der letzten Zeit zu gesellschaftlichen Themen gefällten Entscheide wie das Minarett-Verbot und die Masseinwanderungsinitiative hatten zur Folge, dass den Spannungen zwischen den verschiedenen sozialen Gruppen vermehrte Beachtung geschenkt wird. Negative Einstellungen, Antipathie und Vorurteile gegenüber Mitgliedern anderer Gesellschaftsgruppen können schädliche soziale Folgen haben, die von Mobbing auf dem Spielplatz bis zu durch Hass motivierten Delikten und Rechtsextremismus reichen. Die «anderen Gruppen», gegen die sich die Vorurteile richten, können ethnische Minderheiten oder Migrantinnen und Migranten sein, aber auch religiöse Gruppierungen, Angehörige der unteren sozialen Schichten, Personen mit anderer sexueller Orientierung, Menschen mit einer körperlichen oder geistigen Behinderung, alte Menschen, Übergewichtige oder von Armut Betroffene. Es ist wichtig, früh mit Präventionskampagnen und der Förderung von positiven Erfahrungen mit fremden Gruppen zu beginnen, da die Entwicklung negativer Einstellungen gegenüber anderen Gruppen bereits bei jungen Kindern beginnt [1].

ZIELE

Die Programme sind darauf ausgerichtet, Vorurteile abzubauen oder positive Intergruppeneinstellungen zu fördern. Obwohl verschiedene Klassifikationssysteme existieren, lassen sich anhand der theoretischen Grundsätze, auf denen diese Programme beruhen, grob drei Typen unterscheiden (siehe [2]). Beim ersten Typ wird davon ausgegangen, dass positive Kontakte zwischen Mitgliedern verschiedener sozialer Gruppen weniger Vorurteile zur Folge haben. Der zweite Typ beruht auf der Annahme, dass Wissen über die andere Gruppe und über Vorurteile die Antipathie verringert. Beim dritten Typ wird angenommen, dass ausgeprägte (soziale) kognitive Fähigkeiten (wie Empathie oder das Annehmen der Perspektive des anderen) mit positiveren Intergruppenbeziehungen zusammenhängen. Das theoretische Prinzip, auf dem das einzelne Programm beruht, bestimmt dessen spezifische Zielsetzungen und Strategien (wie unten beschrieben).

MERKMALE

Durchführungsformat: Bei der Mehrheit der Programme werden Vorurteile gegen Personen aus anderen ethnischen Gruppen angegangen, gefolgt von Vorurteilen gegen Menschen mit Behinderung und gegen ältere Menschen [2]. Die Programme, bei denen positive Kontakte zur anderen Gruppe im Vordergrund stehen, schaffen Gelegenheiten für direkte oder indirekte Kontakte unter den Gruppen, zum Beispiel durch gemeinsamen Schulunterricht, gemeinsames Spielen oder öffentliche Kampagnen mit bekannten Persönlichkeiten aus anderen Gruppen. Die auf Wissen gestützten Programmen umfassen Informationen zur anderen Gruppe, zu Multikulturalismus, zu

Vorurteilen sowie zu Intergruppeneinstellungen und -normen. Schliesslich schulen die Programme, die auf sozial-kognitive Fähigkeiten ausgerichtet sind, bei den Teilnehmenden Kompetenzen wie Empathie, moralische Entscheidungsfindung und Konfliktlösung. Zu den eingesetzten Methoden gehören Gruppendiskussionen, Rollenspiele, Lektüren, Filme/Videos, Simulationen und gedruckte Materialien. Die meisten Programme weisen eine geringe bis mittlere Intensität auf, erstrecken sich über bis zu acht Wochen und umfassen bis zu zehn Einheiten, wobei die Bandbreite der Programme von einem einzigen Treffen bis zu einer 44-wöchigen Dauer [2] und von 4 bis zu 80 Stunden reicht [3]. Zielgruppe der meisten Programme sind Primarschulkinder im Alter von sechs bis zehn Jahren, einige Programme werden auch im Vorschulalter oder auf den höheren Schulstufen durchgeführt.

Durchführungsrahmen: Einige Programme erfolgen in der Schule, andere im Freizeitbereich wie z. B. in Sommerlagern. Bei Medienkampagnen ist der Durchführungsrahmen naturgemäss viel breiter.

Erforderliche Qualifikationen: Obwohl viele Programme eine Schulung oder Vorbereitung der Lehrpersonen oder Programmvermittler erfordern, ist das Ausmass der notwendigen Schulung je nach Programm unterschiedlich. Medienkampagnen und Fernsehserien lassen sich ohne die aktive Mitwirkung einer Vermittlungsperson durchführen.

Erforderliche Ressourcen: Während einige Programme die Schulung von Lehr- oder anderen Leitungspersonen sowie die Anschaffung von Hilfsmaterial erfordern, sind andere frei zugänglich und können aus dem Internet heruntergeladen werden. Daher sind die Kosten der Programme sehr unterschiedlich.

Programmbeispiel

Die «Autobiographie interkultureller Begegnungen» (AIB) wurde für den Europarat entwickelt. Mit diesem Programm wird die Förderung der Entwicklung interkultureller Fähigkeiten und Kompetenzen angestrebt. Dies erfolgt über angeleitete Reflexionen zu den eigenen persönlichen Erfahrungen. Eine Version des Programms richtet sich spezifisch an Kinder. Für diese Zielgruppe hat das Programm zwei Formate, nämlich ein schriftliches, das von den Kindern mehr oder weniger selbstständig bearbeitet werden kann, und das Format eines Interviews, bei dem das Kind der durchführenden Person über seine Erfahrungen berichtet. Die Kinder reflektieren über interkulturelle Begegnungen, indem sie ihre Erfahrungen, die sie beim Kennenlernen einer Person aus einer anderen Kultur gemacht haben, ihre eigenen Gefühle und ihre Wahrnehmungen zu den Gefühlen der anderen Person beschreiben. Die Übungen können mit der ganzen Klasse oder mit einzelnen Kindern durchgeführt werden. Das Programm lässt sich als regulärer Teil des Lehrplans verwenden, kann aber auch spezifisch eingeplant werden, nachdem die Kinder Kontakt zu anderen Kulturen hatten, zum Beispiel nach den Schulferien oder nach einer interkulturellen Veranstaltung. Das Programmmaterial kann gratis heruntergeladen werden (siehe www.coe.int/lang-autobiography). Über die Wirkungen des Programmes gibt es bisher keine wissenschaftlichen Studien.

WIRKSAMKEIT

Drei Übersichtsstudien haben die bestehende Literatur zum Thema zusammengefasst. Zwei dieser Analysen fokussierten auf die Förderung von Res-

pekt und positiven Intergruppeneinstellungen bei Kindern und Jugendlichen [2, 4]. Die andere Analyse fokussierte auf Kontaktprogramme bei allen Altersgruppen [5]. Insgesamt zeigen diese Analysen Folgendes:

- › Rund 40 % der evaluierten Programme für Kinder hatten einen positiven Effekt, bei 50 % wurde kein signifikanter Effekt festgestellt [4]. Insgesamt sind die Effekte mit einer Verbesserung der Intergruppeneinstellungen um etwa 15 % relevant [2].
- › Allerdings ist auch zu beachten, dass trotz der zahlreichen positiven Resultate 10 % der Programme einen negativen Effekt hatten, d. h., sie führten zu schlechteren Intergruppeneinstellungen [4].
- › Forschungsergebnisse weisen darauf hin, dass die Programme möglicherweise eine andauernde Wirkung haben: Der Effekt war vier Monate nach dem Programm noch genauso gross wie direkt nach dem Programm [2].
- › Bei den Kontaktprogrammen waren die Programme für verschiedene Altersgruppen (von Kindern im Alter von bis zu zwölf Jahren bis hin zu Erwachsenen) alle gleich wirksam [5].

Einflussfaktoren: Es existieren einige Informationen über die Faktoren, welche die Wirksamkeit der Programme beeinflussen [2, 4]:

- › Die Programme scheinen einen stärkeren Effekt auf die kognitive Dimension der Intergruppeneinstellungen zu haben als auf die verhaltensbezogene und auf die affektive Dimension. Tatsächlich wurde kein signifikanter Effekt auf die affektive Dimension festgestellt.
- › Die Programme waren erfolgreicher in Bezug auf die Verbesserung der Einstellungen gegenüber Menschen mit Behinderung als gegenüber Menschen aus anderen ethnische Gruppen.
- › Programme, die einen direkten Kontakt mit der fremden Gruppe einschlossen oder ausgerichtet waren auf die Verbesserung der Fähigkeit, die Perspektive des anderen einzunehmen, waren erfolgreicher als Schulungen der Fähigkeiten der sozialen Kategorisierung oder der sozialen Problemlösefähigkeiten.
- › Obwohl die Unterschiede gering waren, scheinen Programme, die Rollenspiele einsetzen, eine grössere Wirkung zu erzielen als Gruppendiskussionen und gedrucktes Material.

AKTUELLE PRAXIS IN DER SCHWEIZ

In der Schweiz gibt es zahlreiche Projekte rund um das Thema Toleranz, Menschenrechte und Rassismusbekämpfung. Allein die **Fachstelle für Rassismusbekämpfung** des Eidgenössischen Departements des Innern (EDI) hat bis Ende 2012 über 330 verschiedene Projekte in allen Sprachregionen und Schulstufen der Schweiz unterstützt. Eine 2011 durchgeführte Evaluation zeigte, dass die Themen Menschenrechte und Rassismusprävention im

schulischen Kontext als relevant eingestuft werden (Fachstelle für Rassismusbekämpfung, 2013). Sowohl die schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektion als auch die Projektbeteiligten attestierten den Projekten eine nachhaltige Wirkung. Die Palette der Projekte ist vielfältig und reicht vom Schulkontext über öffentliche Programme bis hin zu Austauschprogrammen. Manche Programme fokussieren eher auf Prävention durch eine Sensibilisierung, während andere eher zum Abbau von Vorurteilen beitragen wollen. Im Folgenden werden einige Beispielprogramme vorgestellt.

- › Verschiedene Organisationen unterstützen Projekte zum Thema Toleranz und Respekt. Bei der Fachstelle für Rassismusbekämpfung werden in Zusammenarbeit mit Bund, Kantonen, Gemeinden und privaten Akteuren zahlreiche präventive Projekte mitfinanziert und durchgeführt. Viele fokussieren auf die Prävention bei Kindern und Jugendlichen. Zahlreiche weitere Projekte wurden im Rahmen der vom Europarat durchgeführten **Jugendkampagne «alle anders – alle gleich»** unterstützt. Die neue **Stiftung éducation21** fördert und koordiniert im Auftrag von Bund, Kantonen und der Zivilgesellschaft die Bildung für nachhaltige Entwicklung. Ihr Angebot umfasst pädagogisch geprüfte Unterrichtsmedien, Beratung und finanzielle Hilfe bei Schul- oder Klassenprojekten u.a. im Bereich Toleranz und Rassismus. Aktuell fordert éducation21 Lehrpersonen und Schulen auf, Schulprojekte im Rahmen einer Aktionswoche gegen Rassismus zu planen und einzureichen. Auch Mercator Schweiz, eine gemeinnützige Stiftung, fördert Projekte rund um das Thema Toleranz zwischen Menschen unterschiedlicher kultureller und sozialer Hintergründe. Das von Mercator unterstützte **Projekt «Jugend Mit Wirkung»** von Infoklick.ch soll u.a. Respekt und Toleranz fördern, die Beziehungen zwischen Generationen verbessern und Jugendliche in die Gesellschaft integrieren. Es wird bereits in über 100 Gemeinden durchgeführt. In Zusammenarbeit mit der Stadt Basel wurde das Projekt als **«Kinder mit Wirkung»** an eine jüngere Altersgruppe angepasst. Ein weiteres von Mercator gefördertes Projekt ist **«Unity in diversity – Junge Menschen überwinden Grenzen»**. Hier führen Pfadfinder Austauschaktivitäten mit Serbien und Georgien durch um das interkulturelle Verständnis und die Toleranz zu fördern.
- › Zahlreiche Programme werden im schulischen Kontext angeboten. So ist z. B. das **Projekt «Illi der Landstreicher»** für Kindergarten und Unterstufe ein Unterrichtsprojekt für Toleranz und Respekt und gegen Vorurteile. Es beinhaltet ein Marionettenstück mit Bilderbuch, Hörspiel und einem didaktischen Themenheft. 2013 hat die Association des familles du Quart Monde de l'Ouest lausannois ein Projekt zum Thema **Diskriminierung, Armut und Zusammenleben** für Kinder der Primarschule in der Genferseeregion durchgeführt. An vier Vormittagen schrieben die Kinder Geschichten und setzten diese in einen Bild-Comic um. Das Ziel des Projektes war, durch Zusammenarbeit respektvolles Verhalten gegenüber anderen zu fördern. Für Schülerinnen und Schüler der Oberstufe bietet das **Lehrmittel «Achtung. Verachtung.»** Unterrichtsmaterialien zu Akzep-

tanz und Gleichwertigkeit aller Menschen. Bestehend aus einem Lehrerheft und 4 Themenheften kann es in verschiedene Unterrichtsfächer integriert werden. Eine Kurzevaluation in 2007 konnte dem Lehrmittel jedoch nur beschränkte Bekanntheit bei Lehrpersonen attestieren. Auch die Wirksamkeit des Lehrmittels wurde in Frage gestellt (Widmer und Hirschi, 2007). Ein weiteres Beispiel ist das **Projekt «La tavolozza dei personaggi: lavoro interdisciplinare sull'alterità»**, das aktuell von der Schule Media Giornico/Faido im Tessin durchgeführt wird und auf das Thema Andersartigkeit abzielt. Unter anderem sollen Schülerinnen und Schüler der Sekundarstufe I durch eine Theaterkreation die Mechanismen der Diskriminierung und ihre Folgen besser verstehen.

- › Verschiedene Organisationen vermitteln **Begegnungen zwischen unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen**, um das gegenseitige Verständnis zu fördern. So hat die Schweizerische Flüchtlingshilfe in 2013 Projektstage zur Begegnung zwischen Schülerinnen bzw. Schülern und Asylsuchenden durchgeführt mit dem Ziel Vorurteile auf beiden Seiten abzubauen. Zur Förderung des interkulturellen Austausches bietet auch die Stiftung Kinderdorf Pestalozzi Begegnungen mit Kindern und Jugendlichen aus Südosteuropa. Jährlich werden hier über 20 interkulturelle Austauschprogramme durchgeführt. Das Ziel, verschiedene Generationen zusammenzubringen, haben die so genannten Generationentreffen. Im **Projekt «mobiler Generationentreff»** von Jump-in der Kinder- und Jugendarbeit Rapperswil-Jona, der Stiftung Rajo Vita und der Koordinationsstelle Freiwilligenarbeit sollen Generationen einander nähergebracht werden und Vorurteile abgebaut werden. Ähnliche Initiativen gibt es auch in der Westschweiz. So treffen sich z. B. im Rahmen des **Programms «Quartiers Solidaires»** in Ecublens im Kanton Waadt Senioren mit Jugendlichen, die Lernschwierigkeiten haben.
- › Des Weiteren gibt es diverse **Angebote zu Toleranz, Menschenrechten und Rassismusbekämpfung**. So bietet z. B. die GRA-Stiftung gegen Rassismus und Antisemitismus Referate und Gesprächsrunden in Schulen, Lehrmittel, öffentliche Diskussionsrunden und Reisen für Schülerinnen bzw. Schüler nach Auschwitz und Krakau an. 2013 führte sie ein Projekt zur frühkindlichen Bildung von Toleranz und zur Förderung von Empathie durch. Im Rahmen der **Kampagne «Stop it! Stop it!»** schrieben über 120 Jugendgruppen und Schulklassen ein Storyboard oder kurzes Spot-Drehbuch zu den Themen Antisemitismus, Rassismus oder Behinderung, wovon die 4 besten Ideen von einem Filmteam des Schweizer Fernsehens umgesetzt wurden. Ein weiteres Projekt zum Thema Gewalt und Rassismus ist **«gggfon»**, ein Informations- und Beratungsangebot von 62 Gemeinden im Raum Bern und Burgdorf. 2013 wurde in einem Pilotprojekt der **Kurs «Schau hin!»** 20-mal durchgeführt. Der 4-stündige Kurs für Jugendliche ab 13 Jahren will mit Bildern und Kurzgeschichten, sowie weiteren Lehrmaterialien die Schülerinnen und Schüler für das Thema Rassismus sensibilisieren und Zivilcourage ermuntern. Unter den weiteren Angeboten von gggfon findet sich der **«Stopp-Rassismus-Kiosk»**, ein

künstlerisch gestalteter Anhänger, der eine kleine Bar sowie Materialien und Informationen zum Thema enthält. Er kann für Aktionen gemietet und in den Gemeinden aufgestellt werden. Die Stadt Lausanne führte von 2012 bis 2013 die **Informationskampagne «moi & les autres»** (ich & die anderen) durch, die sich insbesondere an Kinder und Jugendliche richtet. In der Kampagne zu jeglicher Form von Andersartigkeit stehen drei Aktionsbereiche im Fokus: Gleichheit zwischen den Geschlechtern, zwischen Generationen sowie das Zusammenleben verschiedener Kulturen. Innerhalb der Kampagne führten verschiedene Organisationen insgesamt 51 Projekte durch. Der Evaluationsbericht folgerte, dass die Hauptziele der Kampagne erreicht wurden (Horber-Papazian & Häuptli, 2013).

- › Verschiedene Projekte sollen die Öffentlichkeit auf das Thema Toleranz und Respekt aufmerksam machen. In St.Gallen und Wil fand schon mehrere Male das **«Respekt-Camp»** statt, ein Projekt der Landeskirchen zur Friedensförderung, das sich an 13- bis 20-jährige Jugendliche und junge Erwachsene richtet. In Zelten soll ein Parcours die Diskussion zu Vorurteilen gegenüber anderen Religionen, Respekt und Toleranz auf kreative Art fördern. In zahlreichen Städten und Kantonen der Schweiz werden **Rassismuswochen oder -tage** durchgeführt. Die meist jährlich stattfindenden Kampagnen haben zum Ziel auf das Thema Rassismus und Fremdenfeindlichkeit aufmerksam zu machen. Seit 2012 koordinieren die Westschweizer Kantone und das Tessin ihre Aktionen und bieten online ihre Veranstaltungsprogramme als Übersicht an. Weitere Städte und Kantone, die Aktionswochen oder -tage durchführen sind zum Beispiel die Stadt Luzern, das Wallis oder die Stadt Bern, die 2014 ihre Aktionswoche gegen Rassismus zum vierten Mal durchführt.
- › Sehr grundlegend setzt das vom Bund durchgeführte Programm **«Projets urbains»** an. Sein Hauptfokus liegt auf der gesellschaftlichen Integration in Wohngebieten sowie deren Aufwertung (Staub-Bernasconi & Fent, 2009). Es werden kleine bis mittelgrosse Städte und Agglomerationsgemeinden bei baulichen und sozialen Massnahmen unterstützt, welche die Lebensqualität von Quartieren verbessern, die «Ghettobildung» hemmen und den sozialen Zusammenhalt fördern sollen. Dies geschieht in einem ganzheitlichen Ansatz unter Einbezug der Quartierbewohner. Durch die Umsetzung gemeinsamer Vorhaben sollen rassistische Haltungen und Handlungen verhindert und abgebaut werden. Auch das **Projekt «Communes sympas – Gemeinsam in der Gemeinde»** will die Lebensqualität verbessern, das Zusammenleben sowie die Chancengleichheit fördern und dabei Personen jeglichen Alters, Geschlechts oder Staatsangehörigkeit einbeziehen. Durch Vernetzung und Zusammenarbeit der Akteure (z.B. politische Instanzen, Gruppen, Vereine oder Einwohner/-innen) soll auch eine Annäherung stattfinden. Das kantonale Pilotprojekt, das nach dem Erfolg des Projektes **«Marly Sympa»** und dessen Auszeichnung mit dem Schweizer Integrationspreis 2009 von der Fachstelle für die Integration der MigrantInnen und für Rassismusprävention (IMR) entwickelt wurde, wurde von 2010 bis 2013 umgesetzt und beteiligte 6 Freiburger Gemeinden.

Es existieren zahlreiche Projekte in der Schweiz, die darauf fokussieren, positive Einstellungen zu anderen Gruppen sowie Respekt und Toleranz zu fördern und Vorurteilen entgegenzuwirken, speziell auch sehr viele, die präventiv rassistischen Tendenzen und Gewalt entgegenwirken sollen. Auffällig ist jedoch, dass die meisten dieser Projekte eher klein sind, eine relative kurze Dauer haben und sich individuell sehr unterscheiden. Im Bereich der Schule unterscheiden sich Projekte und der ordentliche Schulbetrieb, indem einige Lehrpläne die Behandlung von Diskriminierung, Menschenrechten und Rassismus vorsehen. In letzterem sind Projekte gute Instrumente, wenn über den Lehrplan hinaus noch Bedarf an einer Vertiefung der Themen besteht. Durch die Vielzahl der individuellen Projekte fehlt es bisher vor allem an Evaluationen hinsichtlich der Wirksamkeit der umgesetzten Projekte.

SCHLUSSFOLGERUNGEN UND EMPFEHLUNGEN

- › Insgesamt können Programme zum Abbau von Vorurteilen gegenüber anderen Gruppen einen geringen bis moderaten, jedoch praktisch signifikanten Effekt erzielen. Obwohl weniger über die Langzeiteffekte bekannt ist, weisen einige Studien darauf hin, dass die Wirkung der Programme dauerhaft ist. Daher erachten wir diese Programme als lohnenswert. Vor allem soziale Kontakte sowie die Schulung in Empathie und im Einnehmen der Perspektive von Anderen reduzierten Vorurteile und sind empfehlenswert.
- › Ungeachtet des vorherigen Punktes hatte eine Minderheit der evaluierten Programme negative Auswirkungen. Wir empfehlen, weitere Studien durchzuführen, um zu verstehen, wie sich diese negativen Auswirkungen vermeiden lassen.
- › Im Allgemeinen sowie spezifisch für die Schweiz ist momentan unklar, unter welchen Umständen die Programme wirksam sind. Hierzu ist weitere Forschung notwendig. Weitere Forschungsarbeiten sollten auch die Nützlichkeit von Programmen zur Verhinderung von durch Vorurteile motivierte Vorfällen im öffentlichen Raum untersuchen. Zudem sind nur sehr wenige Evaluationsstudien zu Medienkampagnen bekannt [6]. Letztere könnten besonders nützlich sein, da sich mit solchen Kampagnen eine grosse Zahl von Personen zu relativ geringen Kosten erreichen lässt.
- › Es ist unverzichtbar, Programme an den spezifischen Kontext anzupassen. Die strukturellen Bedingungen und Intergruppeneinstellungen in der Schweiz müssen deshalb sorgfältig analysiert und in die Umsetzung des Programms integriert werden. Zudem muss die Einbeziehung der lokalen politischen und institutionellen Akteure sichergestellt werden, bevor ein Programm durchgeführt wird. Diese beiden Faktoren sind für den Erfolg eines Programms essentiell.

**WEITERFÜHRENDE LITERATUR
UND LINKS**

LITERATUR

Horber-Papazian, K., & Häuptli, G. (2013). Evaluation de la campagne d'éducation «moi et les autres» de la Ville de Lausanne. Institut de hautes études en administration publique, www.lausanne.ch

Fachstelle für Rassismusbekämpfung FRB (2013). Bericht der Fachstelle für Rassismusbekämpfung 2012. Übersicht und Handlungsfelder. Bern: Fachstelle für Rassismusbekämpfung.

Rey-Baeriswyl, M.C., Heeb, J.L. Pulzer, N. (2013). Evaluation du Projet pilote cantonal «Communes sympas – Gemeinsam in der Gemeinde» 2010 – 2013. Haute Ecole fribourgeoise de travail social, www.fr.ch

Staub-Bernasconi, S., & Fent, H. (2009). Grundlagenpapier. Projets urbains – Gesellschaftliche Integration in Wohngebieten. Bern: Eidg. Departement des Innern.

Widmer, T., & Hirschi, C. (Hrsg) (2007). Fallstudien zur Evaluation von Massnahmen gegen Rechtsextremismus, Zürich: Universität Zürich. www.ipz.uzh.ch

LINKS

Fachstelle für Rassismusbekämpfung des EDI › www.frb.admin.ch

éducation21 › www.education21.ch

Mercator Schweiz › www.stiftung-mercator.ch

Projekt Jugend mit Wirkung › www.infoklick.ch/jugendmitwirkung

Projekt Kinder mit Wirkung › www.infoklick.ch/kinder-mit-wirkung

Unity in diversity – Junge Menschen überwinden Grenzen

› www.scout.ch › Pfadialltag › Internationales › Partnerschaften › Unity in diversity

Illi der Landstreicher › www.looslipuppentheater.ch

Association des familles du Quart Monde de l'Ouest lausannois › www.afqm.ch

Projekttage Schweizerische Flüchtlingshilfe

› www.fluechtlingshilfe.ch › Bildung › Angebot-fuer-jugendliche › Integration

Stiftung Kinderdorf Pestalozzi › www.pestalozzi.ch

Projekt mobiler Generationentreff, Jump-in › www.jump-in.ch

GRA-Stiftung gegen Rassismus und Antisemitismus › www.gra.ch

gggfon › www.gggfon.ch

moi & les autres, Stadt Lausanne › www.moi-autres.ch

Aktionswoche gegen Rassismus

Kanton Fribourg › www.fr.ch/imr › Kampagnen › Woche gegen Rassismus

Stadt Bern › www.berngegenrassismus.ch

«Communes sympas – Gemeinsam in der Gemeinde»

› www.gemeinsam-in-der-gemeinde.ch

«Marly Sympa» › www.marly.ch › Culture-Loisirs-Sport › Marly sympa



OPFERORIENTIERTE PROGRAMME

- 22. Unterstützung der Opfer von sexueller Gewalt gegen Kinder und Jugendliche
- 23. Programme der Restorative Justice

22. UNTERSTÜTZUNG DER OPFER VON SEXUELLER GEWALT GEGEN KINDER UND JUGENDLICHE

EBENE	BEREICH	ALTERSGRUPPE
Universell		Vor der Geburt
› Selektiv	› Familie	Säuglingsalter (0–1)
› Indiziert	› Schule	› Frühe Kindheit (1–7)
	› Sozialraum	› Mittlere / späte Kindheit (7–9)
		› Frühadoleszenz (9–13)
		› Mittlere / späte Adoleszenz (13–18)

ZIELE

Beseitigung oder Reduktion von Symptomen in Zusammenhang mit sexuellen Opfererfahrungen, einschliesslich posttraumatischen Belastungsstörungen (PTSB), sexualisierten Verhaltensweisen, geringem Selbstwertgefühl und Intimitätsproblemen

ZIELGRUPPE

Kinder und Jugendliche. Bezugspersonen werden manchmal in die Behandlung einbezogen

ANGESPROCHENE RISIKEN

Auswirkungen von sexuellen Opfererfahrungen, Alpträume, geringes Selbstwertgefühl, Angststörungen, Ängste, Depression, Verhaltensprobleme und emotionale Probleme sowie Traumatisierung

ALLGEMEINE WIRKSAMKEIT

Wirksam

Unterstützungsstrategien für Kinder und Jugendliche, die Opfer von sexueller Gewalt sind, haben oft die Form einer psychosozialen Therapie. Diese sind darauf ausgerichtet, die negativen psychischen und entwicklungsbezogenen Folgen der sexuellen Viktimisierung für die Opfer zu verringern. Evaluationen zeigen, dass diese Programme eine mässig bis stark positive Wirkung auf das Wohlbefinden der Opfer haben, die über längere Zeit anhielt. Allerdings hängt das Ausmass der Wirkungen von Faktoren wie der Therapieart und der Behandlungsdauer ab.

PROBLEMLAGE

Unter sexueller Gewalt gegen Kinder und Jugendliche verstehen wir alle strafrechtlich relevanten sexuellen Handlungen gegen Personen unter 18 Jahren, unabhängig davon, wer die Täterin bzw. der Täter ist und welche dessen Beziehung zum Opfer ist. Sexuelle Opfererfahrungen können sehr traumatisierende Erfahrungen für Kinder und Jugendliche sein. Sie hängen mit späteren psychischen Problemen und Entwicklungsbeeinträchtigungen wie psychischen Störungen, Persönlichkeitsstörungen, Angststörungen und schweren affektive Störungen zusammen (z. B. [1]). Es ist sehr wichtig, Kindern und Jugendlichen bei der Verarbeitung ihrer Erfahrungen zu helfen, um ihnen den Weg für positive Erfahrungen und für die Verbesserung ihres Wohlbefindens zu ebnen.

Ergebnisse aus der Schweiz: Sexuelle Viktimisierung und psychisches Wohlbefinden

In der Schweiz hat die Optimus-Studie gezeigt, dass 8 % der männlichen und 22 % der weiblichen 15-Jährigen bereits eine sexuelle Viktimisierung mit Körperkontakt erlebt haben. Bei diesen Jugendlichen treten häufiger Internalisierungsprobleme wie z. B. Traurigkeit und Ängste sowie ein externalisierende Probleme wie z. B. Schlägereien und leichte Reizbarkeit auf als bei anderen Jugendlichen. Während beispielsweise 8 % der Nichtopfer Internalisierungsprobleme im klinisch abnormen Bereich aufwiesen, waren es bei den Opfern 24 %. Nur wenige Opfer, nämlich 4 %, wurden jedoch psychologisch oder psychiatrisch behandelt, um ihre Erfahrungen zu verarbeiten.

Quelle: Optimus Studie Schweiz, Averdijk et al., 2012

ZIELE

Das Ziel der Programme ist die Förderung der Erholung der Opfer von sexuellen Opfererfahrungen, durch die Reduktion von psychischer Not und maladaptiven Verhaltensweisen, einschliesslich posttraumatischer Belastungsstörungen (PTBS), sexualisierter oder anderer grenzverletzender Verhaltensweisen, fehlendem Selbstwertgefühl und (anderen) internalisierenden oder externalisierenden problematischen Verhaltensweisen. Die Mehrheit der Programme fokussiert auf die Behandlung der Kinder und Jugendlichen, doch einige schliessen auch die (nicht an der Tat beteiligte) Betreuungsperson ein oder sind nur auf sie ausgerichtet.

MERKMALE

Programme für die psychosoziale Behandlung von Kindern und Jugendlichen, die Opfer von sexueller Gewalt sind, variieren stark. Einige sind standardisiert oder werden mit Hilfe eines Manuals durchgeführt, andere sind dies nicht. Aufgrund der Vielfalt der Ansätze und individuellen Behandlungsbedürfnisse ist es sehr schwierig, einen allgemeinen Überblick über die Durchführung zu bieten.

Durchführungsformat: Das Durchführungsformat hängt von den therapeutischen Theorien ab, auf denen die Therapie beruht und die auf einer Vielzahl von psychologischen Modellen basieren. Allerdings herrschen Ansätze vor,

die auf der, oft traumafokussierten, kognitiven Verhaltenstherapie beruhen und die allein oder in Kombination mit anderen Therapien eingesetzt werden [2]. Zu diesen anderen Therapien gehören beispielsweise «Eye Movement Desensitization and Reprocessing» (Augenbewegungs-Desensibilisierung und Wiederaufarbeitung), Gruppentherapie, psychodynamische Therapie (wie z. B. Spieltherapie) oder die Förderung der Selbstständigkeit des Kindes. Diese Therapien werden altersgerecht eingesetzt. Bei kleineren Kindern fokussieren Therapeuten oft auf die Spiel- und Kunsttherapie.

Durchführungsrahmen: Der Durchführungsrahmen unterscheidet sich je nach Therapieform, Bedürfnissen des Opfers, Behandlungsbedarf und der Gefährdung für weitere Opfererfahrungen. Die Therapie kann in ambulanten Einrichtungen zur Förderung der mentalen Gesundheit, stationären Einrichtungen, Jugendstrafanstalten, Heimen, Schulen, Wohnumgebungen oder direkt in der Familie stattfinden.

Erforderliche Qualifikationen: Die Therapeuten haben einen unterschiedlichen Hintergrund, was angesichts der Vielfalt der therapeutischen Ansätze nicht erstaunlich ist. Viele Programme werden von hochqualifizierten Fachleuten für psychische Gesundheit durchgeführt, die auf die jeweilig angewendete Therapieform spezialisiert sind. Manchmal wird die Therapie (teilweise) von Fachleuten für Sozialarbeit oder von Therapeuten in Ausbildung durchgeführt.

Erforderliche Ressourcen: Angesichts der unterschiedlichen und individuell angepassten Therapieprogramme sind die Kosten der Behandlungen entsprechend dem gewählten Ansatz sehr unterschiedlich.

Programmbeispiel

Die traumafokussierte kognitive Verhaltenstherapie zielt auf die Reduktion der negativen psychologischen Auswirkungen von sexuellen Opfererfahrungen ab. Sie eignet sich für Kinder und Jugendliche im Alter von 3 bis 18 Jahren. Mit dem Programm werden verzerrte und maladaptive Ansichten angegangen, nicht zielführende gewohnheitsmäßige Reaktionen (wie Wut oder Angst) verändert und problematische Interaktionen in der Familie identifiziert und verringert. Das Programm umfasst auch die Behandlung der Bezugspersonen, die nicht an der Tat beteiligt waren. Es handelt sich um eine zumeist relativ kurze Therapie, die 12 bis 18 Sitzungen von je 50 bis 90 Minuten umfasst. Die Behandlung wird als Einzelsettings durchgeführt, mit getrennten und gemeinsamen Sitzungen für das Kind und die Bezugsperson. Das Programm eignet sich weniger für Kinder und Jugendliche, die schwere Verhaltensstörungen aufweisen, (para)suizidal sind, sich selbst verletzen oder Substanzen konsumieren (www.childwelfare.gov).

WIRKSAMKEIT

Es existieren mindestens neun Übersichtsstudien [2–10], welche die Wirksamkeit psychologischer Behandlungen zur Verringerung der negativen Folgen von sexuellen Opfererfahrungen bei Kindern und Jugendlichen bis zum Alter von 18 Jahren evaluiert haben. Sie führten zu den folgenden Erkenntnissen:

- › Insgesamt hat die psychologische Behandlung eine moderat bis stark positive Wirkung auf das psychische Wohlbefinden der Opfer [2–6]. Obwohl die Effekte für manche Dimensionen des Wohlbefindens stärker schwanken, scheint die übergreifende Erkenntnis zu sein, dass in Dimensionen wie Internalisierungsprobleme, PTBS, externalisierende Probleme und Selbstwertgefühl eine positive Wirkung feststellbar ist.
- › Nur wenige Studien untersuchen Langzeiteffekte. Die Befunde legen allerdings nahe, dass die Effekte längerfristig anhalten und über die Zeit sogar leicht zunehmen. Wie lange der Effekt genau anhält, ist nicht klar, doch Berichte weisen darauf hin, dass er mindestens sechs Monate [7], bis zu einem Jahr [6] oder sogar während mindestens 21 Monaten [2] weiterbesteht.
- › Das am häufigsten evaluierte Programm ist die (traumafokussierte) kognitive Verhaltenstherapie (Tf-KVT). In verschiedenen Studien wurde festgestellt, dass diese Therapie allein oder kombiniert mit einer unterstützenden Therapie oder einer psychodynamischen Behandlung (z. B. Spieltherapie) besonders wirksam ist (z. B. [2]). Allerdings sind sich diesbezüglich nicht alle Autoren einig. So haben einige zum Beispiel festgestellt, dass die Tf-KVT nur bei PTBS besonders wirksam ist, nicht jedoch bei erheblichen störenden Verhaltensproblemen [7], oder dass damit ähnliche Effekte erzielt wurden wie mit einer Spieltherapie oder einer unterstützenden Therapie [3].

Einflussfaktoren: Die erwähnten Übersichtsstudien beurteilten eine Reihe von Faktoren, welche die Wirksamkeit der psychologischen Behandlung für Opfer von sexueller Gewalt beeinflussen. In Bezug auf die mit der Therapie zusammenhängenden Faktoren wurde festgestellt, dass für deren Wirksamkeit verschiedene Merkmale von Bedeutung sind:

- › Die meisten Studien weisen darauf hin, dass eine längere Behandlungsdauer (Anzahl Wochen und/oder Sitzungen) mit einer höheren Wirksamkeit einhergeht.
- › Einige Forschungsergebnisse legen nahe, dass Sitzungen, die höchstens eine Stunde dauern, wirksamer sind als Sitzungen, die länger als eine Stunde dauern.
- › In Bezug auf die Frage, ob eine Gruppen- oder eine Einzeltherapie wirksamer ist, sind die vorliegenden Forschungsergebnisse teilweise widersprüchlich. Während sich in einer Studie beide Therapieformen als gleich wirksam erwiesen, wurde in einer anderen festgestellt, dass die Einzeltherapie insbesondere zur Behandlung von PTBS wirksamer war als die Gruppentherapie. In Fall einer PTBS kann auch die Familientherapie wirksam sein, doch die geringen Zahl von evaluierten Studien ist zu klein, um sich dessen sicher sein zu können. Diese Art der Behandlung wird in der Regel nicht bei akuter Gefahr eingesetzt.

AKTUELLE PRAXIS IN DER SCHWEIZ

Für Fragen im Zusammenhang mit häuslicher und sexueller Gewalt sind meist die kantonalen Interventionsstellen gegen häusliche Gewalt, die kantonalen Opferhilfestellen und die Gleichstellungsbüros zuständig. Gleichstellungsbüros weisen Opfer bei Bedarf an Einrichtungen weiter, die Zuflucht oder ambulante Unterstützung bieten. Im Folgenden sind einige Beispiele von Initiativen aufgeführt:

- › Verschiedene Organisationen bieten **sofortige Unterstützung für Opfer von Gewalt**. Einige davon sind Teil der allgemeineren Opferhilfestellen (z.B. Centre LAVI Genève, Opferberatung Zürich, Weisses Ring Opferhilfe) oder von Stellen, die Hilfe für Opfer von häuslicher Gewalt oder von Gewalt gegen Frauen (z.B. Frauen Nottelefon, Solidarité Femmes Genf) oder gegen Männer anbieten (Zwischehalt, Mannebüro Zürich). Sie vermitteln auch weitergehende psychologische Behandlung.
- › Einige Stellen richten sich spezifisch an **Opfer von sexueller Gewalt**. Der Verein **«Faire le Pas»** bietet zum Beispiel Einzel- und Gruppenbehandlungen für Opfer von sexueller Gewalt sowie Kreativ-Workshops an. **Cas-tagna**, eine weitere Beratungsstelle, berät Opfer von sexueller Gewalt und vermittelt Hilfe in den Bereichen Psychotherapie, medizinische Behandlung, juristische Begleitung sowie Unterstützung durch andere Fachpersonen. Der Verein **«Familles Solidaires»** in Lausanne ist eine private, gemeinnützige Organisation, der Kindern und Jugendlichen, die sexuellen Missbrauch erlebt haben, sowie auch deren Eltern Unterstützung anbietet. Nebst einer Hotline mit sofortiger Unterstützung bietet das Team aus speziell geschulten Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern, Pädagoginnen und Pädagogen sowie Psychologinnen und Psychologen direkte Hilfe und Unterstützung in Einzel- oder Gruppensitzungen.
- › Eine Reihe von **Anlaufstellen** richtet sich spezifischer an Jugendliche (siehe Links am Ende dieses Kapitels). Sie bieten unter anderem emotionale und praktische Unterstützung am Telefon, über Skype, persönliche Gespräche, SMS, Chats, Kontakt über eine Facebook-Seite oder per E-Mail an. Bei Bedarf vermitteln sie auch Kontakte für eine weitergehende psychologische Hilfe, von Sexualberatungen oder zu medizinischen Fachpersonen.
- › Einige Websites bieten **Online-Foren oder -Beratungsdienste** an, in denen Fachpersonen und Gleichaltrige Hilfe für Jugendliche anbieten, die ihre Fragen online stellen können (siehe Liste der Websites am Ende dieses Kapitels). Neben Informationen zu Sexualität und sexueller Gewalt bietet die **Website Lilli** unter anderem eine anonyme Online-Beratung. Jugendliche können im Internet Fragen stellen, die von einem Team von medizinischen Fachpersonen, Psychologinnen und Psychologen, Sexualtherapeuten sowie Beraterinnen und Beratern beantwortet werden. **Tschau/Ciao** ist eine weitere Website, die zwar nicht spezifisch auf Gewalt oder sexuellen Missbrauch ausgerichtet ist, aber Informationen dazu ent-

hält. Für diese Website ist auch eine App verfügbar. Die Website **Comeva** bietet neben einem Beratungsservice ebenfalls ein Forum, in dem sich Jugendliche gegenseitig Rat bei Problemen geben können, die unter anderem sexuelle Gewalt betreffen.

- › Verschiedene Kinderspitäler verfügen über interdisziplinäre und spezialisierte **Kinderschutzgruppen**, die eine Risikobeurteilung vornehmen und die notwendigen Massnahmen ergreifen, um das Kind zu schützen. Sie bieten Kindern, die Opfer von sexueller Gewalt wurden, medizinische, juristische, soziale und psychologische Unterstützung. Solche Gruppen bestehen zum Beispiel an den (Kinder-) Spitälern Zürich, Basel, St.Gallen, Bern und Luzern. Ein Beispiel in der Westschweiz ist **«Le Centre hospitalier universitaire vaudois» (CHUV)**, eine der fünf Schweizer Universitätskliniken, die über eine spezielle **Gruppe für die Prävention von Kindesmissbrauch** verfügen (das «Child Abuse and Neglect» Team; Cheseaux, 1996). Das Team ist eine interdisziplinäre Gruppe der Kinderheilkunde, Psychiatrie, Sozialdienste und Forensik. Es beschäftigt sich mit Fällen von Missbrauch und Gewalt gegen Kinder und Jugendliche und bietet eine breite Palette an Hilfsangeboten für die Betroffenen, u. a. haben sie ein Zentrum für das Notfall-Management bei Fällen sexueller Gewalt entwickelt.

Insgesamt gibt es in der Schweiz eine ganze Reihe von Angeboten, die darauf ausgerichtet sind, jungen Opfern von sexueller Gewalt psychologische Unterstützung zu bieten. Ein Teil nutzt die modernen Medien, was sehr empfehlenswert ist und noch verbreiteter werden sollte, um Kinder und Jugendliche optimal zu erreichen. Obwohl die aufgeführten Initiativen in der Regel weit entwickelt zu sein scheinen, sind uns keine Wirkungsevaluationsstudien zu diesen Programmen bekannt.

SCHLUSSFOLGERUNGEN UND EMPFEHLUNGEN

- › Die Übersichtsstudien weisen übereinstimmend darauf hin, dass die psychologische Behandlung wirksam ist, um die negativen Folgen von sexueller Gewalt bei Kindern und Jugendlichen zu verringern. Diese Erkenntnisse zeigen, dass die psychologische Behandlung ein sinnvoller Ansatz zur Unterstützung der Opfer von sexueller Gewalt ist.
- › Eine grosse Herausforderung besteht darin, dass nur wenige Opfer professionelle Hilfe in Anspruch nehmen (siehe Averdijk et al., 2012). Es kann somit wichtig sein, diese Dienstleistungen in der Öffentlichkeit besser bekannt zu machen. Dabei kann der Einsatz von modernen Medien entscheidend sein.
- › Obwohl eine ganze Reihe von Evaluationsstudien existieren, gibt es unseres Wissens nach in der Schweiz keine solchen Evaluationen. Ausserdem erfüllen frühere (internationale) Studien die Standards einer sorgfältigen wissenschaftlichen Evaluation oft nicht. Zum Beispiel wurden die meisten ohne Kontrollgruppe durchgeführt und waren nicht randomisiert. Wir empfehlen, sorgfältig angelegte, randomisierte und kontrollierte Studien durchzuführen, welche auch die Langzeiteffekte untersuchen, um weitere Fortschritte in diesem Bereich zu erzielen. Es wäre auch wünschenswert, die Arbeit der Opferhilfestellen zu evaluieren.
- › Einige Forschungsergebnisse weisen darauf hin, dass sich die Familientherapie und/oder der Einbezug von Bezugspersonen in die Behandlung günstig auswirken können. Allerdings wurde bisher zu wenig Forschung durchgeführt, um dies sicher zu wissen. Dies könnte jedoch ein erfolgversprechender Behandlungsansatz sein.

WEITERFÜHRENDE LITERATUR UND LINKS

LITERATUR

Averdijk, M., Mueller-Johnson, K. und Eisner, M. (2012). Sexuelle Viktimisierung von Kindern und Jugendlichen in der Schweiz, Schlussbericht für die UBS Optimus Foundation. www.optimusstudy.org

Cheseaux, J. J. (1996). Pourquoi un CAN team (Child abuse and neglect) à l'hôpital? Revue médicale de la Suisse romande, 116, Ss. 823–827.

LINKS

Opferhilfestelle Genf > www.centrelavi-ge.ch

Opferberatung Zürich > www.opferberatungzh.ch

Weisser Ring Opferhilfe > www.weisser-ring.ch

Frauen Nottelefon > www.frauennottelefon.ch

Solidarité Femmes Genève > www.solidaritefemmes-ge.org

Zwüschehalt > www.zwueschehalt.ch

Mannebüro Zürich > www.mannebuero.ch

Faire le Pas > www.fairelepas.ch

Castagna > www.castagna-zh.ch

Familles Solidaires > www.familles-solidaires.ch

Websites für Jugendliche

> www.schlupfhuus.ch

> www.147.ch

> www.telme.ch

> www.lilli.ch

> www.ciao.ch

> www.tschau.ch

> www.comeva.ch

Unité multidisciplinaire de santé des adolescents, CHUV > www.umsa.ch

23. PROGRAMME DER RESTORATIVE JUSTICE

EBENE	BEREICH	ALTERSGRUPPE
Universell	Familie	Vor der Geburt
Selektiv	Schule	Säuglingsalter (0–1)
› Indiziert	› Sozialraum	Frühe Kindheit (1–7)
		Mittlere / späte Kindheit (7–9)
		› Frühadoleszenz (9–13)
		› Mittlere / späte Adoleszenz (13–18)

ZIELE

Aufarbeitung einer Straftat unter dem Gesichtspunkt des dem Opfer zugefügten spezifischen Schadens, dies im Unterschied zu seiner Ahndung als Vergehen gegen die staatliche Ordnung. Opfern und Täterinnen bzw. Tätern im Strafverfahren eine Stimme verleihen

ZIELGRUPPE

Junge und erwachsene Straftäterinnen bzw. Straftäter, Opfer von Straftaten

ANGESPROCHENE RISIKEN

Mangelnde Einsicht in die Tatfolgen, Risiko von Wiederholungstaten, fehlender Einbezug der Opfer in den Strafprozess., fehlende Konfliktschlichtung in herkömmlichen Strafprozessen

ALLGEMEINE WIRKSAMKEIT

Wirksam

Restorative Justice ist eine Alternative oder Ergänzung zum traditionellen Strafjustizverfahren. Sie bringt die von einer Straftat Betroffenen (Opfer, Tatbeteiligte, Mitglieder der Gemeinschaft) in einem konstruktiven Dialog zusammen, um Fragen zur Straftat, deren Auswirkungen und der Wiedergutmachung anzugehen. Die Programme zielen meist auf jugendliche Straftäterinnen und -täter ab, die weniger schwere Straftaten begangen haben (z. B. leichte Körperverletzung), es gibt aber auch Programme für erwachsene Straftäterinnen und -täter und schwere Gewalttätigkeit. Studien deuten darauf hin, dass der Ansatz der Restorative Justice im Vergleich zur herkömmlichen Strafverfolgung bessere Effekte auf die Zufriedenheit der Opfer und Täterin bzw. Täter hat, und dass letztere etwas weniger oft neue Straftaten begehen. Da eine passende Übersetzung des englischen Begriffs «Restorative Justice» bislang nicht gefunden wurde, hat sich im Deutschen der englische Originalbegriff eingebürgert und wird deswegen in diesem Kapitel so verwendet.

PROBLEMLAGE

Mit den schwerwiegendsten Folgen einer Straftat sind die direkt Betroffenen, insbesondere Opfer und Täterin bzw. Täter, konfrontiert. Opfer von Gewaltverbrechen können traumatisiert sein, Verletzungen, Erwerbsausfälle und einen Verlust an Lebensqualität erleiden [1, 2]. Die Täterinnen oder Täter sind mit gesellschaftlicher Zurückweisung und strafrechtlichen Anklagen (sowie in der Folge mit Strafverfahren, Verurteilung sowie Strafvollzug) konfrontiert. Im Gegensatz zum traditionellen Strafjustizverfahren, bei dem Straftaten als Vergehen gegen den Staat gesehen werden, beziehen die Verfahren der Restorative Justice Opfer und Straftäterinnen bzw. -täter direkt mit ein, um informatorische und emotionale Bedürfnisse zu bearbeiten und die Folgen der Straftat zu bewältigen. Zudem trägt die aktive und konstruktive Tatabarbeitung durch die Beteiligten selbst zu deren «Empowerment» bei, im Gegensatz zur blossen passiven Erduldung der Konsequenzen der Straftat und der Reduktion des Opfers auf dessen Geschädigtenrolle und Zeugenfunktion.

ZIELE

Die opferorientierte Justiz zielt darauf ab, zur Auflösung der negativen Folgen der Straftat bei den direkt Betroffenen bzw. Beteiligten beizutragen, was die Bearbeitung der emotionalen Folgen und die Entwicklung eines Wiedergutmachungsangebots umfasst. Das Ziel ist nicht die Bestrafung, sondern die Rekonstruktion des Verhältnisses zwischen den Parteien. Der Prozess bietet den Opfern Gelegenheit, der Täterin bzw. dem Täter Fragen zur Straftat zu stellen, die Täterin bzw. den Täter zur Verantwortung zu ziehen, zu erklären, in welcher Weise sie durch die Tat beeinträchtigt wurden sowie ihre Bedürfnisse im Hinblick auf Entschädigung für den verursachten Schaden zu formulieren. Man geht davon aus, dass diese Faktoren den Heilungsprozess beim Opfer unterstützen. Die Täterin oder der Täter erhält die Gelegenheit, die Verantwortung für seine Straftat zu übernehmen, Einblick in die Folgen der Straftat zu gewinnen, sich zu entschuldigen und Wiedergutmachung anzubieten. Auf diese Weise können beide, Opfer wie Täterin bzw. Täter, gemeinsam ein Verständnis dafür gewinnen, welche Bedeutung die Straftat für jeden von ihnen hatte, und deren Folgen bewältigen. Um diese Ziele zu erreichen, versuchen Programme der Restorative Justice einen geschützten Rahmen zur Verfügung zu stellen, durch welchen ein offener und ehrlicher Dialog unterstützt wird.

MERKMALE

Durchführungsformat: Es gibt zahlreiche Formen von Restorative Justice. Am häufigsten wurden entweder Verfahren untersucht, bei denen sich Opfer und Täterin bzw. Täter unter Beizug von unterstützenden Parteien persönlich treffen, oder bei denen sich Opfer und Täterin bzw. Täter ohne unterstützende Personen im Rahmen eines Mediationsverfahrens begegnen. Das

typische Verfahren beinhaltet ein einmaliges Treffen zwischen Opfer und Täterin bzw. Täter, wobei immer die Anwesenheit eines Vermittlers vonnöten ist. Bei schweren Fällen und komplexen Konflikten können mehrere Treffen erfolgen. Die Parteien besprechen die Straftat, ihre Auswirkungen und wie der Schaden wiedergutmacht werden kann. Opfer und Täterin bzw. Täter werden gewöhnlich vorab getrennt vorbereitet, um zu gewährleisten, dass alle Parteien die Ziele des Verfahrens und ihre jeweilige Rolle verstehen. Die Ergebnisse, auf die sich die Parteien einigen (z. B. Schadensersatz, gemeinnützige Arbeit, Drogenentzug), werden schriftlich festgehalten, deren Einhaltung überwacht und später nachgeprüft. Die freiwillige Zusammenarbeit von Opfer als auch Täterin bzw. Täter ist in der Regel erforderlich und wird für die Sicherstellung von positiven Ergebnissen eines solchen Verfahrens als essenziell erachtet.

Andere Formate der Restorative Justice beinhalten neben einem persönlichen Treffen indirekte Kommunikation zwischen Opfern und Täterinnen bzw. Tätern wie z. B. über eine Mediatorin oder einen Mediator, Entschuldigungsbriefe der Täterin oder des Täters an das Opfer und Briefe des Opfers, in denen es der Täterin oder dem Täter die Folgen der Straftat beschreibt sowie die gerichtlich angeordnete Entschädigung [3].

Programme der Restorative Justice können an einem beliebigen Punkt im Strafverfahren eingeleitet werden, einschliesslich vor Einleitung des Strafverfahrens, im Untersuchungsverfahren, im Gerichtsverfahren und im Strafvollzug [4].

Durchführungsrahmen: Persönliche Treffen zwischen Opfer und Täterin bzw. Täter finden gewöhnlich in einem separaten Raum in Justiz- oder Gemeindegebäuden statt. Diese Art Treffen werden auch zunehmend am Arbeitsplatz und in der Schule als Programme gegen Mobbing [3] eingesetzt.

Erforderliche Qualifikationen: Vermittler in Programmen der Restorative Justice, wie z. B. Freiwillige, Polizeibeamtinnen oder Polizeibeamte oder andere Fachleute erhalten eine Ausbildung im Bereich Mediation. Der Umfang der Ausbildung variiert, jedoch erfordern qualitativ hochwertige Programme eine adäquate Ausbildung in Theorie, Prinzipien, Werten und Praxis der Restorative Justice sowie Auffrischungs- oder Vertiefungskurse [5].

Erforderliche Ressourcen: Die Ausbildung für die Vermittler ist nicht kostenlos. Durch die Verringerung psychischer Gesundheitsprobleme bei den Opfern, weniger Wiederholungstäterinnen und Wiederholungstätern und Inhaftierungen hat die ausgleichsorientierte Justiz das Potential kosteneffektiv zu sein [3].

Programmbeispiel

Ziel der «Restorative Justice Initiative» in Grossbritannien ist es, die Sicherheit und Lebensqualität der Gemeinschaft zu verbessern, indem den Opfern, Täterinnen bzw. Tätern und Mitgliedern der Gemeinschaft nach einem Konflikt die Möglichkeit zur Heilung, Entschädigung und Integration, gegeben wird. Zu diesem Zweck leistet die Initiative sowohl bei Strafgerichtsverfahren auch im informelleren Rahmen an Schulen und am Arbeitsplatz Unterstützung bei Mediation und Opfer-Täter-Runden. Es wird erwartet, dass die Bereitschaft der Täterin oder des Täters, die Verantwortung für die Straftat zu übernehmen, sich zu entschuldigen und den Schaden wiedergutzumachen, sowie seitens des Opfers, seinen Schmerz zum Ausdruck zu bringen, dazu beitragen, Frieden und Ordnung in der Gemeinschaft wiederherzustellen. Von den wiederhergestellten Beziehungen zwischen den Gemeinschaftsmitgliedern wiederum wird erwartet, dass diese den Zusammenhalt der Gemeinschaft stärken, während zur selben Zeit die Gemeinschaft auf diese Weise die Zuständigkeit für die gemeinsamen Probleme und deren Lösung behält (www.rji.org.uk).

WIRKSAMKEIT

Da sich alle berücksichtigten Übersichtsstudien auf persönliche Opfer-Täter-Treffen und hauptsächlich auf Straftaten jugendlicher Täterinnen oder Täter konzentrierten, bezieht sich der folgende Überblick über die Wirksamkeit auf diese Programmformate der Restorative Justice.

- › Opfer, die an Programmen der Restorative Justice mit persönlichen Treffen teilnehmen, sind danach mit dem Verfahren zufriedener als Opfer, bei denen die Straftaten durch herkömmliche Strafjustizansätze aufgearbeitet werden [4].
- › Mit Ausnahme der Programme, die erst im Anschluss an die Verurteilung eingeleitet werden, berichten auch die Täterinnen und Täter, die an Restorative Justice Programmen teilnehmen, über eine grössere Zufriedenheit im Vergleich zu traditionellen Strafjustizansätzen [4].
- › Gleichfalls besteht bei den Täterinnen und Tätern eine grössere Wahrscheinlichkeit, dass sie die Entschädigungsvereinbarung einhalten als bei gerichtlich angeordneten Entschädigungen [4]. Dieser Effekt war relativ stark.
- › Die Forschungsergebnisse für die Wirkung der Programme der Restorative Justice auf Kriminalität sind etwas weniger konsistent [3]. Insgesamt scheint es aber, dass bei Täterinnen und Tätern in Programmen der Restorative Justice die Wahrscheinlichkeit, neue Straftaten zu begehen, im Vergleich zu traditionellen Strafgerichtsverfahren etwas geringer ist [4]. Bei einer Opfer-Täter-Mediation im Speziellen kann bei jugendlichen Teilnehmern die Wahrscheinlichkeit einer erneuten Straftat im Vergleich zu Nichtteilnehmern sogar um 30 % geringer sein [6, 7].
- › Bei diesen Studien besteht die wichtige Einschränkung, dass häufig die Teilnahme an Programmen der Restorative Justice nicht erzwungen wurde bzw. erzwungen werden konnte. Daher ist es sehr wahrscheinlich, dass sich die nicht-teilnehmenden Opfer und Täterinnen bzw. Täter von den teilnehmenden unterscheiden, was die Ergebnisse verzerrt. Einzelne Stu-

dien eliminierten diese Verzerrung jedoch und fanden immer noch positive Effekte, was vielversprechend ist [3].

Einflussfaktoren: Programme, die mit einem hohen Mass an Supervision und Monitoring umgesetzt werden, gewährleisten eine hohe Umsetzungstreue. Durch diese Programme wird die Rückfälligkeit eher reduziert als durch Programme mit einem geringeren Niveau an Supervision [8].

Programme, die aufgrund eines Fokus auf die Resozialisierung vor allem Täterzentriert sind, genügen den Bedürfnissen der Opfer nicht, was zu einer geringen Zufriedenheit bei den Opfern führt [5].

Darüber hinaus wird unzureichend auf die Bedürfnisse der Opfer eingegangen, wenn die Vermittler über wenig Erfahrung, eine unzulängliche Ausbildung und unzureichende Kenntnisse der Theorie der Restorative Justice verfügen. Zudem führt der Druck, rasch eine Vereinbarung zu erzielen oder auch die Einschüchterung durch die Täterin, den Täter zu Enttäuschungen bei den Opfern. Die beste Praxis der Restorative Justice, welche zur Gewährleistung einer hohen Zufriedenheit bei den Opfern führt, umfasst daher die adäquate Ausbildung der Praktikerinnen und Praktiker, die eingehende Vorbereitung aller Teilnehmer, für die Opfer sensible Praktiken und das Hinarbeiten auf den erfolgreichen Austausch von Entschuldigung bzw. Vergebung sowie Mitgefühl [5].

AKTUELLE PRAXIS IN DER SCHWEIZ

Im Rahmen der Restorative Justice ist in der Schweiz die Mediation das zentrale Verfahren. Im Folgenden werden neben den gesetzlichen Bestimmungen zur Mediation Umsetzungsbeispiele sowie weitere interessante Projekte zusammengefasst.

- › Im Jahr 2007 trat das **Schweizerische Jugendstrafgesetz** in Kraft, welches Mediation ins Jugendstrafrecht einführte (Art. 8 JStG). Diese Bestimmung wurde sodann – in etwas verkürzter Form – in die Jugendstrafprozessordnung (Art. 17 JStPO) transferiert. Durch die Möglichkeit, ein Verfahren vorläufig einzustellen und ein Mediationsverfahren an eine geeignete Organisation/Person in Auftrag zu geben, wurde die Mediation im Jugendstrafrecht fest etabliert (Art. 17 JstPO). Sofern keine Gründe wie notwendige Schutzmassnahmen vorliegen, kann mit Einverständnis von beschuldigter Person und Geschädigtem und mit fachlicher Unterstützung neutraler Mediatorinnen und Mediatoren eine Mediation im Jugendstrafverfahren durchgeführt werden. Beim Zustandekommen einer erfolgreichen Mediationsvereinbarung zwischen den Parteien wird das Jugendstrafverfahren eingestellt. Da es den Kantonen frei steht, wie sie die Vorgaben für die Durchführung der Mediation umsetzen, und es in verschiedenen Hinsichten auf Bundesgesetzebene keine Vorgaben gibt (z. B. Unabhängigkeit der durchführenden Organisation/Person von der Auftraggebenden Behörde), existieren in den Kantonen unterschiedliche Modelle.

- › In verschiedenen Kantonen besteht bereits seit längerer Zeit die **Möglichkeit der strafrechtlichen Mediation**, z. B. in Zürich, Aargau, Freiburg und Basel-Land. So haben die Jugendrichter des Kantons Freiburg dem seit 2004 existierenden Angebot allein bis 2008 beinahe 300 Mediationen mit fast 500 jugendlichen Beschuldigten zugewiesen (Perrier, 2011). Mit einer Erfolgsquote von etwa 80 % konnte in den meisten Mediationsfällen eine Einigung erzielt werden (Perrier, 2011). Das **Büro für Mediation in Jugendstrafsachen**, das administrativ dem Amt für Justiz angegliedert ist, besteht aus drei Mediatorinnen und Mediatoren, die Mediationen in deutscher und französischer Sprache anbieten. Die durch einen Richter delegierte Mediation ist in den Westschweizer Kantonen in Freiburg am meisten verbreitet. Im Kanton Zürich besteht bereits seit 2002 die Möglichkeit der strafrechtlichen Mediation. Die Fachstelle konßens Strafmediation Kanton Zürich, die als Pilotprojekt ins Leben gerufen wurde, war bis 2010 für Mediationen im Erwachsenen- und Jugendstrafverfahren zuständig und bot Mediation als Alternative zum herkömmlichen Strafverfahren. Im Pilotprojekt wurden bis zur Institutionalisierung 2006 über 170 Mediationen durchgeführt (vgl. Zanolini, 2007), bis 2008 über 120 weitere (vgl. Zanolini, 2009). Von den Mediationen wurden über 90 % erfolgreich abgeschlossen. Seit dem Erlass einer neuen Strafprozessordnung im Erwachsenenstrafverfahren ab 2011 ist die Einrichtung **«Stelle für Mediation im Jugendstrafverfahren»** benannt und führt seitdem im Auftrag von Jugendgerichten oder Jugendanwaltschaften ausschliesslich jugendstrafrechtliche Mediationen durch. Erwähnenswert ist hier auch der **Verein «Mediation im Strafverfahren Aargau»**, welcher nach Zuweisungen durch die Jugendanwaltschaft Aargau Mediationen in Jugendstrafverfahren durchführt. Der 2004 von Fachleuten aus Beratung, Justiz und Advokatur gegründete Verein setzt sich mit Anliegen rund um das Thema Mediation im Strafverfahren auseinander. Neben der Beratung von Auftraggebern und der Unterstützung von Mediationspersonen hält sie Kontakte zu Fachstellen bzw. Fachpersonen anderer Kantone aufrecht. Von 2008 bis 2010 führte der Verein nach dem Vorbild des erfolgreichen Pilotprojektes in Zürich ein Projekt zur Einführung der Mediation im jugendstrafrechtlichen Verfahren mit Unterstützung von kantonalen Stellen um. Ziel war eine Anlaufstelle anzubieten, die zum Thema informiert und bei Bedarf erste Abklärungen durchführt (Bericht zum Projekt: www.medistaargau.ch bestellbar). Ein weiteres Beispiel ist die **Jugend-anwaltschaft des Kantons Basel-Land**, die ebenfalls bereits seit über 15 Jahren die Möglichkeit des Täter-Opfer-Ausgleiches (TOA) als Form der Mediation anbietet. Vor allem in Fällen, in denen weitere Begegnungen der beiden Parteien oder ein Fortbestehen des zugrundeliegenden Konflikts wahrscheinlich sind, wird der TOA im Jugendstrafverfahren vorgeschlagen. Im Gegensatz zu vielen anderen Stellen, bei welchen Mediationen angewendet werden, wird die strafrechtliche Mediation hier nicht an externe Organisationen oder Personen in Auftrag gegeben, sondern direkt von der Jugendanwaltschaft in Form des TOA durchgeführt. Hierbei wird gewährleistet, dass die Mediatorin bzw. der Mediator im Strafverfahren

keine Entscheidungskompetenz hat und unabhängig vom Verfahren im Rahmen der Vertraulichkeit arbeiten kann (siehe Domenig, 2011).

- › Auch die Kantonspolizei setzt vielerorts Mediationsprogramme ein, sowohl im Rahmen aussergerichtlicher Schlichtung als auch in der Prävention. Als Beispiel für letzteres kann die Arbeitsgruppe Jugendvision der Tessiner Kantonspolizei (**Gruppo Visione Giovani, GVG**) genannt werden, die ein Mediationsverfahren als Teil eines Präventions- und Interventionskonzeptes an Schulen nutzt. Hierbei stehen Polizeibeamtinnen und -beamte für Schulen, Vereine, aber auch Privatpersonen in Fällen von Jugendgewalt zur Verfügung. Bei Vorfällen greifen sie schlichtend bei den Täterinnen oder Tätern, Opfer und Zeugen ein.
- › Neben den öffentlichen Stellen, Vereinen und Netzwerken gibt es vor allem auch **viele private Anbieter**, die Mediationen im Allgemeinen und jugendstrafrechtliche Mediationen im Speziellen anbieten. Der Schweizerische Dachverband Mediation bietet auf seiner Internetseite z. B. die Möglichkeit, Mediatorinnen und Mediatoren anhand unterschiedlicher Kriterien z. B. nach Kantonen, Geschlecht und Fachbereich (u. a. Strafsachen/Täter-Opfer-Ausgleich) zu suchen.
- › Es existieren in der Schweiz spezielle **Ausbildungsangebote für Mediatorinnen und Mediatoren**, insbesondere auch für die Methodik der Mediation im Jugendstrafverfahren, die einige besondere Merkmale aufweist. So bietet zum Beispiel die Fachhochschule Bern eine Weiterbildung hierin für bereits ausgebildete Mediatorinnen und Mediatoren. Hierbei werden neben den in der Schweiz kantonal unterschiedlichen Anwendungen und Rahmenbedingungen typische Methoden vermittelt sowie die Kompetenz, diese situationsgerecht auszuwählen.

Die strafrechtliche Mediation bei Jugendlichen, die in der Schweiz nun im Gesetz verankert ist, variiert sehr stark in ihrer Umsetzung. Dies ist teilweise darauf zurückzuführen, dass viele Details, wie z. B. die Anforderungen an einen Mediator bzw. einen Mediator, in der nationalen Rechtgrundlage nicht festgelegt sind. Insgesamt gibt es zwar diverse Mediationsangebote, aber privat herangezogene, aussergerichtliche wiedergutmachende Mechanismen der Konfliktschlichtung sind bisher nur sehr begrenzt vorhanden. Die Delegation durch einen Richter respektive Jugendanwalt im Rahmen des schweizerischen Jugendstrafrechts ist zwar möglich, aber auch sie sollte in der Praxis noch weiter verbreitet werden. Durch ein Fehlen von Statistiken der durchgeführten Mediationen auf nationaler Ebene ist es bisher schwierig, die Einführung und Umsetzung der neuen gesetzlichen Bestimmungen auf Bundesebene zu evaluieren.

SCHLUSSFOLGERUNGEN UND EMPFEHLUNGEN

- › Die derzeitigen Forschungsergebnisse lassen einen gewissen Optimismus bezüglich des Nutzen, der Programme der Restorative Justice zu. Diese werden assoziiert mit einer relativ hohen Zufriedenheit der Opfer und Täterinnen bzw. Täter, der Einhaltung der Entschädigungsvereinbarungen seitens der Täterinnen bzw. Täter sowie mit niedrigen Rückfälligkeitsraten im Vergleich zu traditionellen Strafjustizansätzen wie Inhaftierung und Bewährungsstrafen. Gleichfalls besteht Grund zur Annahme, dass diese Programme kosteneffektiv sind.
- › Programme, die einer hohen Supervision unterliegen, opferzentriert sind, eine ehrliche und respektvolle Kommunikation fördern und von gut ausgebildeten Vermittlern durchgeführt werden, scheinen am effektivsten zu sein.
- › Bei der Forschung zur Effektivität der Programme der Restorative Justice stehen jedoch noch zahlreiche Herausforderungen bevor. Erstens benötigen wir ein besseres Verständnis darüber, wie die aktuellen Ergebnisse durch die häufig erforderliche Freiwilligkeit der Teilnehmer beeinflusst werden. Zweitens benötigen wir mehr Wissen über die Effektivität der verschiedenen Programmformate sowie darüber, ob die Effektivität bei verschiedenen Teilnehmergruppen (z. B. jugendliche versus erwachsene Täter/innen) und verschiedenen Arten von Straftaten (z. B. kleine Vergehen versus schwere Straftaten) unterschiedlich ist. Zum Dritten benötigen wir mehr Wissen über die Langzeiteffekte der Programme der Restorative Justice.

WEITERFÜHRENDE LITERATUR UND LINKS

LITERATUR

Bonvin, B., & Mabillard, J. (2013). Evaluation de la conciliation extrajudiciaire et des réseaux en matière de délinquance juvénile (VD) et perspectives pour la justice réparatrice. Bern: Bundesamt für Sozialversicherungen.

Domenig, C. (2011). Behördeninterne Mediation im strafrechtlichen Kontext, www.baselland.ch

Domenig, C. (2008). Restorative Justice und integrative Symbolik. Möglichkeiten eines integrativen Umgangs mit Kriminalität und die Bedeutung von Symbolik in dessen Umsetzung. Bern: Haupt Verlag.

Domenig, C. (2012). Wiedergutmachung im Gegenwind – Entwicklungstendenzen der Restorative Justice in der Schweiz. In: TOA-Infodienst Nr. 45.

Garcia, M., & Zihlmann, B. (o. J.). Mediation im Jugendstrafverfahren. Baden: MediSt Aargau.

Mirimanoff, J. (2013). Médiation et jeunesse. Mineurs et médiations familiales, scolaires et pénales en pays francophones. Bruxelles : Larcier

Perrier, C. (2011). La médiation en droit pénal suisse. Étude de la législation suisse relative à la médiation pénale à la lumière des droits français, allemand et belge. Bâle: Helbing Lichtenhahn.

Schwarzenegger, C., Thalmann, U., & Zanolini, V. (2006). Mediation im Strafrecht: Erfahrungen im Kanton Zürich. Schlussbericht zur kriminologischen Evaluation des Zürcher Pilotprojekts. Zürich: Universität Zürich, www.rwi.uzh.ch

Zanolini, V. (2007). Erste Erkenntnisse zur Mediation im Jugend- und Erwachsenenstrafrecht: Die wichtigsten Ergebnisse der kriminologischen Evaluation des Pilotprojekts «Strafmediation» im Kanton Zürich. Schweizerische Zeitschrift für Strafrecht, 125, 395–418.

Zanolini, V. (2009). Quo vadis Strafmediation? Bericht zuhanden der Direktion der Justiz und des Innern des Kantons Zürich über die Praxis der Strafmediation nach zwei Jahren seit deren gesetzlicher Verankerung. Jusletter 23.

LINKS

Kanton Zürich, Stelle für Mediation im Jugendstrafverfahren
› www.jugendstrafrechtspflege.zh.ch › [Stelle für Mediation](#)

Kanton Freiburg, Büro für Mediation in Jugendstrafsachen › www.fr.ch/sj › [Mediation](#)

Mediation im Strafverfahren Aargau › www.medistaargau.ch

Netzwerk Mediation Kanton Schwyz › www.mediation-schwyz.ch

Mediation Zentralschweiz › www.mediation-zentralschweiz.ch

Arbeitsgruppe Koordination Mediation Schweiz › www.mediationschweiz.ch

Schweizerische Dachverband Mediation › www.infomediation.ch/cms



SOZIALE KONTROLLE

- 24. Programme zur Verringerung des Alkoholkonsums
- 25. Ortsfokussierte Polizeiarbeit
- 26. Verringerung krimineller Gelegenheiten im öffentlichen Raum

24. PROGRAMME ZUR VERRINGERUNG DES ALKOHOLKONSUMS

EBENE	BEREICH	ALTERSGRUPPE
› Universell	› Familie	Vor der Geburt
› Selektiv	› Schule	Säuglingsalter (0–1)
› Indiziert	› Sozialraum	Frühe Kindheit (1–7)
		Mittlere/späte Kindheit (7–9)
		› Frühadoleszenz (9–13)
		› Mittlere /späte Adoleszenz (13–18)

ZIELE

Reduktion von Alkoholkonsum und von Gewalt, die durch Alkoholkonsum ausgelöst wird

ZIELGRUPPE

Alkoholkonsumentinnen und -konsumenten, junge sowie übermässige Alkoholtrinkerinnen und -trinker, Rauschtrinkerinnen und -trinker

ANGESPROCHENE RISIKEN

Übermässiger Alkoholkonsum, fehlende Durchsetzung des Alkoholverkaufsverbots an Minderjährige, Aggression und Vandalismus bei Trunkenheit, falsche Einstellungen zu risikoreichen Trinken

ALLGEMEINE WIRKSAMKEIT

Wirksam

Alkoholkonsum erhöht das Risiko, Täterin bzw. Täter, aber auch Opfer von Gewalt zu werden. Viele verschiedene Strategien wurden entwickelt, um den Alkoholkonsum und dessen schädliche Folgen zu reduzieren. Einige Strategien bieten Information und Aufklärung über die schädlichen Auswirkungen von Alkohol. Es gibt jedoch kaum Hinweise dafür, dass diese Programme den Alkoholkonsum reduzieren. Andere Strategien umfassen politische Massnahmen, welche die Verfügbarkeit von Alkohol steuern. Diese sind wirksam zur Verringerung des Alkoholkonsums. Es gibt auch einige Hinweise darauf, dass sie Gewalt reduzieren. Eine dritte Art von Strategie umfasst Behandlungsprogramme, wie z. B. Kurzberatungsinterventionen und Verhaltensprogramme für Alkoholkonsumentinnen und -konsumenten. Diese Programme reduzieren Alkoholkonsum. Obwohl wenig über ihre Auswirkungen auf Gewalt bekannt ist, kann erwartet werden, dass die Verringerung des Alkoholkonsums auch Gewalt reduziert.

PROBLEMLAGE

Studien haben gezeigt, dass bei Jugendlichen, die Alkohol konsumieren, das Risiko höher ist, dass sie gewalttätig [1] oder selbst das Opfer von Gewalt [2] werden. Wenn Menschen unter Alkoholeinfluss stehen, verlieren sie relativ leicht die Selbstkontrolle, was zu einer Eskalation von Konflikten führen kann. Ausserdem verlieren Menschen unter Alkoholeinfluss teilweise die Kontrolle über ihre psychomotorischen und kognitiven Fähigkeiten, was sie zu attraktiven Zielscheiben für Angreifer macht. Problematischer Alkoholkonsum wirkt sich auch auf viele andere gesundheitsrelevante Themen aus, wie z. B. Unfälle durch Alkohol am Steuer. Diese Themen werden in diesem Kapitel nicht besprochen (für weitere Informationen, siehe z. B. [3, 4]).

Ergebnisse aus der Studie z-proso: Alkoholkonsum

24 % der 15-Jährigen in Zürich konsumieren jeden Monat Alkohol, 8 % trinken jede Woche. Bei denjenigen, die monatlich oder wöchentlich Alkohol konsumieren, ist die Wahrscheinlichkeit höher, dass sie Diebstähle oder Gewalttaten begangen haben, der Polizei gemeldet und von ihr befragt wurden, andere schikanieren, Mitglied einer Bande sind, in der Schule Strafen erhalten haben oder Opfer eines schweren Übergriffs geworden sind. Insbesondere Jugendliche, die in Binge-Trinken involviert waren (d. h. mindestens fünf alkoholische Getränke hintereinander getrunken haben), sind für diese negativen Erfahrungen gefährdet. Obwohl diese Ergebnisse nicht zeigen, dass Alkoholkonsum in der Tat diese Erfahrungen verursacht, hatten 4 % von denen, die schon mal Alkohol getrunken haben, deswegen mit der Polizei zu tun.

Quelle: Analyse der Daten des Zürcher Projekts zur sozialen Entwicklung von Kindern und Jugendlichen, z-proso, 2014

ZIELE

Die Massnahmen sollen den Alkoholkonsum reduzieren, was wiederum zu einem Rückgang der Zahl der Gewalttäterinnen bzw. -tätern und Gewaltopfern führen sollte.

MERKMALE

Durchführungsmodus: Die Programme können in verschiedene Typen unterteilt werden [4]. Erstens gibt es Programme, die Informationen und Aufklärung über die Gefahren des Alkoholkonsums bieten. Diese können über Informationskampagnen, schulische Programme, Elternprogramme und Warnhinweise auf alkoholischen Getränkebehältern vermittelt werden.

Zweitens steuern politische Veränderungen die Verfügbarkeit von Alkohol. Strategien umfassen eine höhere Besteuerung alkoholischer Getränke, die Erhöhung des Mindestalters für Alkoholkonsum oder eine straffere Regulierung des Alkoholverkaufs, etwa mittels Kontrolle der Verkaufszeiten und -tage sowie der Verkaufsstellendichte [5, 6].

Drittens zielen Behandlungsprogramme auf Personen mit Alkoholproblemen ab. Es gibt drei Arten von Behandlungsprogrammen, nämlich Kurzinterventionen, spezialisierte Behandlungsprogramme und Hilfegruppe [3]. Kurzinterventionen sind für Hochrisiko-Trinkerinnen und -Trinker und

zielen darauf ab ihren Alkoholkonsum zu mässigen. Die Interventionen erfolgen in der Regel vor oder kurz nachdem alkoholbedingte Probleme entstanden sind [3]. Sie werden oft angeboten, wenn Betroffene die medizinische Versorgung aus anderen gesundheitlichen (manchmal mit dem Alkoholkonsum verbundenen) Gründen in Anspruch nehmen. In diesen Fällen muss die Intervention im Rahmen einer regulären Sprechstunde erfolgen [7]. Zu den Schlüsselkomponenten solcher Interventionen gehören Beratungen oder Richtlinien zur Verringerung des Alkoholkonsums, personalisierte Rückmeldungen zu den Konsummustern einer Person (z. B. durch Laborbefunde zum Blutalkoholpegel), Information zu den gesundheitlichen und sozialen Risiken von starkem Alkoholkonsum, individuelle Hilfe bei der Erarbeitung von Handlungsplänen zur Reduktion des Konsums, Unterstützung bei der Erreichung der gesetzten Ziele (z. B. Hilfe bei der Entwicklung von Fähigkeiten für den Umgang mit riskanten Situationen sowie Bewältigungsstrategien) sowie Nachuntersuchungen und Follow-up Anrufe [7–9]. Das so genannte «normative Feedback» ist eine weitere wichtige (in manchen Fällen auch die einzige) Komponente. Dabei werden Informationen zum Alkoholkonsum anderer (z. B. Durchschnittsman oder -frau) abgegeben, um bei Betroffenen das Bewusstsein für ihr problematisches Trinkverhalten zu wecken.

Spezialisierte Behandlung richtet sich mehr auf Alkoholabhängigkeit. Die Behandlungen umfassen das Management von Alkohol-Entzug, Rehabilitation sowie verhaltensbezogene- und kognitive Behandlungen um einen Rückfall zu verhindern. Pharmakologische Behandlungen können auch eine Rolle in spezialisierten Behandlungen spielen, aber da diese über den Rahmen dieses Berichts hinausgehen, verweisen wir auf [4] für eine Übersicht der Forschungsergebnisse.

Schliesslich wurden Hilfegruppen ins Leben gerufen, um denjenigen zu helfen, die versuchen nüchtern zu bleiben. Die Teilnehmer kommen zusammen, teilen ihre Erfahrungen und unterstützen einander.

Zusätzlich zu diesen Strategien gibt es noch andere Massnahmen, wie z. B. Programme in Gemeinden, die weder individuelle noch politische Massnahmen sind, sondern eine Kombination von beiden und vor allem im Bereich der Organisationsentwicklung zu verorten sind. Es gibt auch Kampagnen zu Alkohol am Steuer und Strategien, welche die Vermarktung von Alkohol steuern. Da diese zwei letzten Strategien über den Rahmen dieses Kapitels hinausgehen verweisen wir für weitere Informationen auf andere Publikationen [4].

Durchführungsrahmen: Angesichts der Vielzahl von Strategien zur Verringerung des Alkoholkonsums variieren die Durchführungsrahmen auch stark und sind deswegen nur abstrakt darzustellen. Informations- und Bildungsprogramme können im öffentlichen Rahmen, in der Schule oder in Zentren, die Elternkurse anbieten, durchgeführt werden. Massnahmen, welche die Verfügbarkeit von Alkohol regulieren, betreffen in erster Linie Verkaufsstellen. Behandlungsprogramme können in medizinischen Einrichtungen

wie Fachkliniken, Spitälern, Notaufnahmen oder Grundversorgungseinrichtungen, aber auch in gemeinschaftlichen Einrichtungen, Hochschuleinrichtungen oder am Arbeitsplatz durchgeführt werden [9]. Sie können auch über moderne Medien wie das Internet erfolgen (siehe Kapitel 19).

Erforderliche Qualifikationen: Die erforderlichen Qualifikationen sind stark abhängig von der jeweiligen Strategie. Individuelle Interventionen werden meist von hochqualifizierten Fachleuten wie z. B. Fachärztinnen und Fachärzten, Psychologinnen und Psychologen oder Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern durchgeführt. Kurzinterventionen können auch von Hausärztinnen und Hausärzten oder Nicht-Ärztinnen und Nicht-Ärzten (z. B. Krankenpflegerinnen und Krankenpfleger, Arzthelferinnen und Arzthelfer, Gesundheitspädagoginnen und Gesundheitspädagogen) angeboten werden. Es gibt auch Interventionen ohne professionelle Anleitung. Diese Interventionen nutzen hauptsächlich moderne Medien für die Durchführung (siehe Kapitel 19).

Erforderliche Ressourcen: Umfangreiche politische Alkoholmassnahmen, welche Atemalkoholtests, erhöhte Steuern auf alkoholische Getränke, beschränkter Zugang zu Alkohol, ein Werbeverbot und kurze Interventionen umfassen, wurden für eine Umsetzung in der Europäischen Union als kostengünstig befunden: Nach Schätzungen kostet so ein Paket 1,3 Mrd. Euro, was etwa 1 % der gesamten Kosten der Alkoholprobleme für die Gesellschaft ausmacht [10]. In Bezug auf Behandlungsprogramme sind die Kosten von Kurzinterventionen, die im Zeitrahmen einer Standard-Sprechstunde durchgeführt werden können, relativ gering, wohingegen umfassendere individuelle Therapien mehr kosten und von der spezifischen Art der Intervention abhängen. Medienbasierte Interventionen erfordern für ihre Entwicklung eine hohe Professionalität. Da die Massnahmen in der Praxis aber ohne oder mit minimaler professioneller Anleitung durchgeführt werden können, erfordern diese Programme nur geringe Investitionen und können leicht unter einer grossen Zahl von Personen verbreitet werden.

Programmbeispiel

Das Programm «Brief Alcohol Screening and Intervention for College Students» (BASICS) soll den Alkoholkonsum bei stark trinkenden Studierenden reduzieren. Es besteht aus zwei 50-minütigen Interviews, in denen das Risikobewusstsein und unbedenkliches Trinkverhalten durch die Bereitstellung von personalisiertem und normativem Feedback sowie durch Risikominimierungsstrategien, gefördert werden. Studierende werden durch routinemässiges Screening oder Stellen, die sie als starke Trinkerrinnen oder Trinker identifiziert haben, an das Programm verwiesen. Das Programm kann auch dazu dienen, alkoholsüchtige Studierende an umfassendere Behandlungen weiterzuverweisen. Varianten des Programms wurden für obdachlose Jugendliche und Erwachsene sowie für Gymnasiastinnen und Gymnasiasten entwickelt. Die empfohlene Schulung für die umsetzenden Personen dauert ein bis zwei Tage und kann von paraprofessionellen Kräften absolviert werden. (www.lcb.state.pa.us/PLCB/Education/Programs/index.htm).

WIRKSAMKEIT

Programme, die Information und Aufklärung über die schädlichen Auswirkungen des Alkoholmissbrauchs liefern, wurden nicht sehr positiv evaluiert:

- › Öffentliche Informationskampagnen haben nicht viel Wirkung zur Reduktion von Alkoholkonsum gezeigt [3].
- › Schulprogramme für Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren können das Wissen über und die Einstellungen zu Alkohol verändern. Allerdings haben nur wenige schulische Programme Wirksamkeit bei der Verringerung des Alkoholkonsums von Jugendlichen gezeigt; dies gilt sowohl kurz- als langfristig [11, 12]. Es ist derzeit unklar, inwieweit die Ergebnisse auch für Länder ausserhalb der USA gelten. Die wenigen Programme, die teilweise Wirksamkeit gezeigt haben, müssen deshalb sorgfältig geprüft werden, bevor sie umgesetzt werden.
- › Gesundheitliche Warnhinweise auf alkoholischen Getränken haben einige Auswirkungen auf das Wissen und die Einstellungen gegenüber Alkoholkonsum, beeinflussen das Trinken aber nur geringfügig [13]. Diese Erkenntnis basiert auf Studien aus den USA. Allerdings sind Warnhinweise wirksam bei der Reduzierung des Tabakkonsums; Warnhinweise auf Zigarettenbehältern liefern deshalb wichtige Erkenntnisse für die Umsetzung mit Bezug auf alkoholische Getränke (siehe unten).

Elternprogramme können Alkoholkonsum bei Jugendlichen bis 18 Jahren verringern oder verhindern [14]. Diese Elternprogramme sind auf die Eltern von Kindern und Jugendlichen mit etablierten Suchtproblemen oder Eltern ausgerichtet, die selbst süchtig sind. Die Programme enthalten gruppenbasierte Elternkompetenztrainings, Hausaufgaben, Broschüren und Hausbesuchsprogramme. Die grosse Mehrheit der Programme wurde in den USA durchgeführt. Sechs der 14 Studien zeigten Wirksamkeit.

Die Beweislage für die Wirksamkeit von politischen Massnahmen zur Regulierung des Alkoholmarktes ist stark:

- › Preis- und Steuererhöhungen für Alkohol führen zu einer Abnahme von Alkoholkonsum und starkem Trinken [15, 16]. Das erwies sich bei verschiedenen Kategorien von Alkohol, wie Bier, Wein und Spirituosen, als zutreffend. Insgesamt ist zu erwarten, dass eine Preiserhöhung um 10 % zu einer Abnahme des Alkoholkonsums von 3 % bis 10 % führt [15]. Es gibt auch Hinweise darauf, dass eine höhere (Bier-)Besteuerung mit weniger Gewalt in Zusammenhang steht; diese Ergebnisse beruhen aber nur auf wenigen Studien und die Effekte sind klein [15].
- › Erhöhungen des Mindestalters für Alkoholkonsum reduziert den Alkoholkonsum von Jugendlichen [17],
- › Eine kleine Anzahl Studien deutet darauf hin, dass eine Verringerung der Verkaufsstellendichte in einem geografischen Gebiet den Alkoholkonsum und die Gewaltrate reduziert [5, 6]. Manche Studien deuten auch darauf

hin, dass Verlängerungen der Zeit, in der Alkohol verkauft werden darf, mit erhöhtem Alkoholkonsum in Zusammenhang stehen, wobei jedoch die Auswirkungen auf Gewalt weniger klar sind [5, 6].

Die Beweislage für die Wirksamkeit von Behandlungsprogrammen ist auch positiv:

- › Kurzberatungsinterventionen verringern ungesundes Trinken [7, 8, 18]. Diese Interventionen, die von Allgemeinmedizinerinnen und Allgemeinmedizinern oder Nicht-Ärztinnen und Nicht-Ärzten wie Psychologinnen und Psychologen oder Krankenpflegerinnen und Krankenpfleger angeboten werden, reduzierten die durchschnittliche Anzahl Standarddrinks um etwa 1.5 bis 5 pro Woche [7, 18]. Die Spanne ist ziemlich breit, was möglicherweise auf Unterschiede bei der Durchführung der Interventionen zurückzuführen ist. Konkret ergaben sich folgende Ergebnisse für eine qualitativ gute verhaltenstherapeutische Kurzberatungsintervention mit bis zu 15 Minuten Erstkontakt und mindestens einem Follow-up-Kontakt [8]: 6 bis 12 Monate nach der Intervention hatten die Teilnehmenden ihre durchschnittliche Anzahl Drinks pro Woche gegenüber Nicht-Teilnehmenden um 13 bis 34 % reduziert. Nach dem Programm war im Vergleich mit Nicht-Teilnehmenden auch der Prozentsatz jener höher, die eine moderate oder unbedenkliche Menge Alkohol tranken, und zwar um 10 bis 19 %. Es wird angemerkt, dass Kurzinterventionen weniger wirksam für alkoholabhängige Personen sind [3]. Darüber hinaus zeigen Studien, dass Allgemeinmediziner dazu motiviert werden können, einen risikvollen Alkoholkonsum bei ihren Patienten zu überprüfen und sie über die schädlichen Auswirkungen des Alkoholkonsums zu beraten: Programme, die hierzu entwickelt wurden, erhöhten Alkohol-Screening und Beratung von 32 % auf 45 % [19].
- › Behaviorale Selbstkontrolltrainings lehren Alkoholabhängige, ihren Alkoholkonsum unter Kontrolle zu halten, z.B. durch die Identifizierung von Hochrisikosituationen. Diese Art Training verringert Alkoholkonsum [20].
- › Medienbasierte Interventionen, die über den Computer erfolgen, können den Alkoholkonsum ebenfalls reduzieren. Ein Überblick zu diesen Ergebnissen ist in Kapitel 19 zu finden.

Einflussfaktoren: Bezüglich Elternprogrammen sind Programme am effektivsten, die eine aktive Beteiligung der Eltern erfordern und die Entwicklung der Sozialkompetenzen und Selbstregulationsfähigkeiten bei Jugendlichen betonen [14].

Bezüglich Warningschildern ist es empfehlenswert, dass diese die Aufmerksamkeit erregen und einen erheblichen Teil des Getränkebehälters bedecken. Darüber hinaus sollten sie kontinuierlich verändert werden, sodass verschiedene Warningschilder auf den Getränkebehältern zirkulieren. Schliesslich sollten die Etiketten sowohl Warnhinweise auf soziale als auch auf gesundheitliche Probleme sowie auf Risiken für die Trinkerinnen und Trinker selbst als auch für deren Umfeld beinhalten. Diese Massnahmen können

durch Warnhinweise auf Postern und Schildern begleitet werden an Orten, an denen Alkohol serviert wird [13].

Erhöhungen des Mindestalters für Alkoholkonsum sind am effektivsten, wenn Gesetze konsequent durchgesetzt werden [10].

Gewisse Hinweise deuten darauf hin, dass längere Beratungssitzungen die Wirksamkeit von Kurzinterventionen erhöhen, aber dieser Effekt ist gering, d.h. in der Grössenordnung von einem Standarddrink pro Woche weniger pro 10 Minuten zusätzlicher Beratung. Da Kurzinterventionen in der Regel recht kurz sind, können weitere 10 Minuten als eine eher grosse Investition betrachtet werden. Es scheint daher, dass das Grundformat Kurzintervention wichtiger ist als die Dauer [7].

Es besteht eine Kontroverse darüber, ob Kurzinterventionen bei Männern und Frauen gleichermassen wirken. Eine kürzlich durchgeführte Übersichtsstudie gelangte zum Ergebnis, dass Kurzinterventionen den Alkoholkonsum bei Männern, aber nicht bei Frauen reduzieren [7].

Behaviorale Selbstkontrolltrainings sind sowohl für Alkoholabhängige als auch Problemtrinkerinnen und Problemtrinker effektiv [20]. Darüber hinaus sind Trainings, die die Abstinenz von Alkohol fördern, nicht wirksamer als behaviorale Selbstkontrolltrainings, die auf einen massvollen Alkoholkonsum abzielen.

AKTUELLE PRAXIS IN DER SCHWEIZ

In der Schweiz existieren zahlreiche Institutionen, Heilstätten und Kliniken, die Behandlung und Therapie von bereits alkoholabhängigen Personen anbieten. Im Folgenden werden jedoch vor allem aktuelle Programme und neue Projekte, die sich mit problematischem Alkoholkonsum und dessen Prävention befassen, vorgestellt. Ein spezieller Fokus liegt auf der Prävention bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen.

- › Für den **Schutz jugendlicher Alkoholkonsumentinnen und -konsumenten** gibt es auf Bundesebene mehrere gesetzliche Bestimmungen. Zentral hierbei ist das Abgabeverbot jeglichen Alkohols an Kinder und Jugendliche unter 16 Jahren (unter 16 Jahren keine Abgabe fermentierter alkoholischer Getränke, wie Bier und Wein, unter 18 Jahren keine Abgabe von Spirituosen und Alcopops), sowie einschränkende Bestimmungen, was die Werbung für alkoholische Getränke angeht. Zahlreiche Institutionen und Organisationen setzen sich für eine stärkere gesetzliche Regelung ein, welche den problematischen Alkoholkonsum reduzieren und die Jugend stärker schützen soll. Zur Unterstützung der Umsetzung der gesetzlichen Grundlagen werden verschiedene Strategien wie z.B. die Schulung von Verkaufspersonal oder das Anbringen von Schildern in Geschäften eingesetzt.
- › Das **Nationale Programm Alkohol (NPA)** wurde 2008 vom Bundesrat mit dem Ziel verabschiedet, problematischen Alkoholkonsum und Alkohol-

abhängigkeit auf kantonaler und nationaler Ebene entgegenzuwirken. Unter der Leitung des Bundesamtes für Gesundheit tragen zahlreiche Akteure zur Zielerreichung des Programmes bei. Bis 2012 wurden bereits verschiedene Meilensteine wie z.B. im Bereich Marktregulierung und Jugendschutz, die Etablierung von Verkaufspersonalschulungen oder der Einführung eines bundesweiten Leitfadens für, sowie der systematischen Durchführung von Alkoholtestkäufen erreicht. «FERARIHS» führt im Auftrag der Eidgenössischen Alkoholverwaltung die Daten aus Alkoholtestkäufen zusammen und wertet diese aus. 2012 wurde in fast 30 % der Testkäufe Alkohol an Personen unter dem gesetzlichen Mindestalter verkauft.

- › Ebenfalls auf nationaler Ebene wurde die nationale Alkoholpräventionskampagne des BAG **«Ich spreche über Alkohol»** in Koordination mit 14 Trägerorganisationen sowie zahlreichen weiteren Partnern aus der ganzen Schweiz konzipiert. Sie soll einen gesellschaftlichen Dialog, der die Bevölkerung aktiv einbezieht, lancieren und eine breite Dialogplattform bieten. Die Aktivitäten während der Dialogwoche 2013 reichten von einem Theaterprojekt bis hin zu Diskussionen und Filmabenden an Schulen oder öffentlichen Plätzen. Der Dialog zum Thema Alkohol soll zu Gesprächen, Aktionen in den Gemeinden, aber auch zu Massnahmen am Arbeitsplatz führen.
- › Die Schweizerische Koordinations- und Fachstelle zum Thema Sucht, Infodrog, fördert im Auftrag des Bundesamtes für Gesundheit verschiedene Angebote rund um Beratung, Therapie und Schadensminderung. Ihr Informationsportal InfoSet bietet u.a. eine Datenbank über zahlreiche Suchthilfe- und Präventionsangebote, auch zum Thema Alkohol. Infodrog ist des Weiteren in zahlreichen Projekten aktiv. So arbeitet Infodrog an Projekten, die Fachpersonen und Ärzten verstärkte Kompetenzen zur frühzeitigen Erkennung von und Intervention bei Suchtproblemen vermitteln sollen. Ferner lancierte es ein Projekt zur Stärkung der Selbsthilfe, unterstützt die Etablierung von Treffpunkten für Personen mit Alkoholproblemen und organisiert Weiterbildungen für die Qualitätsentwicklung von Institutionen, die Beratung, Betreuung und Behandlung für Personen mit Alkoholproblemen, anbieten. Zusammen mit Radix leitet Infodrog zurzeit das **Pilotprojekt «eSuchtportal»**, das vom Bundesamt für Gesundheit in Auftrag gegeben wurde und eine nationale Plattform der eBeratung rund um das Thema Sucht aufbauen will. Das Projekt wird wissenschaftlich durch das Schweizer Institut für Sucht- und Gesundheitsforschung Zürich begleitet und soll später evaluiert werden.
- › Das nationale Kompetenzzentrum Radix entwickelt und realisiert Massnahmen im Rahmen der öffentlichen Gesundheit. Im Rahmen der Alkoholprävention erarbeitet es für interessierte Kantone, Städte und Gemeinden massgeschneiderte Lösungen. Aktuell arbeitet es z.B. am **Projekt «Die Gemeinden handeln»**, das teilweise durch das nationale Programm Alkohol finanziert wird. Hier werden nach Analyse der jeweiligen

Situation in den interessierten Gemeinden Massnahmen für die Alkohol- und Tabakprävention geplant und durchgeführt.

- › Sucht Schweiz, eine unabhängige, gemeinnützige Stiftung und ein kollaborierendes Institut der WHO, konzipiert und realisiert zahlreiche Präventionsprojekte. Es hat u. a. zum Ziel, Problemen vorzubeugen, die aus dem Konsum von Alkohol entstehen. Dazu werden Präventionsprojekte erarbeitet, pädagogische Mittel für Schulen und Informationsbroschüren entwickelt oder Hilfe und Unterstützung für Personen mit Alkoholproblemen angeboten. Ein aktuell durchgeführtes Projekt befasst sich mit Massnahmen bei Personen, die aufgrund einer Alkoholvergiftung ins Spital eingeliefert werden. Inspiriert durch das in Deutschland implementierte **Programm HaLT (Hart am Limit)** ist das Ziel des Projektes, die Motivation zur Auseinandersetzung mit dem eigenen problematischen Alkoholkonsum herzustellen und eine weiterführende Unterstützung anzubieten. Sucht Schweiz will durch die Aufarbeitung des internationalen Wissensstandes, einen Massnahmenkatalog für diesen Bereich erstellen.
- › Ein weiteres Angebot ist die **Webseite** alcorisk.ch des schweizerischen Blauen Kreuzes, die eine 24h-Online-Beratung durch Fachleute rund um Alkoholkonsum anbietet. Die Seite bietet ausserdem zahlreiche Informationen zu diesem Thema und Adressen von Fachstellen. Zusätzlich wird ein strukturiertes Selbsthilfeprogramm angeboten, das helfen soll, weniger Alkohol zu konsumieren. Weitere Websites, die Informationen und Angebote zu diesem Thema bieten, sind z. B. feel-ok.ch und ciao.ch.
- › Auch auf regionaler und kantonaler Ebene werden zahlreiche Projekte durchgeführt, z. B. **«Rond Point»** der gemeinnützigen Vereinigung REPER im Kanton Freiburg oder **AlcoCheck** der Zürcher Fachstelle für Alkoholprobleme. Unter zahlreichen weiteren Beispielen befindet sich das **Programm «Luegsch – Jugendschutz Alkohol»** von **«Akzent – Prävention und Suchttherapie»**, einem sozialen Unternehmen in Luzern, das sich für Prävention, Beratung und Therapie im Suchtbereich einsetzt. Das Projekt bietet Gemeinden, Verkaufsbetrieben, Veranstaltern und der Gastronomie Hilfsmittel, Informationsveranstaltungen sowie Workshops für den Jugendschutz an. Des Weiteren bietet Akzent im Rahmen von Suchtprävention und -intervention u. a. Kampagnen zur Sensibilisierung der Öffentlichkeit, Suchttherapie, Bildungsangebote und Kurse sowie Unterstützung bei Präventionsprojekten an. Im Rahmen der Suchttherapie arbeitet Akzent mit verschiedenen Institutionen zusammen. Ein weiteres Beispiel auf regionaler Ebene ist die Suchtfachstelle St.Gallen, die im Bereich Jugendschutz auf Prävention v.a. im Bereich Alkoholkonsum fokussiert und in Zusammenarbeit mit anderen Ansprechpartnern Massnahmen auf unterschiedlichen Ebenen umsetzt. Dazu gehören das Durchführen von Testkäufen, die Schulung von Personal des Alkoholausschanks und das Präventionsprojekt **«Mondrauch»**, das Veranstaltungen besucht und Jugendliche und junge Erwachsene motiviert, Alkohol verantwortlich zu konsumieren. Im Kanton Zürich hat die Fachstelle für Suchtprävention des Mittelschul-

und Berufsbildungsamts von 2011 bis 2013 ein Projekt durchgeführt zur Reduktion von problematischem Alkoholkonsum bei Berufs- und Mittelschülerinnen und -Schülern mit Hilfe von SMS und Internet. Im Rahmen des Projekts wurde die individualisierte Intervention **ALK-CHECK** basierend auf dem Ansatz der Sozialen Norm entwickelt, welche aus einem einmaligen Online-Feedback besteht. Darin werden die individuellen Trinkgewohnheiten mit den Trinkgewohnheiten einer Referenzgruppe verglichen. Darauf folgend werden über 3 Monate individualisierte SMS-Nachrichten zugestellt zu Zeiten, zu welchen üblicherweise Alkohol getrunken wird. Die Evaluation des Schweizer Instituts für Sucht- und Gesundheitsforschung Zürich (ISGF) zeigte neben einer hohen Teilnehmerrate der Jugendlichen, welche im Schulunterricht eingeladen wurden teilzunehmen, eine signifikante Reduktion des Rauschtrinkens und positive Veränderungen in wöchentlichem Konsum oder Prävalenz alkoholassoziierter Probleme (Haug & Venzin, o. J.). Die Resultate sind jedoch aufgrund einer fehlenden randomisierten Kontrollgruppe mit Vorsicht zu interpretieren. Das Programm **«Alcochoix+»** hat kanadischen Ursprung und wurde von GREa an die Westschweiz angepasst. Es richtet sich an Menschen, die sich Gedanken zu ihrem Alkoholkonsum machen und die ihre Konsumgewohnheiten ändern wollen; es zielt darauf ab, Alkoholismus präventiv entgegenzuwirken.

Der Überblick zeigt, dass sich in der Schweiz im Bereich der Prävention von problematischem Alkoholkonsum zahlreiche Organisationen und Institutionen für strengere Gesetze und Schutzmassnahmen einsetzen. Neben den grösseren nationalen Programmen existieren v. a. auch viele kleinere und regionale Projekte. Aktuelle Entwicklungen deuten darauf hin, dass sich Projekte in diesem Bereich verstärkt in Richtung der Nutzung evidenzbasierter Methoden ausrichten, vermehrt Projekte wissenschaftlich begleitet und evaluiert werden sowie dass mehrere Programme und Massnahmen auf ein überregionales Level ausgebaut werden.

SCHLUSSFOLGERUNGEN UND EMPFEHLUNGEN

- › Wenn politische Entscheidungsträger den Alkoholkonsum in der allgemeinen Bevölkerung reduzieren möchten, ist eine Erhöhung der Alkoholpreise ein wirksamer Weg.
- › Befragungsdaten zeigen, dass erhebliche Anteile von Minderjährigen in der Schweiz regelmässig Alkohol konsumieren und dass Alkohol in erheblichem Mass mit Gewaltbereitschaft verbunden ist. Eine bessere Durchsetzung des Abgabeverbots sowie eine möglichen Erhöhung des Mindestalters für Alkoholkonsum können nach aktuellem Wissensstand wirksame Massnahmen zur Gewaltreduktion sein.
- › Behandlungsprogramme für Personen mit Alkoholproblemen (Kurzinterventionen, behaviorale Selbstkontrolltrainings und medienbasierte Interventionen) werden auch empfohlen. Manche dieser Interventionen (insbesondere Kurzinterventionen und medienbasierte Interventionen) erfordern vergleichsweise wenig Ressourcen, wodurch Mittel für umfassendere Behandlungen für jene, die sie am meisten brauchen, gespart werden können.
- › Es ist jedoch zu beachten, dass die überwiegende Mehrheit der Evaluationsstudien in den USA durchgeführt wurde. Da Kriterien guter Praxis immer in ihrem Kontext betrachtet werden sollen, ist es derzeit noch unklar, in welchem Umfang diese Forschungsergebnisse auch für den Schweizer Kontext gelten. Studien, die die Strategien im spezifischen schweizerischen Kontext analysieren, sind daher äusserst empfehlenswert.
- › Schliesslich müssen die spezifischen politischen und Organisationsstrukturen in der Schweiz sorgfältig analysiert werden, bevor Programme zur Verringerung des Alkoholkonsums implementiert werden. Alle relevanten lokalen Akteure müssen konsultiert und in den Umsetzungsprozess einbezogen werden um die Effektivität eines Programms zu maximieren.

WEITERFÜHRENDE LITERATUR UND LINKS

LITERATUR

Haug, S., & Venzin, V. (o. J.). ALK-CHECK. Reduktion problematischen Alkoholkonsums bei Jugendlichen via Short Message Service (SMS) und Internet. Schlussbericht. Zürich: Institut für Sucht- und Gesundheitsforschung

Schaub, M., Dickson-Spillmann, & Koller, S. (2011). Bedarfsabklärung zu Behandlungsangeboten für Personen mit Alkoholproblemen. Zürich: Institut für Sucht- und Gesundheitsforschung, www.infodrog.ch

Scheuber, N., Stucki, S., Rihs-Middel, M. (2009). Alkohol-Testkäufe. Ein Praxis-Handbuch für Kantone und NGOs. Villars-sur-Glâne: FERARIHS. www.ferarihs.ch

LINKS

Ich spreche über Alkohol > www.ich-spreche-ueber-alkohol.ch

Nationales Programm Alkohol

> www.bag.admin.ch > Themen > Alkohol, Tabak, Drogen, Suchtmonitoring > Drogen

FERARIHS > www.ferarihs.ch

Webseiten Infodrog

> www.infodrog.ch

> www.infoet.ch (Informationsportal Infoet)

> www.suchtindex.ch (Datenbank)

> www.safezone.ch (eSuchtportal)

Radix «Die Gemeinden handeln» > www.radix.ch > Gesunde Gemeinden > Alkohol- und Tabakprävention > Die Gemeinden handeln

Schweizer Institut für Sucht- und Gesundheitsforschung Zürich

> www.isgf.ch > Projekte > eSuchtportal (Begleitforschung)

Webseiten/Projekte von Sucht Schweiz

> www.alkoholkonsum.ch

> www.mamatrinkt.ch

> www.papatrinkt.ch

> www.tinatoni.ch

> www.meinselbstwertgefuehl.ch

> www.alkoholimkoerper.ch

> www.alkoholimstrassenverkehr.ch

> www.hbsc.ch (Health Behaviour in School-aged Children Study)

> www.genacis.org (auf Englisch)

> www.c-surf.ch

> www.alkoholamarbeitsplatz.ch

Hart am Limit > www.halt-projekt.de

Luegsch – Jugendschutz Alkohol. Akzent > www.luegsch.net

Akzent – Prävention und Suchttherapie > www.akzent-luzern.ch

Mondrauch > www.suchtfachstelle-sg.ch > Prävention > Jugendschutz > Präventionsprojekt-Mondrauch

Alk im Griff > www.alkimgriff.ch

Programm «Alcochoix+» > www.alcochoix.ch

Schweizerisches Blaues Kreuz > www.alcorisk.ch

Verein Safer Clubbing > www.saferclubbing.ch

Zürcher Fachstelle für Alkoholprobleme > www.zfa.ch

Angebot AlcoCheck > www.alcocheck.ch

Projekt Rond Point, REPER > www.reper-fr.ch > Jeunes > Rond-point

Fachstelle für Suchtprävention des Mittelschul- und Berufsbildungsamts des Kantons Zürich: Projekt zur Reduktion von problematischem Alkoholkonsum bei Berufs- und Mittelschülern > www.mba.zh.ch > Dienstleistungen und Kommunikation > Prävention > Suchtprävention > Alkohol

Evaluation Programm ALK-CHECK

> www.isgf.ch/fileadmin/downloads/Schlussbericht_Alk-Check.pdf

25. ORTSFOKUSSIERTE POLIZEIARBEIT

EBENE	BEREICH	ALTERSGRUPPE
Universell	Familie	Vor der Geburt
› Selektiv	Schule	Säuglingsalter (0–1)
› Indiziert	› Sozialraum	Frühe Kindheit (1–7)
		Mittlere/späte Kindheit (7–9)
		› Frühadoleszenz (9–13)
		› Mittlere/späte Adoleszenz (13–18)

ZIELE

Verringerung der Kriminalität an neuralgischen Orten

ZIELGRUPPE

Gewalttäter, Täter von Vermögensdelikten, Drogendealer, Personen, welche die öffentliche Ordnung stören

ANGESPROCHENE RISIKEN

Kriminalitätsbrennpunkte; Gebiete mit zahlreichen Notrufen, geringer kollektiver Wirksamkeit und Ansammlungen von stark gefährdeten Jugendlichen

ALLGEMEINE WIRKSAMKEIT

Wirksam

Die ortsfokussierte Polizeiarbeit zielt darauf ab, Straftaten und Störungen an Kriminalitätsbrennpunkten zu verhindern oder zu reduzieren. Dies geschieht durch die Identifikation von Orten mit einer hohen Kriminalitätsdichte, an denen dann eine erhöhte Anzahl von Polizeibeamtinnen und -beamten eingesetzt wird. Diese wenden die üblichen Polizeitaktiken wie gezielte Patrouillen oder innovative Strategien wie z.B. Partnerschaften mit nichtpolizeilichen Organisationen an. Forschungsergebnisse zeigen, dass die ortsfokussierte Polizeiarbeit Kriminalität signifikant reduziert. Es gibt keine Hinweise, dass diese Strategien zur Verlagerung der Kriminalität an andere Orte führen. Der Erfolg hängt jedoch auch von lokalen Bedingungen und der Umsetzungsqualität ab.

PROBLEMLAGE

Kriminalität tritt zeitlich und räumlich stark geballt auf [1, 2]. Selbst in Vierteln mit hoher Kriminalitätsrate gibt es erhebliche Unterschiede hinsichtlich des Ausmasses der Kriminalität. Hohe Kriminalitätsraten können in einem Quartier auf bestimmte Strassenecken oder Wohnblöcke konzentriert sein [3]. Orte mit hoher Gewaltrate sind häufig gekennzeichnet durch eine hohe Dichte von motivierten möglichen Tätern, ein Fehlen von sozialer Kontrolle und der Gegenwart attraktiver Ziele. Beispiele sind Einkaufsviertel, Drogenumschlagsplätze, Unterhaltungsviertel und Haltestellen des öffentlichen Verkehrs [4] und allgemein auch Orte, wo viel Bargeld im Umlauf ist [3, 5].

ZIELE

Die ortsfokussierte Polizeiarbeit zielt darauf ab, Kriminalität und Störungen der öffentlichen Ordnung durch verstärkte Aktivitäten an diesen Brennpunkten effektiv und effizient zu verringern. Die einzelnen Programme können sich auf verschiedene Deliktarten oder Tätertypen konzentrieren.

MERKMALE

Die ortsfokussierte Polizeiarbeit umfasst eine Reihe von Ansätzen, die darauf abzielen, mehr Polizeiressourcen in risikoreichen Gebieten zu den Zeitpunkten der höchsten Belastung einzusetzen (z. B. höhere Präsenzzeit von Patrouillen und mehr Beamtinnen und Beamte in bestimmten Strassenblöcken).

Durchführungsformat: Die ortsfokussierte Polizeiarbeit besteht aus einer Reihe polizeilicher Strategien, die grob in drei Kategorien unterteilt werden können [6, 7]. «Community Policing» (CP) ist auf ein relativ grosses Gebiet, z. B. ein Quartier, ausgerichtet und beinhaltet das Entwickeln von Partnerschaften mit Anwohnern und lokalen Organisationen. «Erhöhte Polizeipräsenz an Brennpunkten» («hot-spot policing») benutzt moderne Informationstechnologien und zielt darauf ab, polizeiliche Ressourcen in optimaler Weise und flexibel auf die Brennpunkte von Kriminalität auszurichten. «Problemorientierte Polizeiarbeit» («problem-oriented policing») geht weiter als die beiden erstgenannten Strategien, indem sie sowohl Partnerschaften mit Anwohnern und lokalen Organisationen sowie das punktuelle Fokussieren auf Brennpunkte einschliesst. Sie ist darauf angelegt, kriminalitätsrelevante Merkmale von Brennpunkten zu identifizieren und zu verändern.

Durchführungsrahmen: Der Durchführungsrahmen ist durch die Örtlichkeit gegeben, für die eine hohe Kriminalitätsrate ermittelt wurde. Die örtliche Ausdehnung ist vom Ausführungsformat abhängig und variiert von ganzen Quartieren bis hin zu Örtlichkeiten in der Grösse von Wohnblöcken oder Strassenecken. Es ist wichtig, dass die Identifikation von Gebieten mit hoher Kriminalität nicht nur von der Polizeistatistik abhängt, da diese nur die Verbrechen zeigen, die der Polizei gemeldet wurden. Stattdessen sollten dabei

auch Umfragen unter den Bewohnern und den Besuchern des Gebietes berücksichtigt werden.

Erforderliche Qualifikationen: Die Identifikation von Brennpunkten und Entwicklung von effizienten Strategien verlangt polizeiliche Fachpersonen, die z. B. in Mapping-Technologien und der Auswertung geografischer Polizeidatenbanken ausgebildet sind. Die Polizeibeamtinnen und -beamten müssen über die Ziele und Strategien des Programms informiert sein und entsprechend trainiert werden (z. B. in der effektiven Kommunikation mit den Anwohnern).

Erforderliche Ressourcen: Über die Wirtschaftlichkeit dieses Ansatzes ist wenig bekannt. Dies ist jedoch angesichts des für diese Art Programme erforderlichen organisatorischen Commitment und der dafür notwendigen Investitionen eine wichtige Fragestellung, vor allem angesichts der Budgetkürzungen, mit denen zahlreiche Polizeistellen gegenwärtig konfrontiert sind. Das RAND-Zentrum für qualitativ hochwertige Polizeiarbeit hat jedoch mithilfe eines selbstentwickelten Kostenrechners berechnet, dass Strategien zur Verbrechensbekämpfung langfristig kosteneffektiv sind, da Straftaten und ihre Aufarbeitung durch die Justiz viel Geld und Zeit in Anspruch nehmen, was durch die Einführung von Präventionsmassnahmen vermieden werden kann (www.rand.org/jie/centers/quality-policing/cost-of-crime.html).

Programmbeispiel

«Problemorientierte Polizeiarbeit» ist ein Bündel von Strategien, das bei der Senkung der Kriminalitätsrate auf präventive Ansätze abstellt und bei der Problemanalyse und -lösung Allianzen mit Personen des Gemeinwesens und lokalen Organisationen schliesst. Daher fokussiert die problemorientierte Polizeiarbeit explizit auf «Probleme», mit denen die Bürger konfrontiert sind, anstatt auf Straftaten oder angeforderte Einsätze. Von den Polizeibeamtinnen und -beamten wird erwartet, die Bedingungen, aus denen ein Problem entstanden ist, eingehend zu analysieren und zu versuchen, Probleme proaktiv anstatt reaktiv zu lösen. Erkenntnisse werden z. B. aus der Analyse des zeitlichen Ablaufes von Vorfällen, der Merkmale der Täterinnen oder Täter, ihrer Motivation ein Verbrechen an diesem speziellen Ort zu begehen, sowie der Merkmale des Ortes mit hoher Kriminalitätsrate und über Anwohnerbefragungen gewonnen. Die Ergebnisse helfen bei der Erstellung eines Massnahmenpaketes, das einerseits auf Ebene der Strafverfolgung umgesetzt werden kann, jedoch gleichfalls eine Veränderung der örtlichen Charakteristiken in Zusammenarbeit mit den Anwohnern und lokalen Organisationen beinhaltet. Hierzu muss den Polizeibeamtinnen und Polizeibeamten die Freiheit gegeben werden, eigene Entscheidungen zu treffen sowie hierfür die Verantwortung zu übernehmen. Schliesslich sollte die Wirksamkeit der durchgeführten Massnahmen evaluiert werden, um Erkenntnisse über funktionierende Lösungen zu erlangen und auszutauschen (www.popcenter.org).

WIRKSAMKEIT

- › Ortsfokussierte Polizeiarbeit an Brennpunkten weisen im Vergleich zu Orten, welche mit traditionellen Polizeidiensten in routinemässigem Ausmass versorgt wurden, Rückgänge bei Kriminalität und Störungen der öffentlichen Ordnung auf [8]. Diese Programme umfassten ortsfokussierte Polizeiarbeit mit traditionellen Polizeitaktiken (erhöhte Polizeipräsenz an Brennpunkten) sowie auch alternativen Strategien (problemorientierte Polizeiarbeit).

- › Nützliche Effekte erstrecken sich auf mehrere Deliktarten einschliesslich Gewaltverbrechen und Störungen der öffentlichen Ordnung [8]. Auch wenn die Anzahl der deliktspezifischen Analysen gering ist, legen verschiedene Ergebnisse vorsichtig die Vermutung nahe, dass ortsfokussierte Polizeiarbeit bei der Verringerung von Drogenvergehen besonders effektiv ist [7, 8].
- › Ein wichtiges Ergebnis ist der Befund, dass ortsfokussierten Polizeiarbeit nicht zu einer Verlagerung der Kriminalität in andere nahegelegene Orte führt [8, 9]. An Brennpunkte verstärkter Polizeiarbeit angrenzende Gebiete erfahren entweder keine Veränderungen der Kriminalitätsrate oder zeigen sogar leichte Kriminalitätsrückgänge.
- › Bedenken, dass die Strategie der erhöhten Polizeipräsenz an Brennpunkten die Anwohner vor den Kopf stösst und Spannungen erzeugt, werden durch die Forschung nicht betätigt. Die wenigen Studien zu dieser Frage finden vielmehr eher positive Meinungen und Erfahrungen bei den Anwohnern [8].

Einflussfaktoren: Das Wissen über die Faktoren, welche die Wirksamkeit ortsfokussierter Polizeiarbeit beeinflussen, ist gering. Die Forschungsergebnisse angesichts der relativ kleinen Anzahl an verfügbaren Studien lassen keine definitiven Schlussfolgerungen zu und sollten vorsichtig interpretiert werden.

- › Auch wenn noch keine gesicherten Ergebnisse vorliegen, scheint die problemorientierte Polizeiarbeit stärkere Effekte zu zeigen als eine verstärkte Polizeipräsenz an Brennpunkten, welche traditionelle Taktiken wie z. B. gezielte Patrouillen und die Durchsuchung nach Schusswaffen einsetzen [8].
- › Die Forschungsergebnisse zu der Wirksamkeit von Community Policing (wenn nicht mit dem problemorientierten Ansatz kombiniert) sind etwas weniger deutlich. Auch wenn diese Art Polizeiarbeit bei den Bürgern angstsenkend zu wirken scheint, haben einige Forscherinnen und Forscher den Schluss gezogen, dass sie nicht unbedingt Kriminalität reduziert [6]. Andere Studien legen jedoch nahe, dass Community Policing bei bestimmten Deliktarten wie Drogenvergehen und Störung der öffentlichen Ordnung effektiver ist als eine verstärkte Polizeipräsenz an Brennpunkten [7].
- › Erfahrungen aus der Praxis zeigen, dass ortsbezogene Polizeiarbeit als Projekt mit expliziten Zielen, einem Projektleiter und Überwachung umgesetzt werden sollten. Diese Voraussetzung fehlt oft, was Hindernisse für eine gute Umsetzung erzeugt.
- › Darüber hinaus ist ein politischer Konsens über die Prioritäten der Polizei erforderlich, weil Ressourcen oft begrenzt sind. Objektive Datenerhebungen über Tatorte können hilfreich sein um einen solchen Konsens

zu erreichen. Um Änderungen wirksam umzusetzen sind zudem flexible Polizeieinheiten erforderlich, die nicht an Routinearbeiten gebunden sind.

AKTUELLE PRAXIS IN DER SCHWEIZ

Auch in der Schweiz werden orts- und problemfokussierte Strategien eingesetzt, um Kriminalität und Gewalt entgegenzuwirken. Dies sind zum Teil von der Polizei selbst realisierte Ansätze und Strategien, es gibt aber auch Partnerschaften mit anderen Institutionen. Beispiele verschiedener Strategien und Projekten werden im Folgenden kurz aufgeführt.

- › Als ein schweizerisches Beispiel für den Einsatz von Strategien, die sich auf ein spezielles Stadtgebiet und ein spezifisches Delikt konzentrieren, ist die Stadtpolizei Zürich zu nennen. Beispielsweise wurde die Aktion **«Take Care – Sicher im Ausgang»** infolge einer Zunahme der Raubstraftaten 2013 initiiert. In den Sommermonaten wurden in den Ausgangsgebieten der Kreise 1 und 5 vier Standaktionen durchgeführt, bei denen Jugendliche und junge Erwachsene von einem Präventionsteam der Stadtpolizei und Mitarbeitern einer Suchtpräventionsstelle direkt angesprochen wurden. Ziel der Aktion ist es, für die Risiken im Ausgang zu sensibilisieren. Auch im Bereich Vermögensdelikte versucht die Stadtpolizei Zürich mit geeigneten Kampagnen beispielsweise Taschendiebstähle zu reduzieren. Hier führten sie Ende 2013 im Rahmen der **Präventionskampagne «Vorsicht Taschendiebe»** verschiedene Massnahmen durch, um auf Taschendiebstahl im Gedränge des vorweihnachtlichen Einkaufens aufmerksam zu machen. Neben Plakaten und Lautsprecherdurchsagen waren z. B. auch Mitarbeiter der Stadtpolizei rund um die Bahnhofstrasse unterwegs und gaben Präventionstipps. Ein grosses Projekt in Zürich, das über 10 Jahre andauerte und 2011 abgeschlossen wurde, ist **«Langstrasse PLUS»** (Schmidli, 2011). Das Projekt wurde 2001 durch den Stadtrat als eine Reaktion auf die Verschlechterung der Situation im Quartier Langstrasse ins Leben gerufen. Im Rahmen des Hauptzieles, das Quartier langfristig aufzuwerten, richteten sich zentrale Massnahmen gegen das Sexgewerbe und Drogenmilieu. Neben anderen involvierten Institutionen wirkte das Polizeidepartement (Projektleitung und Stadtpolizei) federführend. Ein zentraler Bestandteil des 4-Säulen-Modells des Projektes war die Wiederherstellung der Ordnung und Sicherheit, u. a. durch Massnahmen gegen Drogenhandel und eine deutlich erhöhte sichtbare Polizeipräsenz. Im Anschluss an das Projekt wurde die Arbeitsgruppe «Quartiersicherheit im Langstrassengebiet» ins Leben gerufen, welche die Lebensqualität im Langstrassenviertel erhalten und Sicherheit gewährleisten will. Ausserdem existiert seit Abschluss des Projekts eine «Delegierte Quartiersicherheit», die das Konzept einer direkten polizeilichen Ansprechperson für die ganze Stadt umsetzt und die Koordination zwischen verschiedenen Abteilungen und Projekten fördert. Auch das Sonderkommissariat 1 (SOKO 1) der Abteilung Brennpunkt ist heute in Zürich zuständig für die sicherheitspolitischen Belange an neuralgischen Plätzen. Ihr Haupteinsatzgebiet ist das Gebiet

rund um die Langstrasse. SOKO 1 fokussiert v.a. auf die Bekämpfung der Drogenszene durch präventive und repressive Patrouillen.

- › Das Projekt **«Gruppo Visione Giovani»** (Arbeitsgruppe Jugendvision) der Tessiner Kantonspolizei nutzt innovative Polizeistrategien in Partnerschaft mit nichtpolizeilichen Institutionen. Im Rahmen des Projektes stehen Schulen, Vereinen oder Privatpersonen zwei Polizeibeamtinnen oder -beamte für ein schlichtendes Eingreifen in Fällen von Jugendgewalt zur Verfügung. Sie stehen in regelmässigem Kontakt mit den Schulen und beobachten die lokale Jugendkriminalität und deren «Hot Spots». Eine Evaluation wird zurzeit durchgeführt und soll noch in 2014 publiziert werden. Ein weiteres Projekt im Tessin ist «Agenti di Quartiere» (Quartieragenten) der Stadtpolizei Lugano. Im Rahmen dessen wurden Quartieragenten eingeführt, die in einem definierten Gebiet der Stadt unterwegs sind, um bei Bedarf zeitnah reagieren zu können. Der Ansatz basiert auf Präsenz, Vermittlung und Kooperation und stellt eine Kombination aus herkömmlichem Polizeieinsatz und Community Policing dar.
- › In der Schweiz gibt es verschiedene nichtpolizeiliche Stellen, die auch ortsfokussiert sowie teilweise mit der Polizei Hand in Hand arbeiten. Ein Beispiel ist **«Sicherheit Intervention Prévention sip züri»**, welches eine Kombination von Aufgaben der aufsuchenden Sozialarbeit und Ordnungsdienst übernimmt. In Zürich sind sie als mobile Einsatztruppe unterwegs und übernehmen die verschiedensten Aufgaben im öffentlichen Raum. Bei ihren Einsätzen fokussiert sip auf Orte, an denen verschiedene Nutzergruppen aufeinandertreffen und die friedliche Koexistenz gefährdet ist. Zu ihrem breiten Tätigkeitsfeld gehören z.B. das Intervenieren bei Belästigungen und Drogenhandel oder die Vermittlung bei Konflikten im öffentlichen Raum. Bei kritischen Situationen ziehen sie die Polizei hinzu. Daneben bieten sie aber auch Workshops für Fachkräfte, Institutionen oder Privatpersonen mit dem Ziel, ihr im öffentlichen Raum genutztes Instrumentarium, die Grundlagen, aber auch Fertigkeiten im Bereich der Deeskalation, Kommunikation und im Umgang mit Gewalt, zu vermitteln. Ein Umgebungsprojekt (**«Prävention-Mediation-Sicherheit»**), das vor allem auf die Reduktion von Alkohol-, Drogenkonsum und Gewalt ausgerichtet war, wurde an der «Promenade des Lavandières» im Quartier La Jonction in Genf vom Verein «La Barje» initiiert. Nachdem Alkoholkonsum, Drogenhandel, Gewalt und Polizeinotrufe in diesem Gebiet stark zugenommen hatten, wurde 2013 das Pilotprojekt durchgeführt, das zahlreiche Akteure, wie z. B. Sicherheitsbeauftragte, Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter sowie Geschäftsleute involvierte und die Wirkung eines kombinierten Ansatzes im Bereich Prävention, Mediation und Sicherheit messen sollte. Ziel des Projektes war es, Alkohol- und Drogenkonsum, aber auch Gewalt und Übergriffe durch den Einsatz verschiedenster Massnahmen in diesem Gebiet zu reduzieren. Teile der Strategien wurden mit der Stadt- und Kantonspolizei initiiert.

SCHLUSSFOLGERUNGEN UND EMPFEHLUNGEN

- › Es hat sich gezeigt, dass Kriminalität und Störung der öffentlichen Ordnung durch ortsfokussierte Polizeiarbeit verringert werden können und dass dieses Format leistungsfähiger ist als traditionelle, relativ ungezielte Formen der Polizeiarbeit. Darüber hinaus ist festzuhalten, dass keine Verlagerung der Kriminalität in nahegelegene Gebiete aufzutreten scheint.
- › Auch wenn gegenwärtig wenig über die Einflussfaktoren und die Wirksamkeit der ortsfokussierten Polizeiarbeit sowie über die Wirksamkeit dieser in der Schweiz bekannt ist, glauben wir, dass es gerechtfertigt ist zu sagen, dass diese Art Programme als Strategie zur Senkung der Kriminalität vielversprechend ist.
- › Zusätzlich ist, neben Studien zu den Faktoren, welche die Effektivität der Programme beeinflussen, eine Kosten-Nutzen-Analyse notwendig, um die Nützlichkeit der ortsfokussierten Polizeiarbeit zu evaluieren.

WEITERFÜHRENDE LITERATUR UND LINKS

LITERATUR

Schmidli, M. (2011). Projekt Langstrasse PLUS. Rückblick 2001 bis 2010. Polizeidepartement der Stadt Zürich, www.stadt-zuerich.ch

Schwarzenegger, C., Schmohl, D., Thalmann, U., Vertone, L., & Zanolini, V. (2009). Kriminalität und kommunale Kriminalprävention in Zürich. Zürich: Universität Zürich.

LINKS

«Take Care – Sicher im Ausgang», Stadtpolizei Zürich › www.stadt-zuerich.ch/pd › Stadtpolizei Zürich › Prävention › Kriminalprävention › Gewaltdelikte

Take-care – Sicher im Ausgang

«Langstrasse PLUS», Stadtpolizei Zürich:

Medienmitteilung zu Ende des Projektes (19.4.2011) › www.stadt-zuerich.ch/pd › Über das Departement › Medien › Medienmitteilungen

SOKO 1 der Abteilung Brennpunkt, Stadtpolizei Zürich

› www.stadt-zuerich.ch/pd › Stadtpolizei Zürich › Über uns › Organisation › Einsatzabteilung › Sonderkommissariat 1

Gruppo Visione Giovani, Tessiner Kantonspolizei

› www4.polizia.ti.ch › Prevenzione › Spazio giovani › Gruppo Visione Giovani

Agenti di Quartiere, Stadtpolizei Lugano

› www.lugano.ch › Lugano pratica › Sicurezza › Agenti di quartiere

Sicherheit Intervention Prävention sip züri › www.stadt-zuerich.ch/sip

Verein La Barje, Genf › www.labarje.ch

26. VERRINGERUNG KRIMINELLER GELEGENHEITEN IM ÖFFENTLICHEN RAUM

EBENE	BEREICH	ALTERSGRUPPE
› Universell	Familie	Vor der Geburt
› Selektiv	Schule	Säuglingsalter (0–1)
› Indiziert	› Sozialraum	Frühe Kindheit (1–7)
		Mittlere/späte Kindheit (7–9)
		› Frühadoleszenz (9–13)
		› Mittlere /späte Adoleszenz (13–18)

ZIELE

Kriminalitätsprävention

ZIELGRUPPE

Ladendiebe, Vandalen, Drogendealer, Gewalttäter, Diebe

ANGESPROCHENE RISIKEN

Orte mit hoher Kriminalität und geringer Überwachung und/oder schlechter Sicht, Bereiche des öffentlichen Verkehrs, Gebiete mit vielen Sozialwohnungen, Parkplätze, Stadtzentren

ALLGEMEINE WIRKSAMKEIT

Wirksam

Die situative Kriminalitätsprävention versucht, Kriminalität durch die Verringerung von Gelegenheiten für Straftaten zu senken. Konkret erhöht sie das Risiko und die Anstrengungen beim Begehen einer Straftat und reduziert die Belohnung. Dies kann auf unterschiedliche Art und Weise erfolgen. Da dieser Bericht primär auf Übersichtsstudien ausgerichtet ist, beschränkt sich dieses Kapitel auf die Erkenntnisse zu Programmen im öffentlichen Raum. Die orts-fokussierte Polizeiarbeit, die in diesem Bereich auch relevant ist, wird in Kapitel 25 besprochen. Es standen Übersichtsstudien für drei Programmarten zur Verfügung, und zwar zur Nachbarschaftswache, Videoüberwachung (CCTV) und verbesserter Strassenbeleuchtung, die mit geringen bis moderaten und praktisch signifikanten Kriminalitätsrückgängen in Verbindung gebracht wurden.

PROBLEMLAGE

Öffentliche Räume weisen bestimmte Charakteristiken auf, die sie für Täterinnen und Täter zu anziehenden Umfeldern machen. Da öffentliche Räume das Territorium aller sind, übernimmt der einzelne Bürger selten Verantwortung oder ist wenig motiviert, potentielle Täterinnen und Täter von Straftaten abzuhalten. Öffentliche Räume sind deshalb kaum beaufsichtigt [1]. Zudem bieten öffentliche Räume, die für Menschenansammlungen oder andere besonders günstige Merkmale wie grosser Bargeldumlauf bekannt sind, günstige Gelegenheiten für Straftaten und sind daher anfällig zu Kriminalitätsbrennpunkten zu werden [2].

ZIELE

Die Initiativen zur situativen Kriminalitätsprävention zielen darauf ab, die Gelegenheiten für das Begehen von Straftaten zu verringern. Dies erfolgt, indem die wahrgenommenen Risiken und die zum Begehen von Straftaten erforderlichen Anstrengungen für die Täterin oder den Täter sichtbar erhöht werden und die Erfolgsaussichten verringert wird. Es wird davon ausgegangen, dass durch die Veränderung der Charakteristika von Orten deren Attraktivität verringert und potenzielle Täterinnen und Täter abgeschreckt werden.

MERKMALE

Durchführungsformat: Programme zur situativen Kriminalitätsprävention im öffentlichen Raum bestehen aus einer Reihe an Massnahmen, die darauf abzielen, die Gelegenheiten zum Begehen von Straftaten zu mindern, z. B. durch Strassensperrungen, Umleitungen, Trinkverbote in der Öffentlichkeit, Wachleute und Parkplatzwächter, die Reduktion der Verfügbarkeit von Waffen, verbesserte Beleuchtung, Nachbarschaftswachen und Videoüberwachung [3, 4]. Die drei letztgenannten Strategien sind in diesem Kapitel von besonderem Interesse, da ihre Wirksamkeit durch Übersichtsstudien überprüft wurde. Die verbesserte Strassenbeleuchtung kann Täterinnen und Täter durch die bessere Sichtbarkeit und die Anzahl der Personen auf der Strasse abschrecken. Zusätzlich kann eine erhöhte Gemeinschaftsinvestition in Form von Strassenbeleuchtung das Bewusstsein der Anwohner für ihre Nachbarschaft und die informelle soziale Kontrolle steigern und hierdurch Kriminalität reduzieren [5].

Die Programme zur Nachbarschaftswache zielen häufig auf die Bekämpfung von Wohnungseinbrüchen ab und werden als Teil eines umfassenderen Pakets zur Senkung der Kriminalität, in der Regel in Kombination mit Grundstücksmarkierungen und der Beurteilung der Sicherheit von Privatgrundstücken umgesetzt [6]. Manche Programme haben nur eine geringe geographische Reichweite und richten sich nur an wenige Haushalte, während andere Programme grössere Viertel und mehr als 1000 Haushalte abdecken. Die Hauptelemente von Programmen zur Nachbarschaftswache

sind eine verstärkte Überwachung, da die Anwohner als «Augen und Ohren» der Polizei agieren, verstärkte Meldungen von verdächtigem Verhalten bei der Polizei oder einem Programmkoordinator und vermehrte gemeinsame Initiativen der Nachbarn zur Lösung der lokalen Probleme [6].

Schliesslich ist die Videoüberwachung eine Vorrichtung zur Fernüberwachung, die Kameras und Aufzeichnungsvorrichtungen zur späteren Analyse verwendet. Die Videoüberwachung kann Täterinnen und Täter durch die erhöhte Wahrscheinlichkeit der Entdeckung und durch die Signalisierung von Verbesserungen im Gebiet abschrecken und dadurch die Motivation der Anwohner steigern, Probleme zu lösen und damit Straftaten zu durchkreuzen [7]. Videoüberwachungskameras können an verschiedenen Orten wie in Stadtzentren, in Systemen des öffentlichen Verkehrs, Wohngebieten und auf Parkplätzen installiert werden. Die Leistungsvermögen von Videoüberwachungssystemen zur Überwachung von Gebieten hängen vom jeweiligen Kameratyp, von der Aufzeichnungsqualität und den Speichermethoden ab [8].

Durchführungsrahmen: Auch wenn die situative Kriminalprävention universell umgesetzt werden kann, wird sie gewöhnlich in risikoreichen öffentlichen Bereichen eingesetzt, von denen bekannt ist, dass dort häufig Straftaten begangen werden.

Erforderliche Qualifikationen: Alle drei Arten von Massnahmen erfordern fähige und entsprechend ausgebildete Analytikerinnen und Analytiker, um zu bestimmen, wo Massnahmen am meisten benötigt werden und daher am nutzbringendsten sein können. Einige Programme zur Nachbarschaftswache beinhalten die Supervision der entwickelten Initiativen sowie Mechanismen zur Gewährleistung der Qualitätskontrolle und folglich qualifizierter Personen für die Ausführung dieser Aufgaben. Videoüberwachungsprogramme erfordern befähigte technische Beraterinnen und Berater, die über umfangreiche Kenntnisse über die sich schnell verändernde Videoüberwachungstechnologie verfügen, einen Projektleiter, der namentlich bekannt und erreichbar ist und der zu Projektzielen und -strategien geschult wurde, sowie ausgebildete Systemoperatoren, welche die Technologie adäquat anwenden können und die kriminellen Vorfälle, die sie beobachten, bei den entsprechenden Behörden melden [8].

Erforderliche Ressourcen: Strassenbeleuchtung kann zu relativ geringen finanziellen Kosten eingerichtet werden [5]. In zwei britischen Kosten-Nutzen-Analysen wurde aufgezeigt, dass die finanziellen Einsparungen aus verhinderten Straftaten die Kosten in einem einjährigen Zeitraum um das 10- bzw. 2,4-fache überstiegen. Es ist jedoch unklar, ob diese Ergebnisse auf Projekte an anderen Orten verallgemeinert werden können [9]. Die Kosten von Programmen zur Nachbarschaftswache sind unterschiedlich abhängig von den Elementen, die sie beinhalten. Die Finanzierung erfolgt gewöhnlich durch eine Kombination aus Investitionen der lokalen Polizeiabteilung und Fundraising [6]. Die Kosten für die Videoüberwachung können beträchtlich sein, da diese die Einstellung von Personal erst zur Installation des Über-

wachungssysteme und später zur Bedienung des Kontrollraums sowie den Erwerb von Videoüberwachungsausrüstung erfordert [8]. Darüber hinaus kann es zu Bedenken hinsichtlich der Privatsphäre kommen. In einer der Kosten-Nutzen-Analyse in Grossbritannien kam man zum Schluss, dass die Videoüberwachung nur wenige finanzielle Vorteile hat, was jedoch teilweise auf den geringen Geldwert der verhinderten Straftaten zurückzuführen ist [8].

Programmbeispiel

Die ehrenamtliche Bewegung «Neighbourhood Watch & Home Watch» in Grossbritannien zielt darauf ab, Allianzen zwischen Anwohnern und lokalen Behörden zu bilden, um sichere und freundliche Gemeinden mit Zusammenhalt zu schaffen. Dies geschieht, indem die Anwohner dazu ermutigt werden, zur Lösung von Problemen zusammenzuarbeiten, in lokalen Partnerschaften mit der Polizei und den lokalen Behörden zusammenzuarbeiten sowie Informationen zu Straftaten und anderen Vorfällen auszutauschen. In der Bewegung werden gleichgesinnte Nachbarn in Gruppen zusammengebracht, für die sie selbst verantwortlich sind und die von ehrenamtlichen Koordinatoren geleitet werden, die wiederum häufig bei lokalen oder regionalen Verbänden mitwirken. Auf Grund ihres lokalen Charakters entscheiden die einzelnen Gruppen für sich selbst, worin die spezifischen Probleme und Ziele der Nachbarschaft bestehen, und wie diese Ziele erreicht werden sollen. Die von den Gruppen angebotenen Aktivitäten können z. B. Verbesserungen der Sicherheit des eigenen Hauses, Aktivitäten für Jugendliche, emotionale und praktische Hilfe für Opfer und ältere Generationen, gemeinsame Mittagessen für Nachbarn und Reinigungsprojekte umfassen. Es wurden bereits Partnerschaften mit zahlreichen Behörden wie z. B. der lokalen Polizei, Anbietern von Kommunikationssystemen und Datenbanken, Feuerwehr- und Rettungsdiensten und lokalen Behörden gebildet. Auf der Webseite werden verschiedene Ressourcen einschliesslich Ausbildungskursen und Toolkits angeboten (www.ourwatch.org.uk).

WIRKSAMKEIT

- › Im Hinblick auf eine verbesserte Strassenbeleuchtung wurde in einer Übersichtsstudie von 13 Studien aufgezeigt, dass die Kriminalität in Gebieten mit verbesserter Beleuchtung im Vergleich zu Kontrollgebieten um 21 % zurückging [5].
- › Wohngebiete, in denen Programme zur Nachbarschaftswache bewertet wurden (grösstenteils in den USA und in Grossbritannien), wiesen im Vergleich zu Kontrollgebieten einen Kriminalitätsrückgang um 26 % auf [6]. Diese Programme beinhalteten keine Bürgerpatrouillen und konzentrierten sich stattdessen auf Projekte, bei denen die Anwohner lediglich in ihrer Funktion als Anwohner agierten. Dies bedeutete, dass der primäre Fokus der Massnahmen in der gesteigerten informellen Überwachung, der Meldung von verdächtigem Verhalten und der Zusammenarbeit zur Lösung von Problemen durch die Anwohner bestand.
- › Die Ergebnisse zu den Effekten der Videoüberwachungssysteme sind gemischt. Eine britische Evaluation von 12 nationalen Studien zeigte insgesamt keine Auswirkungen auf die Kriminalität [8]; in einer internationalen Übersichtsstudie von 13 Studien von besonders hoher Qualität konnte jedoch eine Reduktion der Kriminalität um 16 % im Vergleich zu den Kon-

trollgebieten festgestellt werden [7]. Diese Unterschiede können durch mehrere Faktoren erklärt werden, die nachfolgend behandelt werden.

- › Es gibt kaum Belege, dass die situative Kriminalitätsprävention zu einer einfachen Verlagerung «um die Ecke» führt [8, 10]. Wenn eine Verlagerung stattfindet, scheint dies eine Ausnahme zu sein und die Effekte erweisen sich als geringer als die Gewinne, die durch die situative Verbrechensbekämpfung erreicht wurden. Zudem ist die Ausbreitung positiver Effekte der Massnahmen auf andere Gebiete ebenso wahrscheinlich wie das Eintreten einer Kriminalitätsverlagerung.

Einflussfaktoren: Die optimalen Umstände für die Reduktion der Kriminalität durch verbesserte Strassenbeleuchtung sind gegenwärtig noch unklar [5]. Es scheint jedoch, dass die Kriminalität durch die Strassenbeleuchtung sowohl nachts als auch tagsüber verringert wird. Dies deutet darauf hin, dass die Senkung der Kriminalität nicht so sehr durch eine bessere Sicht in der Nacht erreicht wird, sondern eher durch die wahrgenommene Zunahme der Gemeindeinvestitionen und dadurch durch die gesteigerte Motivation der Anwohner, bei der Lösung von nachbarschaftlichen Problemen zusammenzuarbeiten. Zudem trägt die Strassenbeleuchtung zur Verringerung der Eigentumsdelikte, nicht aber der Gewaltstraftaten bei.

Man weiss derzeit noch wenig über Faktoren, die die Wirksamkeit von Programmen zur Nachbarschaftswache beeinflussen. Erste Ergebnisse zeigen, dass es für die Wirksamkeit unbedeutend ist, ob das Programm in seinem Umfang begrenzt (d.h., es besteht lediglich eine Nachbarschaftswache) oder umfassender ist (d.h., die Nachbarschaftswache wird mit anderen Elementen wie Grundstücksmarkierungen und Befragungen zur Heimsicherheit kombiniert) [6]. Zudem scheint es nicht ausschlaggebend zu sein, ob das Programm in einem kleinen oder grossen Gebiet umgesetzt wird.

Die Wirksamkeit der Videoüberwachung wird durch mehrere Faktoren beeinflusst [7, 8]. Zum Ersten scheint die Videoüberwachung vor allem bei der Verringerung von Fahrzeugdelikten und der Senkung der Kriminalität auf Parkplätzen effektiv zu sein. Bei den Parkplätzen wurde festgestellt, dass die Kriminalität im Vergleich zu Gebieten ohne Videoüberwachung um die Hälfte zurückging. Andererseits scheint die Videoüberwachung weniger effektiv, wenn sie in Stadtzentren oder in Gebieten mit Sozialwohnungen eingeführt wird. Es gibt einige Hinweise dafür, dass die Videoüberwachung bei der Kriminalitätssenkung in Untergrundbahnhöfen funktionieren kann, obwohl lediglich wenige Studien durchgeführt wurden und der Effekt keine statistische Signifikanz erreichte. Zum Zweiten ist die Videoüberwachung vor allem in Gebieten mit mittlerer oder hoher Kriminalitätsrate effektiv und in Gebieten mit niedriger Kriminalitätsrate weniger effektiv. Zum Dritten scheint es, dass die Projekte mit hoher Kameraabdeckung des Zielgebiets einen grösseren Kriminalitätsrückgang aufweisen als Projekte mit geringer Kameraabdeckung. Zum Vierten funktioniert die Videoüberwachung am effektivsten, wenn sie mit anderen Massnahmen wie z.B. Wachpersonen und Polizeiaktionen kombiniert wird. In der Tat ist es derzeit eine offene

Frage, ob die Videoüberwachung funktioniert, wenn sie nicht mit derartigen ergänzenden Massnahmen kombiniert wird. Schliesslich erweist sich der Kriminalitätsrückgang als grösser, wenn die Polizei ein aktives Interesse am Betrieb der Videoüberwachung signalisiert, indem sie beispielsweise im Kontrollraum eine gewisse Präsenz zeigt oder Informationen zur Überwachung bereitstellt.

AKTUELLE PRAXIS IN DER SCHWEIZ

In der Schweiz existieren zahlreiche Strategien, Programme und Projekte, die darauf ausgerichtet sind, Gewalt an öffentlichen Orten situationsbezogen entgegenzuwirken. Neben Massnahmen wie Videoüberwachung, öffentliche Beleuchtung oder Nachbarschaftswachen werden im Folgenden weitere interessante Projekte in diesem Präventionsbereich kurz vorgestellt.

- › An diversen Orten in der Schweiz werden **Videoüberwachungen** eingesetzt, um die Sicherheit zu erhöhen. Die gesetzlichen Regelungen zur erlaubten Videoüberwachung unterscheiden sich jedoch. In der Stadt St.Gallen z. B. wurden 2007 rechtliche Grundlagen eingeführt. Verschiedene neuralgische Orte der Innenstadt, wie z. B. Unterführungen, sind mit Videokameras und Notrufsäulen ausgestattet. Auch das Umfeld der Arena St.Gallen hat eine Videoüberwachung, die während Veranstaltungen in Betrieb ist. Im Kanton Bern können öffentliche Plätze und Gebäude mit der Zustimmung der Kantonspolizei nach Anfragen videoüberwacht werden. Die rechtlichen Grundlagen sind hier im Polizeigesetz und der Videoverordnung geregelt. Im Kanton Zürich können öffentlich zugängliche Grossveranstaltungen sowie Kundgebungen mit Video- oder auch Audiogeräten überwacht werden um Personen identifizierbar zu machen. Die Bevölkerung muss jedoch darauf hingewiesen werden. Auf einer Übersichtskarte sind fest installierte Kameras markiert, die jedoch nur während den Veranstaltungen in Betrieb sind.
- › Die **öffentliche Beleuchtung** in der Schweiz dient «der Sicherheit der Bewohner, zum Schutz von Leib, Leben, Gesundheit und Sachen». Neben der Beleuchtung von Strassen bezieht sich dieses z. B. auch auf Wege, Radwege und Plätze. Speziell an diesen Orten hat die Beleuchtung nicht nur den Zweck der Erhöhung der Verkehrssicherheit und der Vermeidung von Unfällen, sondern dient v. a. auch dem Schutz vor Kriminalität und Vandalismus. Insgesamt hat die Schweiz eine qualitativ hochstehende öffentliche Beleuchtung. In einem Bericht des Kriminologischen Instituts der Universität Zürich über Kriminalitätsfurcht wurden Daten aus den Jahren 2008 bis 2010 des gfs-Angstbarometers ausgewertet, einer seit 1978 existierende gesellschaftliche Umfrage in der Schweiz (Walser, 2011). Der Bericht kam zum Schluss, das Angst vor Kriminalität ein ernstes gesellschaftliches Problem darstellt. Er schlug vor, Massnahmen wie die Verbesserung der Strassenbeleuchtung oder die Installation von Überwachungskameras zu verstärken, um das Unsicherheitsgefühl zu reduzieren.

- › In zahlreichen Städten und Gemeinden der Schweiz wird die Bevölkerung im Rahmen von **«Nachbarschaftswachen»** in verschiedenen Weisen einbezogen um Kriminalität im Quartier zu verringern. So fordert z. B. die Stadtpolizei Zürich die Öffentlichkeit auf, Hinweise auf problematische Situationen und andere Auffälligkeiten zu melden. Präventionsspezialisten stehen hier jederzeit für Fragen zur Verfügung und wollen mit der Arbeitsweise im Quartier vertraut machen. Im Rahmen der Aktion «Verdacht – RUF AN – Polizeinotruf 117» fordert die Polizei die Zürcher Bevölkerung dazu auf, verdächtige Wahrnehmungen direkt zu melden. Die Botschaft wird durch Aufdrucke auf zahlreichen Polizeifahrzeugen und durch Plakate verbreitet. Im Kanton Basel-Stadt stehen im Rahmen des **«Community Policing»** namentlich bekannte Quartierpolizisten als Ansprechpartner zur Verfügung. Durch diese Bürgernähe sollen die Bewohner stärker in die Gewährleistung der Sicherheit im Quartier einbezogen werden. Bewohner werden aufgefordert z. B. bei wiederkehrenden Problemen, Jugendgewalt oder auch bei Unstimmigkeiten zwischen Nachbarn Kontakt mit dem jeweiligen persönlichen Ansprechpartner aufzunehmen. Die Polizei in Bern bietet als präventive Massnahme gegen Straftaten im öffentlichen Raum sowohl im baulich-technischen als auch im verhaltensorientierten Bereich eine Sicherheitsberatung zu Schutzmassnahmen. Hierbei kommen nach Absprache Fachspezialisten mit einem Sicherheitsmobil direkt vor Ort und geben Informationen. Neben diesen von der Polizei initiierten Versuchen, die Quartiere sicherer zu machen, organisieren sich teilweise auch Nachbarschaftswachen privat. Diese beobachten, zeigen Präsenz und informieren bei verdächtigen Vorkommnissen die Polizei. Die Webseite der Nachbarschaftswache.ch z. B. versucht die Entwicklung von Nachbarschaftswachen zu unterstützen und bietet neben zahlreichen Fakten und Informationen auch Kurse.
- › Ein weiterer Ansatz, den sich verschiedene Projekte zu Nutze machen, ist die Schulung Bürger selbst, um Konfliktsituationen im öffentlichen Raum nicht eskalieren zu lassen oder sogar durch ein Eingreifen verhindern zu können. Das **Projekt «StattGewaltRundgang»** in Zürich soll Personen bei der Konfrontation mit heiklen Situationen in der Öffentlichkeit die Angst nehmen und das Wissen und die Fähigkeiten vermitteln, um in zukünftigen Gewaltsituationen sicherer auftreten und ggf. auch intervenieren zu können. In dem ca. eineinhalbstündigen Rundgang werden verschiedene Szenen nachgespielt, in denen Erwachsene und Jugendliche ab 16 Jahren mit Situationen von Gewalt, Vandalismus oder Diskriminierung konfrontiert werden. Ein weiteres Projekt, das speziell auf den Einbezug von Jugendlichen bei der Prävention von Gewalt abstellt, ist das **Projekt SPINTO (Sensibilisierung-Prävention-Intervention-Toleranz)**, das sich auf das Zusammenleben der Generationen im öffentlichen Raum fokussiert. Das im Tessin durchgeführte Projekt nutzt hierbei Peer Education. Engagierte Jugendliche sollen Gleichaltrige sensibilisieren und ihnen einen korrekten Verhaltenskodex vermitteln, um somit indirekt Vandalismus vorzubeugen.

- › Die Initiative **«Gemeinsam mit Respekt»** der Stadt St.Gallen wendet sich gegen Gewalt, Lärmbelästigung und Alkoholexzesse im öffentlichen Raum und will das Konfliktpotenzial bei der Nutzung öffentlicher Räume reduzieren. Innerhalb dessen werden verschiedene Projekte verfolgt, die Toleranz und Respekt im öffentlichen Raum fördern sollen. So existieren z.B. in Freizeit-, Schul- und Sportanlagen gelbe Tafeln mit verbindlichen Nutzungsregeln, welche von einer Anlagenaufsicht während der Betriebszeiten überwacht werden. Diese sind Bestandteile des genutzten Drei-Säulen-Konzepts: Partizipation / Prävention (Kooperation, Gespräche und regelmässiger Austausch zwischen den Gruppen), Intervention (Einsatz von Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern, Ordnungs- und später Interventionsdiensten und als letzter Schritt der Stadtpolizei) und zuletzt bauliche Massnahmen (elektronische Überwachung, Schliessung der Anlage). Um die Lebensqualität im öffentlichen Raum zu erhalten und Gewaltbereitschaft vorzubeugen, erhalten Randgruppen mit störendem Verhalten von der Stadt bestimmte Orte zugewiesen, wo sie sich eigenverantwortlich oder betreut aufhalten können.
- › Das **«GewaltBarometer»** ist ein Projekt des Vereins GewaltLOS in Luzern, dessen Ziel es ist, Gewalt im öffentlichen Raum zu reduzieren. Die Smartphone-Applikation soll helfen, Gewaltphänomene zu erfassen und hierdurch zu reduzieren. Über die App können Gewaltvorkommnisse in der Öffentlichkeit anonym gemeldet werden, was dabei unterstützt, neuralgische Plätze zu identifizieren. Monatlich kann auf der Webseite die erfasste Gewaltentwicklung nachverfolgt werden.
- › Auch die Einführung von neuen Gesetzen und Regeln kann die Häufigkeit des Auftretens von Gewalt oder Kriminalität verringern. In der Schweiz ist das Waffentragen im öffentlichen Raum seit 1999 gesetzlich verboten. Eine Studie, die die Auswirkungen dieses Verbotes untersuchte, konnte einen Rückgang der Verwendung und des Mitführens von Waffen bei Straftaten gegen Personen feststellen (Burlet et al., 2007).

Die Beispiele zeigen, dass im Bereich der situationsbezogenen Gewaltprävention in der Schweiz die verschiedensten Ansätze verfolgt werden. Viele der einzelnen Massnahmen sind jedoch v.a. regional organisiert und unterscheiden sich je nach Stadt und Kanton. Evaluationen der Wirksamkeit der Massnahmen fehlen jedoch unseres Wissens bisher weitgehend.

SCHLUSSFOLGERUNGEN UND EMPFEHLUNGEN

- › Eine bessere Strassenbeleuchtung kann Eigentumsdelikte verringern, obwohl die optimalen Bedingungen, unter denen sie am effektivsten ist, gegenwärtig noch unklar sind. Die Verbesserung der Strassenbeleuchtung ist angesichts ihrer geringen Kosten eine vielversprechende Strategie zur Senkung der Kriminalität und daher glauben wir, dass es gerechtfertigt ist, in Anbetracht ihres Potentials moderat hoffnungsvoll zu sein.
- › Programme zur Nachbarschaftswache wurden ebenfalls mit einer Senkung der Kriminalität in Verbindung gebracht. Weitere Forschungsarbeiten zur Verbesserung der Wirksamkeit dieser Programme sowie zu deren Wirksamkeit im schweizerischen Kontext sind empfehlenswert.
- › Forschungsergebnisse deuten darauf hin, dass die Einführung von Videoüberwachungssystemen die Kriminalität unter bestimmten Umständen senken kann. Daher ist es wichtig, dass bei der Implementierung folgende Punkte sichergestellt werden: Eine hohe Kameraabdeckung, die Kombination mit anderen Massnahmen, die Einführung in kleinen, umgrenzten Bereichen wie z. B. Parkplätzen, die Einführung an Orten mit mittlerer oder hoher Kriminalität sowie eine aktive Zusammenarbeit mit der Polizei. Die Forschungsergebnisse in den USA und Grossbritannien deuten darauf hin, dass die Videoüberwachung unter diesen Umständen bei der Senkung von Kriminalität effektiv sein kann.

**WEITERFÜHRENDE LITERATUR
UND LINKS**

LITERATUR

Burlet, M., Pellet, L., Viredaz, B., & Killias, M. (2007). Waffentragverbot hat Gewalt reduziert: Eine Wirkung des Waffengesetzes. *Crimiscope*, 36, 1–8.

Walser, S. (2011). Kriminalitätsfurcht in der Schweiz. Eine Detailanalyse von Daten des gfs-Angstbarometers der Jahre 2008 bis 2010. Zürich: Universität Zürich, www.rwi.uzh.ch

LINKS

«Sicher im Quartier», Stadtpolizei Zürich > www.stadt-zuerich.ch/pd > Stadtpolizei Zürich > Prävention > Community Policing > Sicher im quartier

«Community Policing», Kanton Basel-Stadt > www.polizei.bs.ch > Im Quartier > Ansprechpartner im Quartier > Wissenswertes zu Community Policing

Polizei Bern > www.police.be.ch > Sicherheit > Prävention > Städte und Gemeinden

Nachbarschaftswache > www.nachbarschaftswache.ch

Projekt «StattGewaltRundgang» > www.stattgewalt.ch

«Gemeinsam mit Respekt», Stadt St.Gallen > www.stadt.sg.ch > Gesellschaft Sicherheit > Sicherheit und Polizei > Sicherheit, Prävention > Gemeinsam mit Respekt

3-Säulen-Konzept > www.stadt.sg.ch > Gesellschaft Sicherheit > Sicherheit und Polizei > Sicherheit, Prävention > Gemeinsam mit Respekt

Vereins GewaltLOS, Luzern > www.gewaltlos.ch

SCHLUSSFOLGERUNGEN UND EMPFEHLUNGEN

Ausgangspunkt für die vorliegende Arbeit war das Bedürfnis, der Praxis und den Entscheidungsträgern in der Schweiz ein Hilfsmittel an die Hand zu geben, welches ihnen einen Überblick über forschungsbasierte Ansätze der Gewaltprävention gibt. Das Kernanliegen war, den Lesenden ein Bild davon zu geben, für welche Präventionsansätze ausreichend Forschung existiert, um sie der Praxis empfehlen zu können. Dabei haben wir bewusst den Rahmen weit gesteckt und entwicklungsbezogene wie auch situative Ansätze mit einbezogen. Wir haben für jeden Ansatz zusammengefasst, welche Risiken sie ansprechen, welche Mechanismen sie zu beeinflussen suchen, wie sie umgesetzt werden und welche Umsetzungsfaktoren für die Wirksamkeit verantwortlich sind.

Nicht zuletzt dank dem nationalen Präventionsprogramm Jugend und Gewalt ist in den letzten Jahren die Zusammenarbeit zwischen Bund, Kantonen und Gemeinden verstärkt worden. Die regelmässigen nationalen Tagungen des Programms Jugend und Gewalt haben ausserdem geholfen, Fachpersonen aus verschiedenen Bereichen und Landesregionen zusammenzubringen und damit einen nationalen Dialog in Gang zu setzen. Dennoch zeigen nicht zuletzt die Zahlen der polizeilichen Kriminalstatistik wie auch Befragungsstudien, dass unter Jugendlichen in der Schweiz ein erhebliches Gewaltpotential besteht. Ein allzu grosser Teil der Kinder und Jugendlichen in der Schweiz hat unter den Folgen von Kindsmisshandlungen, sexueller Gewalt, Mobbing sowie Raub und Körperverletzungen zu leiden. Wir glauben daher, dass über das bisher Geleistete hinaus stärkere Anstrengungen notwendig sind, um in den kommenden Jahren eine nachhaltige Reduktion von Gewalt zu erreichen.

Wir sind bewusst nicht den Weg gegangen, eine Empfehlungsliste einzelner Produkte abzugeben. Wir glauben, dass hierfür die Zeit noch nicht reif ist. Sicherlich wurden in den vergangenen 10 Jahren in der Schweiz erhebliche Fortschritte in qualitativ hochwertigen Evaluationsstudien gemacht und das Angebot an Präventionsprogrammen ist heute sehr viel breiter als vorher. Allerdings ist die Wissensbasis immer noch zu dünn, um für einzelne Produkte sagen zu können, dass sie im Schweizer Kontext zu einer Gewaltreduktion führen werden. Im Folgenden geben wir aber einige Empfehlungen, die unseres Erachtens dazu beitragen können, die begonnene Dynamik hin zu mehr erkenntnisbasierter Gewaltprävention in der Schweiz zu stärken.

INTERNATIONALE ENTWICKLUNGEN VERFOLGEN

Wir sind der Auffassung, dass die Verbreitung von Programmen mit einer guten internationalen Forschungsbasis weiter vorangetrieben werden sollte. Insbesondere halten wir es für geboten, Evaluationsergebnisse zu Neuentwicklungen und Anpassungen von Programmen in anderen europäischen Staaten zu verfolgen und gegebenenfalls deren Einführung und Evaluation in der Schweiz zu fördern. Gerade für ein kleines Land mit begrenzten internen Forschungskapazitäten ist es wichtig, internationales Fachwissen zu berücksichtigen und evidenzgestützte Ansätze verfügbar zu machen.

WIRKUNGSEVALUATIONEN DURCHFÜHREN

In den vergangenen 10 Jahren hat die Zahl von Wirkungsevaluationen in der Schweiz zugenommen und es ist vielerorts ein Bewusstsein dafür gestiegen, dass finanzielle und organisatorische Investitionen letztlich durch wissenschaftlich nachweisbare Wirkungen begründet werden müssen. Allerdings sind nach wie vor fast keine Aktivitäten in der Gewaltprävention in der Schweiz wissenschaftlich evaluiert. Eine gute Wirkungsevaluation hat allgemein anerkannte Qualitätsmerkmale, wie ein adäquates Forschungsdesign (Vor- und Nachmessung; Kontrollgruppe, vorzugsweise randomisiert), ein Forschungsprotokoll vor Anfang der Studie, eine sorgfältige Dokumentation der Umsetzung und die Messung von kurz- sowie langfristigen Effekten. Nur mit qualitativ hochwertigen Wirkungsevaluationen können Programmeffekte zuverlässig nachgewiesen werden. Sie sind somit für eine erkenntnisbasierte Gewaltprävention notwendig.

INFORMATION VERMITTELN UND VERNETZEN

Gewaltprävention findet letztlich – gerade in der föderal organisierten Schweiz – vor Ort in den Gemeinden statt. Lokale Akteure sollten sich in ihren Entscheiden auf das beste verfügbare Wissen stützen können. Für die Verbreitung von wirksamen Massnahmen der Gewaltprävention braucht es die Zusammenarbeit von Praxis und Leistungserbringern, von politischen Entscheidungsträgern auf lokaler, kantonaler und Bundesebene, von Interessenorganisationen, Forschenden sowie gemeinnützigen Organisationen.

Dazu sollte der Wissenstransfer zwischen Praxis und Forschung weiter gestärkt werden. Die vorliegende Übersicht kann hierzu eine erste Hilfe bieten. Allerdings braucht es in einem Feld, wo sich der Wissensstand durch neue Forschungen laufend verändert, eine gut ausgebaute interaktive Wissensplattform, welche zeitnah über Forschungsergebnisse berichtet und der Praxis konkrete Hilfestellungen in der Auswahl geeigneter Programme gibt. Wir glauben daher, dass der Aufbau einer Nationalen Fachstelle an die Hand genommen werden sollte, die landesweit konkrete Empfehlungen abgibt, welche Massnahmen und Programme am ehesten Erfolg versprechen.

ANHANG: INTERNATIONALE LITERATUR

EINFÜHRUNG

1. **Krug, E. G., Dahlberg, L. L., Mercy, J. A., Zwi, A.B., & Lozano, R. (Hrsg.) (2002).** World report on violence and health. Geneva: World Health Organization.
2. **Pinheiro, P. S. (2006).** World report on violence against children, United Nations Secretary-General's Study on Violence against Children. New York: United Nations.
3. **Violence Prevention Alliance (2012).** Global campaign for violence prevention: Plan of action for 2012–2020. Geneva: WHO.
4. **Gordon, R. (1983).** An operational classification of disease prevention. Public Health Reports, 98, 107–109.

1. HAUSBESUCHSPROGRAMME

1. **Barnard, M., & McKeganey, N. (2004).** The impact of parental problem drug use on children: what is the problem and what can be done to help? Addiction, 99, 552–559.
2. **Evans, G. W., & English K. (2002).** The environment of poverty: Multiple stressor exposure, psychopathological stress and socio-emotional adjustment. Child Development, 73, 1238–1248.
3. **McLoyd, V. C. (1998).** Socioeconomic disadvantage and child development. American Psychologist, 53, 185–204.
4. **Sweet, M. A., & Appelbaum, M. I. (2004).** Is home visiting an effective strategy? A meta-analytic review of home visiting programs for families with young children. Child Development, 75, 1435–1456.
5. **Nievar, M. A., Van Egeren, L. A., & Pollard, S. (2010).** A meta- analysis of home visiting programs: Moderators of improvements in maternal behavior. Infant mental health Journal, 31, 499–520.
6. **Miller, S., Maguire, L. K., & Macdonald, G. (2011).** Homebased child development interventions for preschool children from socially disadvantaged families. The Cochrane Library, 12, 1–49.
7. **Turnbull, C., & Osborn, D. A. (2012).** Home visits during pregnancy and after birth for women with an alcohol or drug problem. The Cochrane Library, 1, 1–174.
8. **Gomby, D. S. (2005).** Home visitation in 2005: Outcomes for children and parents. Invest in kids working paper no. 7, www.readynation.org
9. **MacMillan, H. L., Wathen, C. N., Barlow, J., Fergusson, D. M., Leventhal, J. M., & Taussig, H. N. (2009).** Interventions to prevent child maltreatment and associated impairment. Lancet, 373, 250–266.

2. PROGRAMME GEGEN KINDESMISSHANDLUNG

1. **Gilbert, R., Widom, C. S., Browne, K., Fergusson, D., Webb, E., & Janson, S. (2009).** Burden and consequences of child maltreatment in high-income countries. The Lancet, 373, 68–81.

2. Cohen, P., Brown, J., & Smailes, E. (2001). Child abuse and neglect and the development of mental disorders in the general population. *Development and Psychopathology*, 13, 981–999.
3. Widom, C. S., & Maxfield, M. G. (2001). An update on the «cycle of violence». [No. NCJ 184894]. Washington, DC: U.S. Department of Justice.
4. MacLeod, J., & Nelson, G. (2000). Programs for the promotion of family wellness and the prevention of child maltreatment: A meta-analytic review. *Child Abuse & Neglect*, 24, 1127–1149.
5. Geeraert, L., Van den Noortgate, W., Grietens, H., & Onghena, P. (2004). The effects of early prevention programs for families with young children at risk for physical child abuse and neglect: A meta-analysis. *Child Maltreatment*, 9, 277–291.
6. Reynolds, A. J., Mathieson, L. C., & Topitzes, J. W. (2009). Do early childhood interventions prevent child maltreatment? A review of research. *Child Maltreatment*, 14, 182–206.
7. Bilukha, O., Hahn, R. A., Crosby, A., Fullilove, M. T., Liberman, A., Moscicki, E., et al. (2005). The effectiveness of early childhood home visitation in prevention violence. A systematic review. *American Journal of Preventive Medicine*, 28, 11–39.
8. Sweet, M. A., & Appelbaum, M. I. (2004). Is home visiting an effective strategy? A meta-analytic review of home visiting programs for families with young children. *Child Development*, 75, 1435–1456.
9. Barlow, J., Johnston, I., Kendrick, D., Polnay, L., & Stewart-Brown, S. (2006). Individual and group-based parenting programmes for the treatment of physical child abuse and neglect. *The Cochrane Library*, 3, 1–23.
10. Lundahl, B. W., Nimer, J., & Parsons, B. (2006). Preventing child abuse: A meta-analysis of parent training programs. *Research on Social Work Practice*, 16, 251–262.
11. MacMillan, H. L., Wathen, C. N., Barlow, J., Fergusson, D. M., Leventhal, J. M., & Taussig, H. N. (2009). Interventions to prevent child maltreatment and associated impairment. *Lancet*, 373, 250–266.

3. ELTERNTRAININGS ZUR BEWÄLTIGUNG VON ANPASSUNGSPROBLEMEN BEI SÄUGLINGEN UND KLEINKINDERN

1. Loeber, R., & Hay, D. (1997). Key issues in the development of aggression and violence from childhood to early adulthood. *Annual Review of Psychology*, 48, 371–410.
2. Rutter, M., Maughan, B., Meyer, J., Pickles, A., Silberg, J., Simonoff, E., et al. (1997). Heterogeneity of antisocial behavior: Causes, continuities, and consequences. In Osgood, D. W., Nebraska Symposium on Motivation: Vol. 44. Motivation & Delinquency, Ss. 44–118. Lincoln, NE: University of Nebraska Press.
3. Gartstein, M. A., & Fagot, B. I. (2003). Parental depression, parenting and family adjustment, and child effortful control: Explaining externalizing behaviors for preschool children. *Journal of Applied Developmental Psychology*, 24, 143–177.

4. Barlow, J., Smailagic, N., Ferriter, M., Bennett, C., & Jones, H. (2012a).

Group-based parent-training programmes for improving emotional and behavioural adjustment in children from birth to three years old.

The Cochrane Database Library, 6, 1–93.

5. Bryanton, J., Beck, C. T., & Montelpare, W. (2013). Postnatal parental education for optimizing infant general health and parent-infant relationships.

The Cochrane Library, 11, 1–90.

6. Barlow, J., Smailagic, N., Bennett, C., Huband, N., Jones, H., & Coren, E. (2012b).

Individual and group based parenting programmes for improving psychosocial outcomes for teenage parents and their children. The Cochrane Library, 6, 1–103.

4. ELTERNTRAININGS ZUR BEWÄLTIGUNG VON VERHALTENSSTÖRUNGEN BEI KINDERN

1. Kokko, K., Tremblay, R. E., Lacourse, E., Nagin, D. S., & Vitaro, F. (2006).

Trajectories of prosocial behavior and physical aggression in middle childhood: Links to adolescent school dropout and physical violence. *Journal of Research on Adolescence*, 16, 403–428.

2. Nagin, D., & Tremblay, R. E. (1999). Trajectories of boys' physical aggression, opposition, and hyperactivity on the path to physically violent and nonviolent juvenile delinquency. *Child Development*, 70, 1181–1196.

3. Schaeffer, C. M., Petras, H., Jalongo, N., Poduska, J., & Kellam, S. (2003). Modeling growth in boys aggressive behavior across elementary school: Links to later criminal involvement, conduct disorder, and antisocial personality disorder. *Developmental Psychology*, 39, 1020–1035.

4. Scott, S., Knapp, M., Henderson, J., & Maughan, B. (2001). Financial costs of social exclusion: follow up study of antisocial children into adulthood. *British Medical Journal*, 323, 191–194.

5. Hoeve, M., Dubas, J. S., Eichelsheim, V. I., Van der Laan, P. H., Smeenk, W., & Gerris, J. R. M. (2009). The relationship between parenting and delinquency: A meta-analysis. *Journal of Abnormal Child Psychology*, 37, 749–775.

6. Rothbaum, F., & Weisz, J. R. (1994). Parental caregiving and child externalizing behavior in nonclinical samples: A meta-analysis. *Psychological Bulletin*, 116, 55–74.

7. Furlong, M., McGilloway, S., Bywater, T., Hutchings, J., Smith, S. M., Donnelly M. (2012). Behavioural and cognitive-behavioural group-based parenting programmes for early-onset conduct problems in children aged 3 to 12 years. *Campbell Systematic Reviews*, 2012, 1–344.

8. Lundahl, B., Risser, H. J., & Lovejoy, M. C. (2006). A meta-analysis of parent training: Moderators and follow-up effects. *Clinical psychology review*, 26, 86–104.

9. Dretzke, J., Davenport, C., Frew, E., Barlow, J., Stewart-Brown, S., Bayliss, S., Taylor, R. S., Sandercock, J., & Hyde, C. (2009). The clinical effectiveness of different parenting programmes for children with conduct problems: a systematic review of randomized controlled trials. *Child and adolescent psychiatry and mental health*, 3, 7.
10. Burney, E., & Gelsthorpe, L. (2008). Do we need a «naughty step»? Rethinking the parenting order after ten years. *The Howard Journal*, 47, 470–485.
11. De Graaf, I., Speetjens, P., Smit, F., de Wolff, M., & Tavecchio, L. (2008). Effectiveness of the Triple P Positive Parenting Program on behavioral problems in children: A meta-Analysis. *Behaviour Modification*, 32, 714–735.
12. Kaminski, J. W., Valle, L. A., Filene, J. H., & Boyle, C. L. (2008). A meta-analytic review of components associated with parent training program effectiveness. *Journal of abnormal child psychology*, 36, 567–589.
13. Piquero, A. R., Farrington, D. P., Welsh, B. C., Tremblay, R., & Jennings, W. G. (2009). Effects of early family/parent training programs on antisocial behavior and delinquency. *Journal of Experimental Criminology*, 5, 83–120.
14. Ghate, D., & Ramella, M. (2002). Positive parenting: The national evaluation of the Youth Justice Board's parenting programme. London: Policy Research Bureau.

5. FRÜHE FÖRDERUNG IM VORSCHULALTER

1. Schindler, H. S., & Yoshikawa, H. (2012). Preventing crime through intervention in the preschool years. In Welsh, B. C., & Farrington, D. P. (Hrsg.), *The Oxford handbook of crime prevention*, Ss. 71–88. Oxford, United Kingdom: Open University Press.
2. Anderson, L. M., Shinn, C., Fullilove, M. T., Scrimshaw, S. C., Fielding, J. E., Normand, J., & Carande-Kulis, V. G. (2003). The effectiveness of early childhood development programs. *American Journal of Preventive Medicine*, 24, 32–46.
3. Camilli, G., Vargas, S., Ryan, S., & Barnett, W. S. (2010). Meta-analysis of the effects of early education interventions on cognitive and social development. *Teachers College Record*, 112, 579–620.
4. Nelson, G., Westhues, A., & MacLeod, J. (2003). A meta-analysis of longitudinal research on preschool prevention programs for children. *Prevention & Treatment*, 6, 1–35.
5. Gorey, K. M. (2001). Early childhood education: A meta-analytic affirmation of the short- and long-term benefits of educational opportunity. *School Psychology Quarterly*, 16, 9–30.
6. Manning, M., Homel, R., & Smith, C. (2010). A meta-analysis of the effects of early developmental prevention programs in at-risk populations on non-health outcomes in adolescence. *Children and Youth Services Review*, 32, 506–519.
7. Farrington, D. P., & Welsh, B. C. (2003). Family-based prevention of offending: A meta-analysis. *Australian and New Zealand Journal of Criminology*, 36, 127–151.

8. U.S. Department of Health and Human Services, Administration for Children and Families (2010). Head Start impact study. Final Report. Washington, DC.
9. NICHD Early Child Care Research Network (2003a). Does quality of child care affect child outcomes at age 4½? *Developmental Psychology*, 39, 451–469.
10. NICHD Early Child Care Research Network (2003b). Does amount of time spent in child care predict socioemotional adjustment during the transition to kindergarten? *Child Development*, 74, 976–1005.

6. SCHULMANAGEMENT

1. Blonigen, B. A., Harbaugh, W. T., Singell, L. D., Horner, R. H., Irvin, L. K., & Smolkowski, K. S. (2008). Application of economic analysis to school-wide positive behavior support (SWPBS) programs. *Journal of Positive Behavior Interventions*, 10, 5–19.
2. Gottfredson, D., Wilson, D. B., & Najaka, S. (2002). School-based crime prevention. In Sherman, L. W., Farrington, D. P., Welsh, B. C., & MacKenzie, D. (Hrsg.), *Evidence-based crime prevention*, Ss. 56–164. London: Routledge.
3. Solomon, B. G., Klein, S. A., Hintze, J. M., Cressey, J. M., & Peller, S. L. (2012). A meta-analysis of school-wide positive behavior support: An exploratory study using single-case synthesis. *Psychology in the Schools*, 49, 105–121.
4. Bradshaw, C. P., Koth, C. W., Thornton, L. A., & Leaf, P. J. (2009). Altering school climate through school-wide Positive Behavioral Interventions and Supports: Findings from a group-randomized effectiveness trial. *Prevention Science*, 10, 100–115.
5. Durlak, J. A., & DuPre, E. P. (2008). Implementation matters: A review of research on the influence of implementation on program outcomes and the factors affecting implementation. *American Journal of Community Psychology*, 41, 327–350.

7. EFFEKTIVE KLASSENFÜHRUNG

1. Oliver, R. M., Wehby, J. H., & Reschly, D. J. (2011). Teacher classroom management practices: Effects on disruptive or aggressive student behavior. *Campbell Systematic Reviews*, 4, 1–55.
2. Evertson, C. M., & Weinstein, C. (2006). Classroom management as a field of inquiry. In Evertson, C. M. & Weinstein, C. (Hrsg.), *Handbook of classroom management: Research, practice and contemporary issues*, Ss. 3–15. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum Associates, Publishers.

8. ANTI-MOBGING-PROGRAMME

1. Olweus, D. (1999). Sweden. In Smith, P. K., Morita, Y., Junger-Tas, J., Olweus, D., Catalano, R., & Slee, P. (Hrsg.), *The nature of school bullying: A cross-national perspective*, Ss. 7–27. New York, NY: Routledge.

2. Currie, C., Nic Gabhainn, S., Godeau, E., Roberts, C., Smith, R., Currie, D., et al. (Hrsg.) (2008). Inequalities in young people's health: HBSC international report from the 2005/06 Survey. Health Policy for Children and Adolescents, Nr. 5, Kopenhagen: WHO-Regionalbüro für Europa.

3. Menesini, E., Modena, M., & Tani, F. (2009). Bullying and victimization in adolescence: Concurrent and stable roles and psychological health symptoms. *The Journal of Genetic Psychology*, 170, 115–133.

4. Farrington, D. P., & Ttofi, M. M. (2009). School-based programs to reduce bullying and victimization. *Campbell Systematic Reviews*, 6, 1–147.

5. Salmivalli, C., Karna, A., & Poskiparta, E. (2010). From peer putdowns to peer support: A theoretical model and how it translated into a national anti-bullying program. In Jimerson, S. R., Swearer, S. M., & Espelage, D. L. (Hrsg.), *Handbook of bullying in schools. An international perspective*, Ss. 441–454. New York, NY: Routledge. 6. Ferguson, C. J., Miguel, C. S., Kilburn, J. C., & Sanchez, P. (2007). The effectiveness of school-based anti-bullying programs: A meta-analytic review. *Criminal Justice Review*, 32, 401–414.

7. Merrell, K. W., Gueldner, B. A., Ross, S. W., & Isava, D. M. (2008). How effective are school bullying intervention programs? A meta-analysis of intervention research. *School Psychology Quarterly*, 23, 26–42.

8. Gottfredson, D. C. (1997). School-based crime prevention. In Sherman, L., Gottfredson, D., Mackenzie, D., Eck, J., Reuter, P., & Bushway, S. (Eds.), *Preventing crime: What works, what doesn't, what's promising*, Ss. 5.1–5.74. College Park, MD: Department of Criminology and Criminal Justice.

9. SOZIALKOMPETENZTRAININGS

1. Lösel, F., & Beelmann, A. (2003). Effects of child skills training in preventing antisocial behaviour: A systematic review of randomized evaluations. *The ANNALS of the American Academy of Political and Social Science*, 587, 84–109.

2. Durlak, J. A., Weissberg, R. P., Dymnicki, A. B., Taylor, R. D., & Schellinger, K. B. (2011). The impact of enhancing students' social and emotional learning: A meta-analysis of school-based universal interventions. *Child Development*, 82, 405–432.

3. Beelmann, A., & Lösel, F. (2006). Child social skills training in developmental crime prevention: Effects on antisocial behaviour and social competence. *Psicothema*, 18, 603–610.

4. Lösel, F., & Bender, D. (2012). Child social skills training in the prevention of antisocial development and crime. In Welsh, B. C., & Farrington, D. P. (Hrsg.), *The Oxford handbook of crime prevention*, Ss. 102–129. New York, NY: Oxford University Press.

10. KONFLIKTLÖSUNGS- UND PEER-MEDIATIONSPROGRAMME

1. Johnson, D. W., & Johnson, R. T. (1996). Conflict resolution and peer mediation programs in elementary and secondary schools: A review of the research. *Review of Educational Research*, 66, 459–506.
2. Johnson, R. T., & Johnson, D. W. (2000). Teaching students to be peacemakers: A meta-analysis. *Journal of Research in Education*, 12, 25–39.
3. Johnson, D. W., & Johnson, R. T. (2004). Implementing the «Teaching students to be peacemakers program». *Theory into Practice*, 43, 68–79.
4. Garrard, W. M., & Lipsey, M. W. (2007). Conflict resolution education and antisocial behavior in US schools: A meta- analysis. *Conflict Resolution Quarterly*, 25, 9–38.
5. Burrell, N. A., Zirbel, C. S., & Allen, M. (2003). Evaluating peer mediation outcomes in educational settings: A meta-analytic review. *Conflict Resolution Quarterly*, 21, 7–26.
6. Bell, S. K., Coleman, J. K., Anderson, A., Whelan, J. P., & Wilder, C. (2000). The effectiveness of peer mediation in a low-ses rural elementary school, *Psychology in the Schools*, 37, 505–516.

11. SCHULISCHE PROGRAMME ZUR PRÄVENTION VON SEXUELLER GEWALT GEGEN KINDER

1. Tutty, L. M., Bradshaw, C., Thurston, W. E., Toy-Pries, D., Dewar, M. E., Tunstall, L., Tomlinson, D., et al. (2002). Child sexual abuse. School-based violence prevention programs. A resource manual. <http://wcm.ucalgary.ca/resolve/files/resolve/final-school-based-resource-manual-2005.pdf>
2. Davis, M. K., & Gidycz, C. A. (2000). Child sexual abuse prevention programs: A meta-analysis. *Journal of Clinical Child Psychology*, 29, 257–265.
3. Rispens, J., Aleman, A., & Goudena, P. (1997). Prevention of child sexual abuse victimization: A meta-analysis of school programs. *Child Abuse & Neglect*, 21, 975–987.
4. Topping, K. J., & Barron, I. G. (2009). School-based child sexual abuse prevention programs: A review of effectiveness. *Review of Educational Research*, 79, 431–463.
5. Zwi, K., Woolfenden, S., Wheeler, D., O'Brien, T., Tait, P., & Williams, K. (2007). School-based education programmes for the prevention of child sexual abuse. *Campbell Systematic Reviews*, 5, 1–44.
6. Finkelhor, D., & Dziuba-Leatherman, J. (1995). Victimization prevention programs: A national survey of children's exposure and reactions. *Child Abuse & Neglect*, 19, 129–139.

12. PROGRAMME GEGEN GEWALT IN JUGENDLICHEN PAARBEZIEHUNGEN

1. Wolfe, D. A., Crooks, C., Jaffe, P., Chiodo, D., Hughes, R., Ellis, W., Stitt, L., et al. (2009). A school-based program to prevent adolescent dating violence. *Archives of Paediatrics & Adolescent Medicine*, 163, 692–699.

2. De Koker, P., Mathews, C., Zuch, M., Bastien, S., & Mason-Jones, A. J. (2014).

A systematic review of interventions for preventing adolescent intimate partner violence. *Journal of Adolescent Health*, 54, 3–13.

3. Leen, E., Sorbring, E., Mawer, M., Holdsworth, E., Helsing, B., & Bowen, E.

(2013). Prevalence, dynamic risk factors and the efficacy of primary interventions for adolescent dating violence: An international review. *Aggression and Violent Behavior*, 18, 159–174.

4. Ting, S. R. (2009). Meta-analysis on dating violence prevention among middle and high schools. *Journal of School Violence*, 8, 328–337.

5. Foshee, V. A., Bauman, K. E., Ennett, S. T., Linder, G. F., Benefield, T., &

Suchindran, C. (2004). Assessing the long-term effects of the Safe Dates program and a booster in preventing and reducing adolescent dating violence victimization and perpetration. *American Journal of Public Health*, 94, 619–624.

6. Taylor, B. G., Stein, N. D., Mumford, E. A., & Woods, D. (2013). Shifting Boundaries: An experimental evaluation of a dating violence prevention program in middle schools. *Prevention Science*, 14, 64–76.

7. Wolfe, D. A., Wekerle, C., Scott, K., Straatman, A. L., Grasley, C., & Reitzel-Jaffe, D.

(2003). Dating violence prevention with at-risk youth: A controlled outcome evaluation. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 71, 279–291.

8. Jaycox, L. H., McCaffrey, D., Eiseman, B., Aronoff, J., Shelley, G. A., Collins, R. L., &

Marshall, G. N. (2006). Impact of a School-Based Dating Violence Prevention Program among Latino Teens: Randomized Controlled Effectiveness Trial. *The Journal of Adolescent Health*, 39, 694–704.

9. Dishion, T. J., McCord, J., & Poulin, F. (1999). When interventions harm.

Peer groups and problem behavior. *American Psychologist*, 54, 755–764.

13. INDIZIERTE SCHULISCHE INTERVENTIONEN AUF INDIVIDUELLER BASIS

1. Stoltz, S., van Londen, M., Dekovic, M., de Castro, B. O., & Prinzie, P. (2012).

Effectiveness of individually delivered indicated school-based interventions on externalizing problems. *International Journal of Behavioral Development*, 36, 381–388.

2. Goh, A. E., & Bambara, L.M. (2012). Individualized positive behavior support in

school settings: A meta-analysis. *Remedial and Special Education*, 33, 271–286.

14. MENTORINGPROGRAMME

1. Tolan, P. H., Henry, D. B., Schoeny, M. S., Lovegrove, P., & Nichols, E. (2013).

Mentoring programs to affect delinquency and associated outcomes of youth at risk: A comprehensive meta-analytic review. *Journal of Experimental Criminology*, 1–28, DOI 10.1007/s11292-013-9181-4.

2. DuBois, D. L., Holloway, B. E., Valentine, J. C., & Cooper, H. (2002). Effectiveness of mentoring programs for youth: A meta-analytic review. *American Journal of Community Psychology*, 30, 157–197.
3. Wood, S., & Mayo-Wilson, E. (2012). School-based mentoring for adolescents: A systematic review and meta-analysis. *Research on Social Work Practice*, 22, 257–269.
4. MENTOR (2009). Elements of Effective Practice for Mentoring, www.mentoring.org

15. KOGNITIV-VERHALTENSTHERAPEUTISCHE PROGRAMME FÜR STRAFFÄLLIGE

1. Moffitt, T. E. (1993). Adolescence-limited and antisocial behavior: A developmental taxonomy. *Psychological Review*, 100, 674–701.
2. Averdijk, M., Malti, T., Ribeaud, D., & Eisner, M. (2011). Trajectories of aggressive behavior and children's social-cognitive development. *International Journal of Developmental Science*, 5, 103–111.
3. Ministry of Justice (2010). Sentencing statistics: England and Wales 2009 statistics bulletin. London, UK: Ministry of Justice.
4. Lipsey, M. W., Landenberger, N. A., & Wilson, S. J. (2007). Effects of cognitive-behavioral programs for criminal offenders. *Campbell Systematic Reviews*, 6, 1–27.
5. Armelius, Å., & Andreassen, T. H. (2009). Cognitive-behavioral treatment for antisocial behavior in youth in residential treatment. *The Cochrane Library*, 1–42.
6. Tong, L. S. J., & Farrington, D. P. (2006). How effective is the «Reasoning and Rehabilitation» programme in reducing reoffending? A meta-analysis of evaluations in four countries. *Psychology, Crime & Law*, 12, 3–24.
7. Tong, L. S. J., & Farrington, D. P. (2008). Effectiveness of «Reasoning and rehabilitation» in reducing reoffending. *Psicothema*, 20, 20–28.
8. Ferguson, L. M., & Wormith, J. S. (2013). A meta-analysis of Moral Reconation Therapy. *International Journal of Offender Therapy and Comparative Criminology*, 57, 1076–1106.

16. MULTISYSTEMISCHE FAMILIENINTERVENTIONEN

1. Baldwin, S. A., Christian, S., Berkeljon, A., Shadish, W. R., & Bean, R. (2012). The effects of family therapies for adolescent delinquency and substance abuse: A meta-analysis. *Journal of Marital and Family Therapy*, 38, 281–304.
2. Curtis, N. M., Ronan, K. R., & Borduin, C. M. (2004). Multisystemic treatment: A meta-analysis of outcome studies. *Journal of Family Psychology*, 18, 411–419.
3. Littell, J. H., Campbell, M., Green, S., & Toews, B. (2009). Multisystemic Therapy for social, emotional, and behavioral problems in youth aged 10–17. *The Cochrane Library*, 4, 1–52.

4. Asscher, J. J., Deković, M., Manders, W. A., van der Laan, P. H., & Prins, P. J. (2013). A randomized controlled trial of the effectiveness of multisystemic therapy in the Netherlands: post-treatment changes and moderator effects. *Journal of Experimental Criminology*, 9, 169–187.
5. Butler, S., Baruch, G., Hickey, N., & Fonagy, P. (2011). A randomized controlled trial of Multisystemic Therapy and a statutory therapeutic intervention for young offenders. *Journal of the American Academy of Child & Adolescent Psychiatry*, 50, 1220–1235.
6. Ogden, T., & Halliday-Boykins, C. A. (2004). Multisystemic treatment of antisocial adolescents in Norway: Replication of clinical outcomes outside of the US. *Child and adolescent mental health*, 9, 77–83.
7. Lofholm, C. A., Olsson, T., Sundell, K., & Hansson, K. (2009). Multisystemic Therapy with conduct-disordered young people: Stability of treatment outcomes two years after intake. *Evidence & Policy: A Journal of Research, Debate and Practice*, 5, 373–397.
8. Fixsen, D. L., Blase, K. A., Naoom, S. F., & Wallace, F. (2009). Core implementation components. *Research on Social Work Practice*, 19, 531–540.
9. McHugh, R. K., & Barlow, D. h. (2010). The dissemination and implementation of evidence-based psychological treatments: A review of current efforts. *American Psychologist*, 65, 73–84.

17. THERAPEUTISCHE PFLEGEFAMILIEN

1. Holmes, L., Ward, H., & McDermid, S. (2012). Calculating and comparing the costs of multidimensional treatment foster care in English local authorities. *Children and Youth Services Review*, 34, 2141–2146.
2. Knorth, E. J., Harder, A. T., Zandberg, T., & Kendrick, A. J. (2008). Under one roof: A review and selective meta-analysis on the outcomes of residential child and youth care. *Children and Youth Services Review*, 30, 123–140.
3. Reddy, L. A., & Pfeiffer, S. I. (1997). Effectiveness of treatment foster care with children and adolescents: A review of outcome studies. *Journal of the American Academy of Child & Adolescent Psychiatry*, 36, 581–588.
4. Macdonald, G., & Turner, W. (2008). Treatment Foster Care for improving outcomes in children and young people. *The Cochrane Library*, 1, 1–53.
5. Westermarck, P. K., Hansson, K., & Olsson, M. (2011). Multidimensional treatment foster care (MTFC): Results from an independent replication. *Journal of Family Therapy*, 33, 20–41.
6. Biehal, N., Ellison, S., & Sinclair, I. (2012b). Intensive fostering: An independent evaluation of MTFC in an English setting. *Adoption & Fostering*, 36, 13–26.
7. Biehal, N., Dixon, J., Parry, E., Sinclair, I., Greenlaw, J., Roberts, C., et al. (2012a). The care placements evaluation (CaPE) evaluation of multidimensional treatment foster care for adolescents (MTFC-A) (Research report DFE-RR194). Department for Education.

8. Chamberlain, P. (2003). The Oregon multidimensional treatment foster care model: Features, outcomes, and progress in dissemination. *Cognitive and Behavioral Practice*, 10, 303–312.

9. Winokur, M., Holtan, A., & Valentine, D. (2009). Kinship care for the safety, permanency, and well-being of children removed from the home for maltreatment. *The Cochrane Library*, 1, 1–101.

18. AUSSERSCHULISCHE BETREUUNG

1. Bernasco, W., Ruiter, S., Bruinsma, G., Pauwels, L., & Weerman, F. (2013). Situational causes of offending: A fixed effects analysis of space-time budget data. *Criminology*, 51, 895–926.

2. Averdijk, M., & Bernasco, W. (submitted). Testing the situational explanation of victimization among adolescents.

3. Snyder, H., Sickmund, M., & Poe-Yamagata, E. (1996). *Juvenile Offenders and Victims: 1996. Update on Violence*. Washington, DC: Office of Juvenile Justice and Delinquency Prevention.

4. Gottfredson, D. C., & Soulé, D. A. (2005). The timing of property crime, violent crime, and substance use among juveniles. *Journal of Research in Crime and Delinquency*, 40, 1–11.

5. Newman, S. A., Fox, J. A., Flynn, E. A., & Christeson, W. (2000). *America's after-school choice: The prime time for juvenile crime or youth enrichment and achievement*. Washington, DC: Fight Crime: Invest in Kids.

6. Lochner, L. (2004). Education, work, and crime: A human capital approach. *International Economic Review*, 45, 811–843.

7. Van der Geest, V. R., Bijleveld, C. C. J. H., & Blokland, A. A. J. (2011). The effects of employment on longitudinal trajectories of offending: A follow-up of high-risk youth from 18 to 32 years of age. *Criminology*, 49, 1195–1234.

8. Beckett, M., Borman, G., Capizzano, J., Parsley, D., Ross, S., Schirm, A., et al. (2009). *Structuring out-of-school time to improve academic achievement: A practice guide*. (NCEE #2009-012). Washington, DC: National Center for Education Evaluation and Regional Assistance, Institute of Education Sciences, U.S. Department of Education.

9. Gottfredson, D. C., Gerstenblith, S. A., Soulé, D. A., Womer, S. C., & Lu, S. (2004). Do after school programs reduce delinquency? *Prevention Science*, 5, 253–266.

10. Goldschmidt, P., Huang, D., & Chinen, M. (n.y.). The long-term effects of after-school programming on educational adjustment and juvenile crime: A study on LA's BEST after-school program, <http://4h.uwex.edu>

11. Durlak, J. A., Weissberg, R. P., & Pachan, M. (2010). A meta-analysis of after-school programs that seek to promote personal and social skills in children and adolescents. *American Journal of Community Psychology*, 45, 294–309.

12. Lauer, P. A., Akiba, M., Wilkerson, S. B., Apthorp, H. S., Snow, D., & Martin-Glenn, M. L. (2006). Out-of-school-time programs: A meta-analysis of effects for at-risk students. *Review of Educational Research*, 76, 275–313.
13. Zief, S. G., Lauver, S., & Maynard, R. A. (2006). Impacts of after-school programs on student outcomes. *The Cochrane Library*, 3, 1–52.
14. Dishion, T. J., & Dodge, K. A. (2005). Peer contagion in interventions for children and adolescents: Moving towards an understanding of the ecology and dynamics of change. *Journal of Abnormal Child Psychology*, 33, 395–400.

19. MEDIENBASIERTE PROGRAMME

1. Nagin, D., & Tremblay, R. E. (1999). Trajectories of boys' physical aggression, opposition, and hyperactivity on the path to physically violent and nonviolent juvenile delinquency. *Child Development*, 70, 1181–1196.
2. White, H. R., Loeber, R., Stouthamer-Loeber, M., & Farrington D. P. (1999). Developmental associations between substance use and violence. *Development and Psychopathology*, 11, 785–803.
3. Portnoy, D. B., Scott-Sheldon, L. A. J., Johnson, B. T., & Carey, M. P. (2008). Computer-delivered interventions for health promotion and behavioral risk reduction: A meta-analysis of 75 randomized controlled trials, 1988–2007. *Preventive medicine*, 47, 3–16.
4. Montgomery, P., Bjornstad, G. J., & Dennis, J. A. (2009). Media-based behavioural treatments for behavioural problems in children. *The Cochrane Library*, 1, 1–44.
5. Carey, K. B., Scott-Sheldon, L. A. J., Elliott, J. C., Bolles, J. R., & Carey, M. P. (2009). Computer-delivered interventions to reduce college student drinking: a meta-analysis. *Addiction*, 104, 1807–1819.
6. Moore, B. A., Fazzino, T., Garnet, B., Cutter, C. J., & Barry, D. T. (2012). Computer-based interventions for drug use disorders: A systematic review. *Journal of Substance Abuse Treatment*, 40, 215–223.
7. Crutzen, R., De Nooijer, J., Brouwer, W., Oenema, A., Brug, J., De Vries, N. K. (2011). Strategies to facilitate exposure to internet-delivered health behavior change interventions aimed at adolescents or young adults: A systematic review. *Health Education and Behavior*, 38, 49–62.
8. Brouwers, W., Kroeze, W., Crutzen, R., De Nooijer, J., De Vries, N. K., Brug, J., et al. (2011). Which intervention characteristics are related to more exposure to internet-delivered healthy lifestyle promotion interventions? A systematic review. *Journal of Medical Internet Research*, 13, e2.

20. PROGRAMME GEGEN GEWALT IM VIRTUELLEN RAUM

1. Ybarra, M., Mitchell, K., Wolak, J. & Finkelhor, D. (2006). Examining characteristics and associated distress related to internet harassment: Findings from the second youth internet safety survey. *Pediatrics*, 118, 1169–1177.
2. Mishna, F., Cook, C., Saini, M., Wu, M., & MacFadden, R. (2009). Interventions for children, youth, and parents to prevent and reduce cyber abuse. *Campbell Systematic Reviews*, 2, 1–54.
3. Perren, S., Corcoran, L., Cowie, H., Dehue, F., Garcia, D., Mc Guckin, C., et al. (2012). Tackling cyberbullying: Review of empirical evidence regarding successful responses by students, parents, and schools. *International Journal of Conflict and Violence*, 6, 283–293.
4. Slonje, R., Smith, P. K., & Frisé, A. (2013). The nature of cyberbullying, and strategies for prevention. *Computers in Human Behavior*, 29, 26–32.
5. Salmivalli, C., Kärnä, A., & Poskiparta, E. (2011). Counteracting bullying in Finland: The KiVa program and its effects on different forms of being bullied. *International Journal of Behavioral Development*, 35, 405–411.

21. PROGRAMME ZUM ABBAU VON VORURTEILEN UND ZUR FÖRDERUNG POSITIVER INTERGRUPPENEINSTELLUNGEN

1. Raabe, T., & Beelmann, A. (2011). Development of ethnic, racial, and national prejudice in childhood and adolescence: A multinational meta-analysis of age differences. *Child Development*, 82, 1715–1737.
2. Beelmann, A., & Heinemann, K. S. (2014). Preventing prejudice and improving intergroup attitudes: A meta-analysis of child and adolescent training programs. *Journal of Applied Developmental Psychology*, 35, 10–24.
3. Stephan, C. W., Renfro, L., & Stephan, W. G. (2004). The evaluation of multicultural education programs: Techniques and a meta-analysis. In Stephan, W. G., & Vogt, W. P. (Hrsg.), *Education programs for improving intergroup relations. Theory, research, and practice*, Ss. 227–242. New York: Teachers College Press.
4. Aboud, F. E., Tredoux, C., Tropp, L. R., Brown, C. S., Niens, U., Noor, N. M., et al. (2012). Interventions to reduce prejudice and enhance inclusion and respect for ethnic differences in early childhood: A systematic review. *Developmental Review*, 32, 307–336.
5. Pettigrew, T. F., & Tropp, L. R. (2006). A meta-analytic test of intergroup contact theory. *Journal of Personality and Social Psychology*, 90, 751–783.
6. Beelmann, A., Heinemann, K. S., & Saur, M. (2009). Interventionen zur Prävention von Vorurteilen und Diskriminierung. In Beelmann, A., & Jonas, K. J. (Hrsg.), *Diskriminierung und Toleranz. Psychologische Grundlagen und Anwendungsperspektiven*, Ss. 435–461. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

22. UNTERSTÜTZUNG DER OPFER VON SEXUELLER GEWALT GEGEN KINDER UND JUGENDLICHE

1. Spataro, J., Mullen, P. E., Burgess, P. M., Wells, D. L., & Moss, S. A. (2004). Impact of child sexual abuse on mental health. Prospective study in males and females. *British Journal of Psychiatry*, 184, 416–421.
2. Sánchez-Meca, J., Rosa-Alcázar, A. I., & López-Soler, C. (2011). The psychological treatment of sexual abuse in children and adolescents: A meta-analysis. *International Journal of Clinical and Health Psychology* 11, 67–93.
3. Hetzel-Riggin, M. D., Brausch, A. M., Montgomery, B. S. (2007). A meta-analytic investigation of therapy modality outcomes for sexually abused children and adolescents: An exploratory study. *Child Abuse & Neglect*, 31, 125–141.
4. Reeker, J., Ensing, D., & Elliott, R. (1997). A meta-analytic investigation of group treatment outcomes for sexually abused children. *Child Abuse & Neglect*, 21, 669–680.
5. Skowron, E., & Reinemann, D. h. S. (2005). Effectiveness of psychological interventions for child maltreatment: A meta-analysis. *Psychotherapy. Theory, Research, Practice, Training*, 42, 52–71.
6. Trask, E. V., Walsh, K. & DiLillo, D. (2011). Treatment effects for common outcomes of child sexual abuse: A current meta-analysis. *Aggression and Violent Behavior*, 16, 6–19.
7. Harvey, S. T. & Taylor, J. E. (2010). A meta-analysis of the effects of psychotherapy with sexually abused children and adolescents. *Clinical Psychology Review*, 30, 517–535.
8. Corcoran, J., & Pillai, V. (2008). A meta-analysis of parent-involved treatment for child sexual abuse. *Research on Social Work Practice*, 18, 453–464.
9. Macdonald, G. M., Higgins, J. P. T., & Ramchandani, P. (2006). Cognitive-behavioural interventions for children who have been sexually abused. *Cochrane Database of Systematic Reviews*, Issue 4. Art. No.: CD001930.
10. Silverman, W. K., Ortiz, C. D., Viswesvaran, C., Burns, B. J., Kolko, D. J., Putnam, F. W., & Amaya-Jackson, L. (2008). Evidence-based psychosocial treatments for children and adolescents exposed to traumatic events. *Journal of Clinical Child & Adolescent Psychology*, 37, 156–183.

23. PROGRAMME DER RESTORATIVE JUSTICE

1. Miller, T. R., Cohen, M. A., & Wiersema, B. (1996). Victim costs and consequences: A new look (1996). *Victims costs and consequences: A new look*. Washington, D. C.: U. S. Department of Justice.
2. Macmillan, R. (2001). Violence and the life course: The consequences of victimization for personal and social development. *Annual Review of Sociology*, 27, 1–22.

3. **Sherman, L. W., & Strang, H. (2007).** Restorative justice: The evidence. London: Smith Institute.
4. **Latimer, J., Dowden, C., & Muise, D. (2005).** The effectiveness of restorative justice practices: A meta-analysis. *The Prison Journal*, 85, 127–144.
5. **Choi, J. J., Bazemore, G., & Gilbert, M. J. (2012).** Review of research on victims' experiences in restorative justice: Implications for youth justice. *Children and Youth Services Review*, 34, 35–42.
6. **Bradshaw, W., Roseborough, D., & Umbreit, M. S. (2006).** The effect of victim offender mediation on juvenile offender recidivism: A meta- analysis. *Conflict resolution quarterly*, 24, 87–98.
7. **Nugent, W. R., Williams, N., & Umbreit, M. S. (2004).** Participation in victim-offender mediation and the prevalence of subsequent delinquent behavior: A meta-analysis. *Research on Social Work Practice*, 14, 408–416.
8. **Schwalbe, C. S., Gearing, R. E., MacKenzie, M. J., Brewer, K. B., Ibrahim, R. (2012).** A meta-analysis of experimental studies of diversion programs for juvenile offenders. *Clinical Psychology Review*. 32, 26–33.

24. PROGRAMME ZUR VERRINGERUNG DES ALKOHOLKONSUMS

1. **Bernasco, W., Ruiter, S., Bruinsma, G., Pauwels, L., & Weerman, F. (2013).** Situational causes of offending: A fixed effects analysis of space-time budget data. *Criminology*, 51, 895–926.
2. **Averdijk, M., & Bernasco, W. (submitted).** Testing the situational explanation of victimization among adolescents.
3. **Room, R., Babor, T., & Rehm, J. (2005).** Alcohol and public health. *The Lancet*, 365, 519–530.
4. **Anderson, P., Chisholm, D., & Fuhr, D. C. (2009).** Effectiveness and cost-effectiveness of policies and programmes to reduce the harm caused by alcohol. *The Lancet*, 373, 2234–2246.
5. **Popova, S., Giesbrecht, N., Bekmudarov, D., & Patra, J. (2009).** Hours and days of sale and density of alcohol outlets: Impacts on alcohol consumption and damage: A systematic review. *Alcohol & Alcoholism*, 44, 500–516.
6. **Heung, C., LeMar, J., & Rempel, B. (2010).** Alcohol and community-based violence: A systematic review. Ontario Public Health Association.
7. **Kaner, E. F., Dickinson, H. O., Beyer, F. R., Campbell, F., Schlesinger, C., Heather, N., et al. (2009).** Effectiveness of brief alcohol interventions in primary care populations. *The Cochrane Library*, 4, 1–90.
8. **Whitlock, E. P., Polen, M. R., Green, C. A., Orleans, T., und Klein, J. (2004).** Behavioral counseling interventions in primary care to reduce risky/harmful alcohol use by adults: a summary of the evidence for the U.S. Preventive Services Task Force. *Annals of Internal Medicine*, 140, 557–68.

9. Riper, H., Van Straten, A., Keuken, M., Smit, F., Schippers, G., & Cuijpers, P. (2009). Curbing problem drinking with personalized-feedback interventions. A meta-analysis. *American Journal of Preventive Medicine*, 36, 247–255.
10. Anderson, P., & Baumberg, B. (2006). Alcohol in Europe. A public health perspective. A report for the European Commission. London: Institute of Alcohol Studies, www.ec.europa.eu
11. Foxcroft, D. R., Ireland, D., Lister-Sharp, D. J., Lowe, G., & Breen, R. (2003). Longer-term primary prevention for alcohol misuse in young people: a systematic review. *Addiction*, 98, 397–411.
12. Jones, L., James, M., Jefferson, T., Lushey, C., Morleo, M., Stokes, et al. (2007). A review of the effectiveness and cost-effectiveness of interventions delivered in primary and secondary schools to prevent and/or reduce alcohol use by young people under 18 years old. Final report, <http://admin.nice.org.uk>
13. Wilkinson, C., & Room, R. (2009). Warnings on alcohol containers and advertisements: International experience and evidence on effects. *Drug and Alcohol Review*, 28, 426–435.
14. Petrie, J., Bunn, F., & Byrne, G. (2007). Parenting programmes for preventing tobacco, alcohol or drugs misuse in children <18: a systematic review. *Health Education Research*, 22, 177–191.
15. Elder, R. W., Lawrence, B., Ferguson, A., Naimi, F. S., Brewer, R. D., Chattopadhyay, S. K., Toomey, T. L., et al. (2010). The effectiveness of tax policy interventions for reducing excessive alcohol consumption and related harms. *American Journal of Preventive Medicine*, 38, 217–229.
16. Wagenaar, A. C., Salois, M. J., Komro, K. A. (2009). Effects of beverage alcohol price and tax levels on drinking: a meta-analysis of 1003 estimates from 112 studies. *Addiction*, 104, 179–90.
17. Wagenaar, A. C., & Toomey, T. L. (2002). Effects of minimum drinking age laws: Reviews and analyses of the literature from 1960 to 2000. *Journal of Studies on Alcohol and Drugs*, 14, 206–225.
18. Sullivan, L. E., Tetrault, J. M., Braithwaite, R. S., Turner, B. J., & Fiellin, D. A. (2011). A meta-analysis of the efficacy of nonphysician brief interventions for unhealthy alcohol use: Implications for the patient-centered medical home. *American Journal on Addictions*, 20, 343–356.
19. Anderson, P., Laurant, M., Kaner, E., Wensing, M., & Grol, R. (2004). Engaging general practitioners in the management of hazardous and harmful alcohol consumption: Results of a meta-analysis. *Journal of Studies on Alcohol and Drugs*, 65, 191–199.
20. Walters, G. D. (2000). Behavioral self-control training for problem drinkers: A meta-analysis of randomized control studies. *Behavior Therapy*, 31, 135–149.

25. ORTSFOKUSSIERTE POLIZEIARBEIT

1. **Groff, E., Weisburd, D., & Morris, N. A. (2009).** Where the action is at places: Examining spatio-temporal patterns of juvenile crime at places using trajectory analysis and GIS. In Weisburd, D., Bernasco, W., & Bruinsma, G. J. N. (Hrsg.), Putting crime in its place. Units of analysis in geographic criminology, Ss. 61–86. NY: Springer.
2. **Oberwittler, D., & Wikström, P. O. H. (2009).** Why small is better: Advancing the study of the role of behavioral contexts in crime causation. In Weisburd, D., Bernasco, W., & Bruinsma, G. J. N. (Hrsg.), Putting crime in its place. Units of analysis in geographic criminology, Ss. 35–59. New York: Springer.
3. **St. Jean, P. K. B. (2007).** Pockets of crime. Broken windows, collective efficacy, and the criminal point of view. Chicago: The University of Chicago Press.
4. **Brantingham, P., & Brantingham, P. (1995).** Criminality of place. Crime generators and crime attractors. *European Journal on Criminal Policy and Research*, 3, 5–26.
5. **Bernasco, W., & Block, R. (2011).** Robberies in Chicago: A block-level analysis of the influence of crime generators, crime attractors, and offender anchor points. *Journal of Research in Crime and Delinquency*, 48, 33–57.
6. **Weisburd, D., & Eck, J. E. (2004).** What can police do to reduce crime, disorder, and fear? *The Annals of the American Academy of Political and Social Science*, 593, 42–65.
7. **Mazerolle, L., Soole, D. W., & Rambouts, S. (2007).** Street-level drug law enforcement: A meta-analytical review. *Campbell Systematic Reviews*, 2, 1–47.
8. **Braga, A. A., Papachristos, A. V., & Hureau, D. M., (2012).** The effects of hot spots policing on crime: An updated systematic review and meta-analysis. *Justice Quarterly*, dx.doi.org/10.1080/07418825.2012.673632
9. **Bowers, K., Johnson, S., Guerette, R. T., Summers, L., & Poynton, S. (2011).** Spatial displacement and diffusion of benefits among geographically focused policing initiatives. *Campbell Systematic Reviews*, 3, 1–144.

26. VERRINGERUNG KRIMINELLER GELEGENHEITEN IM ÖFFENTLICHEN RAUM

1. **Felson, M. (1995).** Those who discourage crime. In Eck, J. E., & Weisburd, D. (Hrsg.), Crime and place: Crime prevention studies, 4, Ss. 52–66. Monsey, NY: Willow Tree Press.
2. **Brantingham, P., & Brantingham, P. (1995).** Criminality of place. Crime generators and crime attractors. *European Journal on Criminal Policy and Research*, 3, 5–26.
3. **Eck, J. E. (2002).** Preventing crime at places. In Sherman, L. W., Farrington, D. P., Welsh, B. C., & MacKenzie, D. L. (Hrsg.), Evidence-based crime prevention, Ss. 241–294. London: Routledge.
4. **Clarke, R. V. (1995).** Situational crime prevention. In Tonry, M., & Farrington, D. P. (Hrsg.), Building a safer society: Strategic approaches to crime prevention. Crime and justice: A review of research, Vol. 19, Ss. 91–150. Chicago: University of Chicago Press.

5. **Welsh, B. C., & Farrington, D. P. (2008).** Effects of improved street lighting on crime. *Campbell Systematic Reviews*, 13, 1–51.
6. **Bennett, T., Holloway, K., & Farrington, D. (2008).** The effectiveness of neighbourhood watch. *Campbell Systematic Reviews*, 18, 1–46.
7. **Welsh, B. C., & Farrington, D. P. (2009).** Public area CCTV and crime prevention: An updated systematic review and meta-analysis. *Justice Quarterly*, 26, 716–745.
8. **Gill, M., & Spriggs, A. (2005).** *Assessing the Impact of CCTV*. London, UK: Home Office
9. **Painter, K. A., & Farrington, D. P. (2001).** The financial benefits of improved street lighting, based on crime reduction. *Lighting Research and Technology*, 33, 3–12.
10. **Guerette, R. T., & Bowers, K. J. (2009).** Assessing the extent of crime displacement and diffusion of benefits: A review of situational crime prevention evaluations. *Criminology*, 47, 1331–1368.

